Published and distributed under permit No. 176, authorized by the Act of Oct. 6, 1917, on file at the Post Office of Chicago, Ill.
By order of the President, A. S. Burleson, Postmaster-General.

Sonntagpost

Published and distributed under permit No. 176, authorized by the Act of Oct. 6, 1917, on file at the Post Office of Chicago, Ill.
By order of the President, Postmaster-General. A. S. Burleson,

(16 Seiten.) 3 Cents Sonntagpost, Chicago, Sonntag, den 3. Februar 1918. 3 Cents 30. Jahrgang. — Nr. 5.

Ging stürmisch zu?

Berlin und Spandau sollen einen schlimmen Donnerstag erlebt haben!

Streik und Friedensfrage.

(Geliefert von den „United Preß Associations“.)

London, 2. Febr. Schweizer, holländische und skandinavische Depeschen — von denen man jedoch noch nicht bestimmt weiß, ob sie aus Deutschland selbst kommen — berichten heute Abend mit großer Einstimmigkeit über eine weitere gewaltige Verbreitung des Generalstreiks in Deutschland sowie auch wieder in Oesterreich-Ungarn. Viele dieser Depeschen enthalten auch Angaben über scharfe Gewaltmaßnahmen der Regierung.

Berlin ist jetzt anscheinend ganz unter Belagerungszustand, und es wird gemeldet, daß die dortige Polizei durch Truppen verstärkt worden sei.

Die Berliner Regierung hat, wie es weiter heißt, ein Ultimatum an die Streiker gerichtet und sie beordert, Montag früh zur Arebit zurückzukehren, — unter der Drohung, widrigenfalls militärisch gegen sie vorzugehen.

Die deutschen Militärbehörden sollen von heute an die Nahrungsrationen für die Streiker vermindert haben. Dies trifft natürlich auch die Familien der Streiker ebenso schwer.

Sozialistische Zeitungen dringen auf sofortige Einberufung des Reichstages, um den Streik zu untersuchen. Junker-Organe sind dagegen.

Der „Berliner Lokalanzeiger“ und ähnliche Zeitungen sollen die Streiker Landesverräter genannt und die Regierung auf das Eindringlichste zu drastischem Vorgehen aufgefordert haben.

Die „Deutsche Tageszeitung“ gibt Oesterreich die ganze Schuld an der Bewegung, weil dasselbe auf der Sendung von Mehl aus Deutschland nach Oesterreich bestand.

In einer Stadt wenigstens, in dem wichtigen Kriegszentrum Spandau sollen ernstliche Mobgewalttaten vorgekommen sein, und die dortigen Streiker sollen am Donnerstag die Polizei angegriffen, ein Fabrik- und Bahnzentrum zerstört und Bäckereien gestürmt haben!

Unabhängige Sozialisten organisiren jetzt eine nationweite Kundgebung zum Protest gegen die Verhaftung des sozialistischen Reichstagesmitgliedes Wilhelm Dittmann.

Die Londoner „Central News“ läßt sich heute zu später Stunde aus Amsterdam melden: „Blutvergießen in den Straßen Berlins“, — doch gebricht es der Meldung an allen Einzelheiten, und sie ist noch mit großer Vorsicht aufzunehmen!

Zürich, Schweiz, 2. Febr. Häufige Zusammenstöße zwischen Streikern und Polizei in Berlin und anderwärts werden gemeldet; doch glaubt man, daß es gelungen sei, überall die Ordnung aufrechtzuerhalten.

Amsterdam, 2. Febr. (Ueber London.) Zeitungen, die heute aus Berlin hier eintrafen, sagen:

Streikkrawalle waren am Donnerstag in ganz Berlin allgemein, ausgenommen Unter den Linden und am Schloßplatze. In Ostberlin wurden Versuche gemacht, die Straßenbahnwagen umzuwerfen, und junge Burschen und Mädchen kletterten auf dieselben und griffen die Angestellten an. Mehrere Bahnzüge wurden zum Entgleisen gebracht. Kabel wurden durchschnitten. Der Trambahndienst in Nord- und in Südberlin wurden Donnerstagmittag aufgegeben, wegen Zusammenstößen zwischen Krawallern und den Behörden. Ausbrüche dauerten den ganzen Tag fort.

Amsterdam, 2. Febr. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ meldet:

Viele deutsche Kriegsgefangenen in Rußland machen sich die dortigen nordnungen zunutze und kehren jetzt nach den deutschen Linien zurück.

Amsterdam, 3. Febr. (Ueber London.) Reisende, welche Samstagabend hier eintrafen, berichten über Zusammenziehungen deutscher Truppen in Bezirken, wo eine weitere Verbreitung des Streiks wahrscheinlich ist.

Der Berliner Militärkommandant Münster erließ eine Proklamation, worin er sagt: „Deutschland steht jetzt vor seiner Schicksalsstunde! Möge das deutsche Volk sich fragen, was geschehen wird, wenn die Front ins Wanken kommt!“

Die Proklamation kündigt an, daß die Behörde politischen Widerstand zerschmettern würde, und fordert Jedermann auf, den Streiks ein Ende zu machen und die Agitatoren bestrafen zu helfen.

Neue Wiener Nahrungskrawalle.

Genf, 3. Febr. (Ueber Paris und London.) Nahrungskrawalle sind, neuerlichen Berichten zufolge, in Wien ausgebrochen. Waarenhäuser sollen geplündert worden, und schlimme Zusammenstöße zwischen Polizei und Krawallern erfolgt sein.

Von westlichen Kriegsschauplätzen.

London, 2. Febr. Feldmarschall Haig berichtete heute Abend einen erfolgreichen Streifzug südöstlich von Mouchy le Preux, wobei die Briten eine Anzahl Gefangene machten.

Deutsche Streifzüge in der Nachbarschaft von der Ypern-Staden-Bahn und nordöstlich von Poelcapelle wurden abgewiesen.

Vom italienischen Kriegsschauplatz.

London, 2. Febr. Oberst Plumer berichtete von der brit.-italienischen Front in Italien, es fänden beständig Auskunftexpeditionen über den Piavefluß hinüber statt. Vier feindliche Aeroplane seien diese Woche heruntergeschossen worden.

Kriegsschiff torpedirt — 224 Tote!

London, 2. Febr. Das bewaffnete Besteigschiff „Louvain“ wurde am 21. Januar im östlichen Teile des Mittelmeeres torpedirt und versenkt, und 224 Personen kamen dabei um! So verkündet heute Abend die britische Admiralität.

„Louvain“ war dazu verwendet worden, Handelsdampfer abzufangen und Offiziere an Bord zu senden, um Ladung und Papiere zu prüfen.

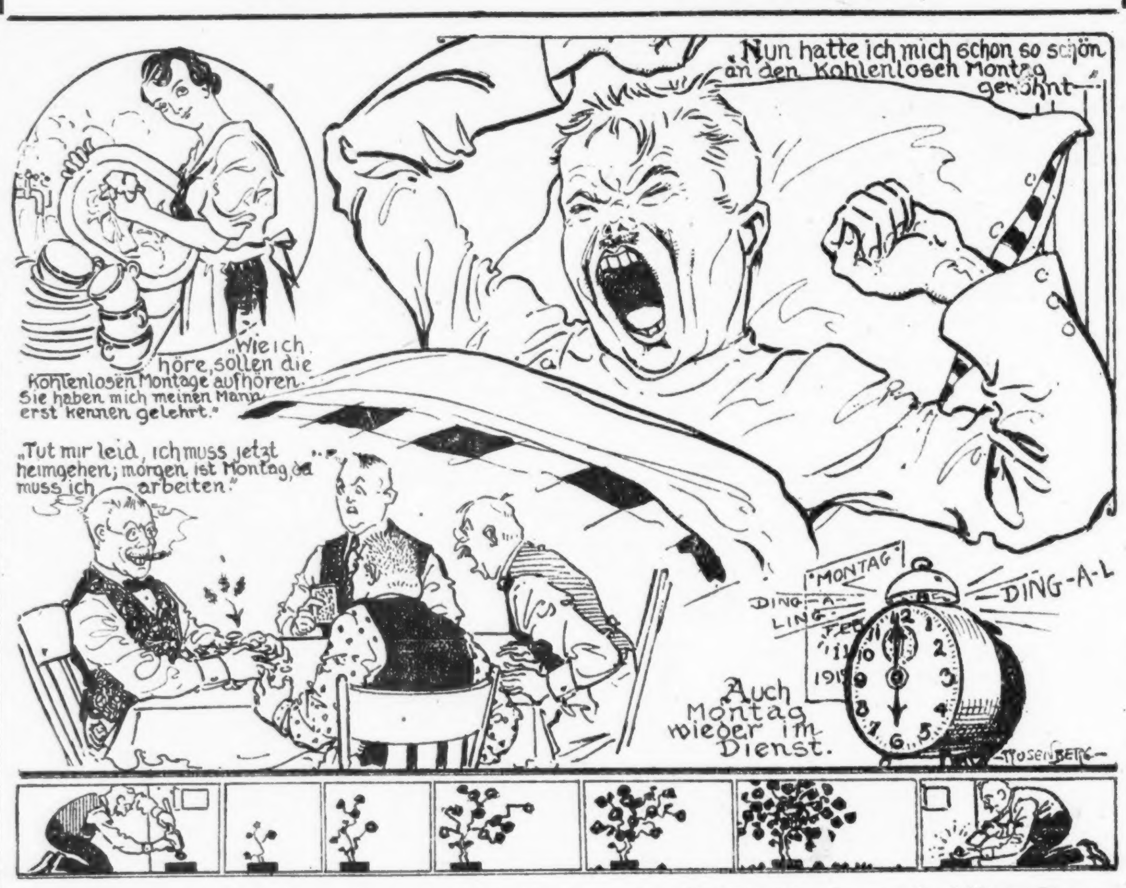
Lloyd George wird wieder sprechen!

London, 2. Febr. Die „Pall Mall Gazette“ kündigt an, daß der britische Premier Lloyd George in der neuen Woche eine wichtige Rede im Unterhaus über alle Aussichten der Kriegslage halten wird. Diese Rede dürfte auch auf bedeutsame Entschließungen des Alliirten-Kriegsrates in Paris Licht werfen.

Hoover und unser Milchkrieg.

Washington, D. C., 3. Febr. Nahrungskommissär Hoover erklärt, daß er in dem jetzigen Chicagoer Milchstreit keinesfalls Partei nehme, sondern eher die beiden Parteien zusammenzubringen suche und dieselbe Politik auch anderwärts verfolgen werde, wo solche Wirren ausbrechen sollten.

Ein Blick in die Zukunft.



Ein neuer Burbank schafft uns einen Kohlenbaum — das ist fürwahr ein wunderschöner Traum.

Viel Blut geflossen.

Bekannter Verbrecher von dem Polizeisergeanten Norton erschossen.

Dieser schwer verwundet.

Zwei weitere Polizisten sowie auch Dr. James M. Hancock haben Schußwunden davongetragen. — Aufregende Jagd.

Der sensationelle Raubmord, welcher vorgestern Abend auf dem Bahnhofe der Illinois Zentralbahn an Randolph Straße verübt wurde, hielt die Polizei noch in fieberhafter Tätigkeit, als gestern Nachmittag von der Bezirkswache an Filmore Straße die Nachricht einlief, daß zwei gefährliche Burschen die dortige Gegend unsicher machten, und daß es zu einem blutigen Kampf kam, bei welchem ein bekannter Verbrecher erschossen wurde, während ein angesehener Arzt, sowie mehrere Polizisten mehr oder weniger schwer verwundet wurden.

Der Tote ist George Raymond, 27 Jahre alt, ein der Polizei wohlbekannter Zuchthäusler.

Die Verletzten sind:

Detektivesergeant John W. Norton, Nr. 3841 W. Adams Straße; erhielt einen Schuß in die Leistengegend, wurde nach dem St. Antonius-Hospital gebracht.

David O'Keefe, ein Polizist, Schuß in die Seite, wurde nach dem Robert Burns Hospital gebracht.

Dr. James M. Hancock, Nr. 4759 W. North Avenue, wurde in den Kopf geschossen, jedoch nicht lebensgefährlich verwundet. Man überführte ihn nach dem Hospital.

Polizeisergeant Dan O'Hara, empfing einen Streifschuß in das linke Bein.

George Moran, der Spießgeselle Raymonds, ebenfalls ein alter bekannter Zuchthäusler, trug gleichfalls eine Streifschußwunde am linken Bein davon.

Ueber die Ursache der Schießerei ist bisher nichts bekannt gegeben worden, auch war von der Bezirkswache an Fillmore Str. wenig oder garnichts über den ganzen Vorfall in Erfahrung zu bringen; jedeAuskunft wurde anfangs verweigert. Erst kurz vor Mitternacht gelang es einem Berichterstatter der „Sonntagpost“ den stellvertretenden Polizeichef Alcock zu Gesicht zu bekommen, der nun Angaben machte, welche die gestrige Bluttat als eine noch viel schlimmere als die auf dem Illinois Zentralbahnhof verübte erscheinen lassen. Vielleicht wird sie aber dazu beitragen, diese aufzuklären.

Bürgschaft im Stich gelassen.

Der Polizeichef erzählte: „Der altbekannte Verbrecher GeorgeRaymond alias James Curtis wurde gestern Nachmittag von dem Detektivesergeanten John W. Norton erschossen, nachdem jener zuvor auf ihn geschossen hatte. Raymond wurde am 27. Juni 1913 wegen Einbruchs zu einer Zuchthausstrafe von 1—20 Jahren verurteilt, aber am 23. März 1917 auf Probe entlassen. Er wurde später wiederum unter dem Verdacht festgenommen, an dem Ueberfall auf die Stockmen's Exchange Bank beteiligt gewesen zu sein, aber nach Stellung von $35,000 Bürgschaft entlassen. Diese Bürgschaft ließ er im Stich und entfloh. Sein Spießgeselle James Moran wurde ebenfalls wegen Einbruchs auf 1 bis 20 Jahre ins Zuchthaus geschickt, aber ebenfalls auf Probe entlassen. Auch er wurde wieder verhaftet und vonRichterLandis unter $45,000 Bürgschaft gestellt. Auch er ließ die Bürgschaft im Stiche.

„Die Bezirkswache an Fillmore Str. wurde benachrichtigt, daß ein Ueberfall an 41. Ave. und Harrison Str. stattgefunden habe, worauf Detektivesergeant Norton in einen gerade vor der Wache stehenden Kraftwagen sprang und nach der erwähnten Stelle fuhr, wo jedoch völlige Ruhe herrschte. Man sagte ihm aber, zwei Kerle seien in südlicher Richtung nach Crawford und Harrison Str. gelaufen, nachdem sie melrere Schüsse abgefeuert hätten. Natürlich nahm er sofort die Verfolgung auf. Inzwischen waren weitere telephonische Meldungen von einer Schießerei in der Wache eingelaufen, woraufhin Polizeikaptän Mathew Zimmer mit seinem Sekretär John McAuley in dem einzigen ihm zur Verfügung stehenden Fuhrwerk, der Polizeiambulanz, ausfuhr. Sie bekamen, an der Stelle angelangt, die gleiche Weisung, worauf sie sich ebenfalls südlich wandten und bald auch Norton zu Gesicht bekamen, dem sie sich dann anschlossen. An Polk Str. und Crawford Ave. kamen sie den Fliehenden auf die Fersen und trieben sie schließlich so in die Enge, daß sie sich gezwungen sahen, in eines der Häuser hineinzulaufen. Kapitän Zimmer und McAuley folgten ihnen, während Norton hinter dem Gebäude Wache hielt. Die ersteren hatten Glück, sie faßten einen der Burschen — es war Moran — als dieser die Vordertreppe hinauflaufen wollte, wohingegen der andere, Raymond, versuchte, durch den hinteren Ausgang zu entkommen. Norton stürzte sich auf den Fliehenden, wurde jedoch von diesem zu Boden geschleudert, sodaß Raymond abermals einen bedeutenden Vorsprung bekam. Zimmer und McAuley brachten ihren Gefangenen in die Ambulanz, übergaben ihn dem Polizisten O'Keefe und sahen sich dann nach Norton um. Dieser war schon wieder auf der Spur des Fliehenden und lief bereits die Flournoy Str. entlang, als sie seiner ansichtig wurden. An Crawford Ave. angekommen fuhr gerade eine Elektrische vorüber, und Norton verlor den von ihm verfolgten Schießbold aus den Augen, es teilte ihm aber Jemand mit, daß ein Mann ohne Hut auf die vorüberfahrende Elektrische gesprungen sei. Der Detektivesergeant eilte also dieser nach. Inzwischen war ihm auch die Ambulanz gefolgt, der es an der Lexington Str. gelang, die Elektrische zu überholen. Sobald sie hielt sprang Raymond von der hinteren Platform, im selben Augenblick wurde er aber Nortons ansichtig, zog einen Revolver und begann auf ihn zu schießen. Obgleich verwundet, machte Norton nun ebenfalls von seinem Schießeisen Gebrauch und streckte Raymond nieder. Am Boden liegend richtete dieser sich nochmals auf und schoß die noch in dem Revolver befindlichen Kugeln ab, ehe er den letzten Atemzug tat. Von diesen letzten Schüssen wurden O'Keefe und Moran getroffen.

Noch nicht vernehmungsfähig.

Wie später ermittelt wurde, hatte Sergeant O'Hara, der auf die ersten Schüsse hin herbeieilte, Dr. Hancock bewußtlos an 41. Avenue und Harrison Straße aufgefunden. Wer den Schuß auf ihn abfeuerte, ist noch nicht bekannt, da der Verwundete bisher nicht vernommen werden konnte.

Der Lenker der Elektrischen, dessen Namen anzugeben die Polizei sich weigert, erklärte, daß Raymond auf die vordere Platform kam, ihm seinen Revolver in in die Seite setzte und ihm befahl, so rasch wie möglich drauf los zu fahren und nirgends anzuhalten, falls er nicht wünsche, mit Freund Hein Bekanntschaft zu machen. Auch nahm der Bursche einem Passagier der Elektrischen die Mütze fort.

Tierneys Handkoffer?

Wie es heißt — doch wurde dies vom Polizeichef nicht zugegeben — fand man in den Taschen Raymonds eine Postkarte mit der Adresse Nr. 2028 Flournoy Straße. Hier sollen nun die Detektives Frank Marino, einen alten Verbrecher, und Maurice Emery festgenommen haben. Außerdem wurden auf Spuren hin, die in der Wohnung gefunden wurden, Frau Tilly Sullivan und Grace Davis in Haft genommen, in deren Besitz man einen Teil des gestohlenen Geldes, welches von dem Raubmord im Illinois Zentral Bahnhof stammt, gefunden haben will. Außer diesem wurden angeblich auch mit Blut befleckte Patronen, sowie Tierneys Handkoffer und Fahrkarten der Illinois Zentralbahn gefunden. Uebrigens befindea sich noch ungefähr ein Dutzend weiterer Verdächtiger hinter Schloß und Riegel. Ob Pelikan, der Lenker des Kraftwagens, in welchem Tierneys Mörder entflohen, die Gefangenen als seine Fahrgäste identifizirte, konnte noch nicht ermittelt werden.

St. Louiser Straßenbahnstreik.

St. Louis, 3. Febr. Das hiesige Straßenbahnsystem erfuhr Samstag Nacht eine teilweise Lähmung durch den Ausstand von mehreren Hundert Schaffnern und Motorleuten.

Man befürchtete Krawalle, als Streiker sich an wichtigen Uebergängen ansammelten und in andere Angestellte drangen, sich ebenfalls dem Ausstand anzuschließen.

In vielen Fällen erhielten Frauen die Stellen von Streikern.

Es handelt sich bei dem Ausstand um die Löhne und um die Arbeitsverhältnisse.

Mutmaßliches Wetter.

Die Milderung scheint so langsam wie der Friede zu kommen!

Washington, D. C., 2. Febr. Das Bundeswetteramt stellt folgendes Wetter für den Staat Illinois am Sonntag und Montag in Aussicht:

Unbestimmt am Sonntag, wahrscheinlich leichter Schneefall; kälter in der Sonntagnacht.

Am Montag schön, aber kälter.

Indiana: Strichweiser Schnee oder Regen und wärmer am Sonntag; am Montag schön, aber wieder etwas kälter.

Niedermichigan: Schnee am Sonntag, mit steigender Temperatur, und am Montag Schnee und kälter.

Obermichigan: Schnee am Sonntag und wahrscheinlich auch amMontag; einigermaßen kälter amMontag.

Wisconsin: Leichter Schnee und kälter am Sonntag, mit lebhaftem West- und Nordwestwinde; Montag schön, aber kälter.

(Der Chicagoer Wetteronkel prophezeit:)

Leichter Schneefall Sonntag, kälter in der Nacht. Montag klar und kälter. Mäßiger bis lebhafter Nord- und dann Nordwestwind.

Temperaturstand.

Nachstehend der Temperaturstand nach den amtlichen Angaben des Wetteramtes:

3 Uhr Nachm.	23	8 Uhr Abends	21
4 Uhr Nachm.	24	9 Uhr Abends	20
5 Uhr Nachm.	23	12 Uhr Mitternacht	18
6 Uhr Abends	22	2 Uhr Morgens	16
7 Uhr Abends	21		

Wiederum schuldig.

Lloyd Bopp zum zweiten Male wegen Mordes zum Tode verurteilt.

Erschoß den Polizisten H. Malow

Die Geschworenen waren noch nicht zwei Stunden in Beratung. — Der Verurteilte sieht seinem Schicksal gefaßt entgegen.

Lloyd Bopp, der jugendliche Mörder des Fahrradpolizisten Hermann Malow, wurde gestern Nachmittag, diesmal von den Geschworenen des Richters Brentano, schuldig befunden und zum Tode verurteilt. Somit haben die zwölf Geschworenen, die in diesem Prozesse eine Woche lang zu Gericht saßen, den Wahrspruch bestätigt, den ihre Vorgänger im September des Jahres 1916 in der Abteilung des Richters Joseph Sabath bereits abgegeben hatten. Das Staatsobergericht gewährte damals Bopp wegen einiger im Vorverfahren begangenenRechtsfehler eine Wiederaufnahme des Verfahrens. In dem gestern zu Ende gekommenen Prozesse gebrauchten die Geschworenen nur eine Stunde und 45 Minuten zur Fällung ihresUrteilsspruches. Bopp selbst nahm sein Urteil ruhig und gefaßt entgegen, sein bisher fahles Gesicht überzog sich, als er sein Schicksal vernahm, mit einer leichten Röte, zu sagen hatte er nichts. Er scheint sich in sein Geschick, von dem es wohl jetzt kein Entrinnen mehr gibt, ergeben zu haben.

Jeder Zweifel ausgeschlossen.

Der Fall Bopp lag aber auch so sonnenklar auf der Hand, daß von vornherein kein anderes Ergebniß, als die Verurteilung des Angeklagten zu erwarten war. Am 14. Juni 1916 hatten Bopp und seine Freunde Frank McErlane, Alfred Michellini und Warren Calston den an der Ecke wartenden Kraftwagen des Leutnants H. B. Conover gestohlen und damit eine Vergnügungsfahrt angetreten. Auf der Fahrt griffen sie die 18 Jahre alte Grace Lyttle auf, die nur zu gerne bereit war, an der Reise der Burschen teilzunehmen. Zu später Nachtstunde kam die Bande dann über den Washington Boulevard in rasender Fahrt nach der Stadt zurück. An der Ecke der Cuyler Ave. und des Washington Boulevard gerieten die Bengel jedoch mit den Insassen eines in entgegengesetzter Richtung daherkommenden Autos in Streit und lenkten somit die Aufmerksamkeit desFahrradpolizisten Hermann Malow auf sich. Dieser schickte sich an, Bopp und Genossen zu verhaften und schwang sich zum Zwecke der Feststellung ihrer Namen auf das Laufbrett ihres Kraftwagens; im selben Moment hatte Bopp aber auch schon seinen Revolver gezogen und mit sicherem Ziel den Beamten niedergeschossen. Als es zum Prozesse kam, bezeugte die Lyttle, daß Bopp es war, der Malow erschoß, und auch der inzwischen eingefangene McErlane sagte mit Bestimmtheit aus, daß Malow dem mörderischen Geschoß des Bopp zum Opfer fiel.

Das Attentat auf Grace Lyttle.

Schwer belastend für Bopp waren auch die sich deckenden Aussagen der beiden genannten Zeugen über ein Attentat, das McErlane und dessen Freunde auf Grace Lyttle im Oktober 1916 ausführten, um das Mädchen zu verhindern, nochmals gegen Bopp auszusagen. Danach hatten McErlane und Genossen Grace mit gleißnerischen Worten zu einer Spazierfahrt nach Burnham eingeladen, und sie in einer Spelunke dann mit alkoholischen Getränken derartig berauscht, daß sie nicht mehr Herrin ihrer Sinne war. In diesem Zustande wurde das Mädchen dann wiederum in den Kraftwagen geschleppt, und scheinbar mit ihr die Heimfahrt nach Chicago angetreten. Auf dem Wege von Burnham nach Chicago aber hielten die Burschen auf offenem Felde an, hoben ihr Opfer aus dem Wagen und schlugen auf das besinnungslose Geschöpf so lange ein, bis sie es für tot hielten. Wider Erwarten erholte sich die Unglückliche jedoch bald und war im Stande, sich nach Chicago zu schleppen, wo sie der Polizei und der Staatsanwaltschaft in Pflege gegeben und zu ihrer eigenen Sicherheit strengstens bewacht wurde.

Bopp ist bereits vorbestraft; erst kurz vor dem Morde des Polizisten Malow war er aus der Reformanstalt Pontiac bedingungsweise entlassen worden. Er wurde zum Aufenthalt in der Reformanstalt verurteilt, weil er in seiner Heimatstadt Lawrenceville, Ill., einen Polizisten tätlich mit einem Messer angegriffen hatte.

Der Neunte.

Mit der Verurteilung des Mörders Bopp kann Hilfsstaatsanwalt James C. O'Brien in den fünf Jahren seiner amtlichen Tätigkeit auf neun Verurteilungen, in denen für Morde die Todesstrafe verhängt wurde, zurückblicken. Von den Verurteilten hat allerdings nur Einer seine Tat am Galgen gebüßt, während an den anderen Mördern das Urteil noch nicht vollstreckt wurde. Zum Teil sind sie auch vom Gouverneur zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt worden. Zu den Verurteilten gehören: Joseph Esposito, Boswell Smith (wurde gehängt), James Frenche, alias „Duffy the Goat“ (im zweiten Verfahren freigesprochen), Georg Krupka, Ernest Wallace, Harry Lindrum, Edward T. Wheed und Lloyd Bopp. Lindrum und Wheed sollen am 15. Februar gehängt werden.

Noch viele Kriegsbills

Auf dem dieswöchigen Küchenzettel beider Kongreßhäuser.

Auch Nahrungs- und Kohlenfragen.

(Geliefert von den „United Preß Associations“.)

Washington, D. C., 2. Febr. Während der Streit über ein Extra-Kriegskabinet den Hauptrang in den Verhandlungen einnimmt, wird der Kongreß in der neuen Woche zur Beschlußfassung über eine Masse Notfalls-Kriegsmaßnahmen zu gelangen suchen.

Folgendes steht auf dem Programm des Senats:

Senator Hitchcock spricht am Montag in Unterstützung der Krigeskabinets- und der Munitionsdirektors-Bill.

Der Zwischenstaatliche Verkehrsausschuß des Senats berichtet am Montag die Eisenbahnkontrollbill ein.

Vom Justizausschuß wird eine Zahlungsfristvorlage einberichtet, welche Soldaten und Matrosen in ihren Zivilrechten schützen soll.

Das Militärkomite berichtet eine Vorlage betreffs der Berufung gelernter Arbeiter in den Militärdienst ein.

Eine Bill betreffs einer Kriegsfinanzierungskorporation hat der Vorsitzer vom Finanzausschuß des Senates, Simmons, einzuberichten.

Nahrungsbills berichtet Senator Pomerene ein.

Das Reed'sche Subkomite beginnt die Ausarbeitung von Berichten über die Untersuchung der Kohlen- und Zuckerverhältnisse.

Auf dem Programm des Abgeordnetenhauses steht Folgendes:

Der Neuentwurf der Eisenbahnkontrollbill; wird wahrscheinlich am Donnerstag vom Zwischenstaatlichen Verkehrsausschuß einberichtet werden.

Der dringliche Nachtragsetat, welcher die Bewilligung von noch Hunderten von Millionen Dollars für Kriegsarbeit fordert; spät in der Woche soll das erweiterte Kriegsprogramm einberichtet werden.

Abg. Glaß wird gegen die Kritiker des Kriegsdepartements sprechen.

Die Tageslichtsparbill wird einberichtet werden.

Desgleichen die Kriegsfinanzirungskorporationsbill, welche eine Bewilligung von 500 Millionen Dollars verlangt.

Vorlagen für zwangsweise fleisch- und weizenlose Tage und betreffs weiterer Preisfestsetzungen sind vom Landwirtschaftlichen Ausschuß zu erörtern und baldmöglichst einzuberichten.

Zensor und Auskunftgeber berichtet.

Washington, D. C., 2. Febr. Der Vorsteher des öffentlichen Auskunft- und Zensurkomites, George Creel, sandte dem Präsidenten Wilson einen langen, ungefähr 700 Worte einnehmenden Bericht über die Tätigkeit dieses Büros.

Er hebt hervor, dieses Komite sei zu einer wirklichen Weltorganisation geworden, welche allenthalben die öffentliche Meinung gemodelt und die Wahrheit über Amerikas Kriegsziel eingehämmert habe; solches sei noch immer seine Hauptaufgabe. Und jede Agentur für die Verbreitung von Neuigkeiten stehe natürlich im Dienste der obigen Organisation; und diese habe Fühlung mit jedem Teil der Maschine, welche die Streitkräfte Amerikas zum Sieg ordne.

Der Präsident richtete ein anerkennendes Schreiben an Herrn Creel.

Gegen Profitwüteriche.

Washington, D. C., 3. Febr. Mit dem Kleinverkaufspreis des Mehles um 99 Prozent über dem Preise, welcher beim Ausbruch des großen Krieges bestand, macht sich jetzt die Nahrungsverwaltung daran, den Profitjägern unter den Groß- und Kleinhändlern entgegenzuarbeiten.

In einer soeben von Herrn Hoover erlassenen Warnung werden Großhändler benachrichtigt, daß die höchsten Großverkaufsprofite nicht 50 bis 75 Cents pro Faß übersteigen dürfen. Und Kleinhändler werden in Kenntniß gesetzt, daß sie ihre Profite auf 80 bis höchstens $1.20 pro Faß beschränken müssen.

Die Preisfestsetzungsbills, welche nächstdem den Kongreß beschäftigen werden, zielen auch sonst darauf ab, die Kleinhändler unter die Kontrolle der Regierung zu bringen, und werden weitgehend sein.

Binnen zwei Tagen wird wohl auch die Regierungskontrolle über die Oelindustrie zur Tatsache geworden sein, — ein weiterer großer Schritt in der Mobilmachung der ungeheuren Hilfsquellen der Nation für den Krieg!

Präsident Wilson hat eine in Bälde zu veröffentlichende Proklamation ausgearbeitet, durch welche die Brennstoffverwaltung zu radikalen Schritten ermächtigt wird. Wie man annimmt, wird die ganze Produktion und Verteilung von Oel ebenfalls unter Lizens gestellt werden, unter Festsetzung von Preisen für die verschiedenen Grade der rohen und raffinirten Petroleumprodukte.

Bis jetzt besteht keine Knappheit von Petroleum; aber es ist notwendig, die besten Grade von Gasolin für die vielen zu bauenden amerikanischen Flugzeuge in genügender Menge zu sichern.

Deutscher Einfluß in Chile.

London, 3. Febr. In den letzten paar Monaten ist der deutsche Einfluß in der südamerikanischen Republik Chile fühlbar gewachsen: So berichtet der Korrespondent der Londoner „Times“ in Valparaiso. Er sagt, die deutschen Bemühungen seien nicht allein darauf gerichtet, Chile neutral zu erhalten, sondern auch Kontrolle über das Geschick des Landes zu erlangen. Die Alliirten-Interessen seien besorgt, daß der deutsche Einfluß, welcher bereits in der chilenischen Armee und in der Kirche herrsche, sich auch in einem gefährlien Maße im chilenischen Kongreß offenbaren werde, der im März zu erwählen ist. Viele deutschfreundliche Organisationen und deutsche Zeitungen seien für diese Wahlen tätig und würden anscheinend mit deutschem Gelde unterstützt.

Mißhandelt und beraubt.

Wegelagerer haben Stephen Feistmer $178 sowie drei Checks abgenommen.

Als Stephen Feistmer, ein Nr. 2032 Magnolia Ave. wohnhafter Fuhrmann, gestern Abend mit seinem Gefährt die Division Str. entlang fuhr und sich in der Nähe der Hickory Str. befand, sprangen plötzlich zwei Kerle auf ihn zu, zerrten ihn vom Wagen, und nahmen ihm, nachdem sie ihn zuvor auf das Brutalste mißhandelt hatten, seine ganze Habe, bestehend aus $178 in baarem Gelde sowie drei Checks auf $269, $55 und $17, ab. Dann verschwanden sie. Alle Bemühungen, ihrer habhaft zu werden, haben sich bisher als vergeblich erwiesen.

Schulen morgen offen.

Schulrat [illegible] an Präsident Wilson, Garf[illegible] und McAdoo.

Barbierläden am Montag.

Können ihr Geschäft in derselben Weise wie an Sonntagen betreiben.—Neues Kohlenlieferungssystem.

Einen Appell, sofort Vorkehrungen für die Versorgung der öffentlichen Schulen mit genügend Kohle zu treffen, erließ gestern der Schulrat in einer Sondersitzung an Präsident Wilson, Bundeskohlenkontrolleur H. A. Garfield und Generalleiter der Eisenbahnen William G. McAdoo. Veranlassung dazu gab die Tatsache, daß der Schulrat nicht genügend Kohle an der Hand hat, die Schulen für eine weitere Woche zu heizen, und auch nicht genügend Kohle für den Zweck beschaffen kann. Vorläufig werden die Schulen morgen geöffnet werden. Wie lange dies geschehen kann, muß dahingestellt bleiben. Bundeskohlenkontrolleur Garfield wird ersucht, für die öffentlichen Schulen 7200 Tonnen die Woche zu reserviren, so daß sie wie gewöhnlich geöffnet werden können. Eisenbahngeneralleiter McAdoo wird ersucht, sofort 150 Eisenbahnwagen die Woche zu reserviren, damit die nötige Kohle aus den Gruben von Illinois und Indiana nach Chicago gebracht werden kann. Schließlich ersucht der Schulrat den Präsidenten, „in dessen Hand die höchste Machtbefugniß bezüglich der Verteilung und des Transports von Kohle ruht, von der ihm übertragenen Machtbefugniß im Interesse der Väter, Mütter, Kinder und Familien Chicagos Gebrauch zu machen und die öffentlichen Schulen ununterbrochen offen zu halten.“ Abschriften des Beschlußantrags sollen außer diesen drei Beamten noch den Vertretern Chicagos in beiden Häusern des Kongresses übersandt werden.

Behörden müssen eingreifen.

Die Einleitung zu dem Beschlußantrag erklärt, daß die öffentlichen Schulen sich einer Situation gegenübersehen, die sie zwingen wird, wegen Mangel an genügend Kohle ihre Türen auf unbestimmte Zeit zu schließen und allen Unterricht zu suspendiren, es sei denn, daß die Behörden, in deren Händen die Verteilung der verfügbaren Kohle liegt, endgiltig anordnen, daß die Schulen geöffnet bleiben sollen. Der Schulrat sei von bürgerlichen Vereinigungen, Klubs, Eltern, Lehrern aufgefordert worden, den Schulunterricht im Interesse der Familie, des Gemeinwesens und der Kinder fortzusetzen. Viele dieser Gesuche seien von Familien eingelaufen, die Kohle am nötigsten brauchten, und deren Oberhäupter mit Körben in der Hand die Behörden anflehten, ihnen gerade genug Kohle zu verschaffen, um den allernotwendigsten Ansprüchen genügen und Leiden und Entbehrungen verhindern zu können. Diese Familien wünschten, daß die Schulen geöffnet blieben. Die lokalen Kohlenbehörden und Händler hätten alles getan, um den Schulen Kohle zu liefern, seien aber nicht erfolgreich gewesen. Aus diesem Grund sei die Kohlenreserve, die der Schulrat im letzten Sommer beschafft habe, so stark angegriffen worden, daß jetzt die Schulen als ganzes System nicht eine weitere Woche geöffnet werden könnten. In den Gruben von Illinois und Indiana sei genügend Kohle vorhanden. Auch seien genügend Arbeitskräfte verfügbar, sie zu fördern und zu versenden. Das Problem, Chicagos Familien, Schulen und industriellen Anlagen mit Kohle zu versehen, lasse sich mit einem sachverständig geleiteten Bahnsystem leicht lösen.

Neues Ablieferungssystem.

Die staatliche und Countykohlenkontrolle tat gestern verschiedene Schritte, um dem geplagten Familienoberhaupt, das sich Kohle gar nicht oder in ungenügenden Mengen beschaffen kann, sie zu verschaffen. Sie wird sich zuerst der Familien annehmen, die als bevorzugte Kunden behandelt werden sollen, und Wirtschaften, Brauereien, Theater und Filmtheater und ähnliche Vergnügungslokale müssen auf ihre Kohle warten, bis die Familien versorgt sind. Im Einvernehmen mit den Kohlenhändlern der Stadt hat die Countykohlenkontrolle ein neues Kohlenlieferungssystem ins Leben gerufen und außerdem angeordnet, daß am Dienstag aus den Grubenbezirken des Staates nur Kohle für den Familienbedarf versandt werden darf. Alle übrigen Kunden müssen warten. Countykohlenkontrolleur Raymond E. Dunham machte den Plan für schleunige Ablieferung von Kohle gestern bekannt.

Gemäß diesem Plan wird die Stadt in zwölf Bezirke eingeteilt. **Für jeden Bezirk ist ein Vorsitzender ernannt worden, und die Kohlenhändler in jedem Bezirk sind gehalten, sofort für ausreichende Verteilung von Kohle an Familien zu sorgen. Der neue Plan wird, wie Kohlenkontrolleur Durham erklärte, ein Ablieferungssystem [illegible] schaffen, das allen Anforderungen genügen kann. Die Vorsitzenden für die zwölf Bezirke sind wie folgt: 1. Bezirk — W. W. Lill, George Lill Coal Co.; 2. Bez. — C. H. Chase, Excelsior Coal Co.; 3. Bez. — Gus Lenke, Lake Shore Fuel Co.; 4. Bez.—Jay** Smith; 5. Bez. — Herr East, Cosmopolitan Coal Co.; 6. Bez. — Phil. Watson, Franklin Fuel Co.; 7. Bez. — Adam Glaser, Albany Coal Co.; 8. Bez. — J. B. McCahey, J. J. Dunn; 9. Bez. — Edwird Klinenberg, Peoples Fuel & Supply Co.; 10. Bez. — John Reiner, Reiner Coal, Lumber & Supply Co.; 11. Bez. — Herr Thompson, Calumet Coal Co.; 12. Bez. — C. N. Reading.

Kunden müssen Gesuche ausfüllen.

Alle Kohlenhändler sind benachrichtigt, daß die Verfügung der Kohlenkontrolle vom 26. Januar bezüglich der Ablieferung von Kohle im Betrag von weniger als einer Tonne nachdrücklich durchgeführt werden wird, und daß Lieferungen nur nach Ausfüllung eines Gesuchs erfolgen können. Auf diesem Gesuch muß jeder Gesuchsteller angeben, wie viel Kohle verlangt wird, wie viel Kohle er hat, wie lange dieser Vorrat reichen wird, und ob er anderen Kohlenhändlern Aufträge erteilt hat, die noch nicht ausgeführt sind. Keine Kohle wird geliefert, wenn der Kunde einem anderen Kohlenhändler Aufträge erteilt hat. Ist der Kunde nicht zu Hause, wenn die Kohle abgeliefert werden soll, so wird die Kohle nicht ein zweites Mal geliefrt. Falsche Angaben in dem Gesuch um Kohle werden mit Geldstrafen von $5000 oder zwei Jahren Gefängniß bestraft werden.

Straßenhändler, die Kohle abliefern, sollten die Kohlenhöfe, die Eisenbahnverbindung haben, mit den ausgefüllten Kohlengesuchen versorgen, damit sich feststellen läßt, wohin die Kohle geht. Jeder Kohlenhof sollen jeden Morgen den Vorsitzenden des betr. Bezirks unterrichten, wie viel Kohle vorhanden ist, da. [illegible] den Bezirken, die Kohle [illegible] tigsten brauchen ausgeholfen werden kann.

Kohlenversorgung der Schulen.

Gleichzeitig gab der Countykohlenkontrolleur eine Erklärung ab, daß die Verfügungen bezüglich der Bevorzugung von Familien u. s. w. bei Kohlenlieferungen nicht bedeutet, daß industriellen Anlagen keine Kohle geliefert wird, wenn sie nötig ist, um Eigentumsbeschädigung infolge Einfrieren von Röhren usw. zu verhüten. Gleichzeitig gab der Countykohlenkontrolleur eine Erklärung bezüglich der Schulen wie folgt ab: „Der Betrag, den die Schulen brauchen außer den vorhandenen Vorräten, beläuft sich auf nicht mehr als ein halbes Prozent der normalen Zufuhr nach Chicago. In Anbetracht des großen Opfers, das die Schulen bereits gebracht haben, und der Tatsache, daß die Kinder vieler unbemittelter Eltern sich nur in der Schule wärmen können, sind wir der Ansicht, daß Schulen bevorzugt werden sollten. Der Betrag, der für die Schulen gebraucht wird, ist so gering, daß er einen merklichen Einfluß auf die Schließung von industriellen Anlagen nicht haben kann.“

Weisung für Grubenleiter.

Um den Familien und anderen vom Bundeskohlenkontrolleur als bevorzugt erklärten Kohlenkonsumenten genügend Kohle zu verschaffen, hat der staatliche Kohlenkontrolleur gestern angeordnet, daß die Kohlengruben am Dienstag Kohlen ausschließlich an diese bevorzugten Konsumenten versenden dürfen. In einem Telegramm an alle Grubenleiter forderte Kohlenkontrolleur Williams gestern dazu auf und ermahnte sie, sich nicht zu scheuen, auch alte liebgewordene geschäftliche Freunde und Kunden unversorgt zu lassen, damit dieses Ziel erreicht werden könne. Er weist sie daraufhin, daß die Lage, soweit der Familienbedarf in Betracht komme, in Illinois sehr ernst geworden sei, da die Kohle aus dem Osten ausgeblieben oder nach Michigan verwiesen worden sei. Die Ermächtigung zu diesem Schritt hat der Kohlenkontrolleur aus Washington erhalten. Die Bundesbehörden haben ihm gleichzeitig mitgeteilt, daß Grubenleiter, die in Befolgung dieser Verfügung ihre Kontrakte brechen müssen, auf Schadenersatz nicht verklagt werden können.

Schönhofen Brauerei gibt Kohle.

Die Schoenhofen Brewery Co. bot gestern durch ihren Präsidenten Peter Theurer der Countykohlenkontrolle 200 Tonnen Kohle zur Verteilung an unbemittelte Familien in der Nachbarschaft der Brauerei an. Die Kohle soll durch die Kohlenhändler verteilt werden.

Barbierstuben am Montag.

Vom Hilfs-Bundesbezirksanwalt R. W. Childs, der sich nach Washington begeben hatte, um von der Bundeskohlenkontrolle Aufklärung über gewisse fragliche Bestimmungen bezüglich der Schließung von Geschäften an Montagen zu erlangen, lief gestern bei der staalichen Kohlenkontrolle telegraphisch Nachricht ein. Barbierstuben, die bisher an Montagen schließen mußten, können danach an kohlenlosen Montagen in derselben Weise offenhalten wie an Sonntagen. D. h. sind sie an Sonntagen bis zwölf Uhr Mittag offen, so können sie am Montag ebenfalls bis zwölf Uhr Mittag offen bleiben. Schließen sie aber an Sonntagen, so müssen sie auch an Montagen geschlossen bleiben. Haben sie den ganzen Sonntag offen, so können sie auch den ganzen Montag offen haben.

Verkauf von Zuckerwaaren.

Im Fall von Restaurants und Speisehäusern, die Zuckerwaaren verkaufen, hat die Bundesverwaltung entschieden, daß diese Restaurants am Montag Zuckerwaaren nicht verkaufen dürfen. Sie dürfen nur ihr Restaurant betreiben. Bezüglich der Kabarets in Verbindung mit Lokalen mit Schankgerechtsamen hat die Bundesverwaltung eine Aenderung nicht getroffen. Sie müssen als Vergnügungslokale am Dienstag geschlossen bleiben, auch wenn sie am Montag wegen Mangel an Heizung nicht geöffnet werden können.

Deutsches Theater.

Karl Rößlers Lustspiel „Die fünf Frankfurter“.

Unter Direktor Seidemanns Spielleitung gelangte gestern Abend im Deutschen Theater Karl Rößlers Lustspiel „Die fünf Frankfurter“ zur Aufführung. Wie schon in der Ankündigung angedeutet worden war, versetzt dasselbe die Zuschauer in die Zeit vor etwa hundert Jahren zurück, und zwar in das alte, berühmte Judenviertel der Stadt Frankfurt, in das Haus der „alten Frau Gudula“, deren fünf Söhne als Bankiers, Anselm, der älteste in der Heimatstadt, die anderen in London, Wien, Rom und Paris die Firma Rothschild vertreten. Ein prächtiges Familienbild entrollte der erste Akt: die Mutter im Kreis ihrer in kindlich patriarchalischer Weise ihr zugetanen Söhne, und es war eine wohlverdiente Auszeichnung, daß Direktor Seidemann, der die Rolle des Salomon spielte, bei seinem Erscheinen auf der Bühne mit lautem Beifall begrüßt wurde.

Seine Brüder, Anselm, von Jose Danner, Nathan, von James Brückner, Carl, von Freddi Ambrogio, und Jakob, von Hans Zoder gespielt, boten prächtige Charakterdarstellungen und bedienten sich zum Teil in anerkennenswerter Weise einer an's Hessische anklingenden Mundart. Ihre Mutter, die alte Frau Gudula, fand durch Johanna Eisemann eine vorzügliche Wiedergabe, die wohl im Verkehr mit ihrer alter Dienerin Rosa, von Louise Brueckner überaus lebenswahr dargestellt, und mit ihrer Enkelin Charlotte, zumal im letzten Akt ihren Höhepunkt erreichte. Charlotte, Salomons Tochter, wurde von Martha Gantzberg in der ihr eigenen natürlichen Herzlichkeit gegeben. Adolf Stoye spielte die Rolle des verschuldeten Herzogs, und es gelang ihm, den nicht eben anziehenden Charakter naturgetreu wiederzugeben. Eine nicht minder vorzügliche Gestaltung, auch in Maske und Auftreten, verlieh Karl Zander dem Fürsten von Klausthal-Argodo, dessen Abneigung gegen eine jüdische Verwandtschaft in äußerst humoristischer Weise zum Ausdruck kam. Lobend sei ferner des Domherrn von Carl Benisch und des Hofmarschalls von Otto Ludwig Erwähnung getan. Auch die übrigen Rollen hatten gute Vertretung gefunden, und es war nur zu bedauern, daß das Haus nicht besser besetzt war.

Für die heutige Nachmittagsvorstellung ist eine Wiederholung des reizenden Verslustspiels in zwei Abteilungen „Frau Königin“ von Franz von Schönthan und Koppel-Ellfeld angesetzt, das gelegentlich des sechsten literarischen Abends unter Direktor Seidemanns Regie eine anerkannt vorzügliche Wiedergabe erfuhr. Es wirken in dieser Nachmittagsvorstellung mit Else Janssen, Adolf Stoye, Elisabeth Glaeßner, Anna Lofink, Martha Gantzberg, Louise Batler, Anna Mueller, Otto Ludwig, Hans Zoder, Willy Schubert, James Brückner, Gustav Haussig, José Danner, Curt Benisch, Johanna Eisemann, Adolf Heine, Freddie Ambrogio, Fritz Sternau, Louise Brückner und Zilla Vollmer-Tietgen. Heute und morgen Abend wird „Die fünf Frankfurter“ wiederholt.

Else Jansen.

Am Dienstag Abend bleibt das Theater infolge behördlicher Anordnung geschlossen, und am Mittwoch Abend feiert Else Janssen, eines der geschätztesten Mitglieder des Ensembles, als erste in dieser Saison ihren Ehrenabend. Unter Direktor Seidemanns Leitung wird bei dieser Gelegenheit Ludwig Ganghofers machtvolles Drama „Die Hochzeit von Valeni“ zur Aufführung gelangen, und die Benefiziantin hat für diese Vorstellung eine ihrer Lieblingsrollen, die des Zigeunermädels Sanda, übernommen. Ihren Vater, den Zigeunermusikanten Barbu, spielt Direktor Seidemann. Das Stück spielt in der Gegenwart in einer rumänischen Bezirkshauptstadt und auf zwei in deren Nachbarschaft liegenden Schlössern. Fast das gesammte Ensemble wirkt bei dieser Benefizvorstellung, die sich zu einer Glanzaffäre allerersten Ranges gestalten wird, mit. Und ein jeder der Mitwirkenden wird es sich angelegen sein lassen, den Ehrenabend Frl. Janssens zu einem hervorragenden künstlerischen Erfolge zu machen. Daß er auch in jeder anderen Hinsicht, hauptsächlich in der finanziellen, ein Erfolg wird, das freilich liegt am Publikum, das sich am Mittwoch Abend hoffentlich in großen Scharen im Bush Temple einfinden wird, um das Haus bis auf den letzten Platz zu besetzen. Else Janssen hat dem deutschen Chicagoer Theaterpublikum schon so viel herrliche und köstliche Stunden mit ihrer großen Kunst geboten, daß ihr das garnicht genug gedankt und gelohnt werden kann. Zur Abtragung eines kleinen Teiles dieser Dankesschuld bietet sich also am Mittwoch Abend Gelegenheit.

Bericht des Gesundheitsamts.

Die Sterblichkeitsrate trotz des schlechten Wetters eine sehr niedrige.

Die Zahl der Todesfälle ist in der vergangenen Woche um 40 hinter derjenigen der vorhergehenden Woche zurückgeblieben. Sie belief sich auf 637, während sie in der entsprechenden Woche des Vorjahres nicht weniger als 860 betragen hatte. Trotz des außerordentlich kalten Winters läßt der Gesundheitszustand der Chicagoer Bevölkerung also offenbar nichts zu wünschen übrig.

Eine Uebersicht über die Todesfälle gibt die folgende vergleichende Tabelle:

	2. Feb. 1918	26. Jan. 1918	3. Feb. 1917
Gesammtzahl der Todesfälle	637	677	880
Jährliche Sterblichkeitsrate auf je 1000 der Bevölkerung	12.8	1.36	18.0
Todesursachen:			
Typhus	0	1	2
Blattern	0	1	0
Masern	0	2	9
Scharlachfieber	0	4	16
Keuchhusten	2	3	4
Diphtheritis	14	15	34
Influenza	2	3	7
Tuberkulose (alle Arten)	55	69	75
Gehirnfieber	0	6	1
Kinderlähmung	0	1	2
Lungenentzündung	71	72	121
Diarrhoe u. Eingeweideleiden bei Kindern unter 2 Jahren	29	50	45
Geburtsfehler und Unfälle	40	54	48
Nach dem Alter:			
Unter 1 Jahr	87	132	147
1 bis 2 Jahre	23	27	38
2 bis 5 Jahre	20	33	50
5 bis 10 Jahre	13	17	29
10 bis 20 Jahre	17	23	19
20 bis 30 Jahre	52	49	77
30 bis 40 Jahre	73	68	108
40 bis 50 Jahre	78	81	96
50 bis 60 Jahre	95	89	127
60 bis 70 Jahre	67	76	88
70 bis 80 Jahre	55	61	71
Ueber 60 Jahre	37	21	36

Filmexplosion.

Nachlaßverwalter der Opfer klagten auf Schadenersatz.

Die Erinnerung an ein schreckliches Unglück, das sich vor etwa zwei Jahren auf einem Zuge der Burlington Bahn abspielte, wird durch einen Prozeß wachgerufen, welcher morgen vor Richter Kavanaugh zum Abschluß kommen wird. Es explodirten, als sich der Zug in der Nähe der Kedzie Ave. befand, eine Reihe von Films, welche ein Angestellter des Laemmle Film Service bei sich hatte, und im Nu stand der ganze Wagen in Brand. Zwei der Passagiere, Henry S. Rich, der Bürgermeister von Berwyn, und ein Mann Namens S. Poultney fanden dabei ihren Tod, während verschiedene andere mehr oder minder schwere Verletzungen erlitten. Die Nachlaßverwalter der beiden Getöteten verklagten dann die Filmgesellschaft auf je $10,000 Schadenersatz. Der Prozeß, der in den letzten Tagen vor Richter Kavanaugh verhandelt wurde, ging gestern Nachmittag in die Hände der Geschworenen über, welche morgen ihren Wahrspruch einbringen werden.

Es war ein Unfall.

Claude C. Lake hat seinem Dasein nicht selbst ein Ziel gesetzt.

Die Koronersuntersuchung hat ergeben, daß Claude C. Lake, der frühere Geschäftsführer der Saxon Motor Co., nicht, wie es anfangs schien, Selbstmord beging, sondern daß er das Opfer eines Unfalls wurde. Er wurde bekanntlich tot in seinem Kraftwagenschuppen aufgefunden; die giftigen Auspuffsgase seines Autos hatten seinem Leben ein Ende gemacht. Da er vor einigen Tagen unter der Anklage verhaftet worden war, mit gewerbsmäßigen Kraftwagendieben gemeinschaftliche Sache gemacht zu haben, so lag der Verdacht nahe, er habe sich absichtlich neben das Auspuffsrohr gelegt und auf diese eigenartige Weise seinem Dasein ein Ziel gesetzt, die Zeugenaussagen bei dem Inquest lassen aber keinen Zweifel darüber aufkommen, daß man es mit einem Unfall zu tun hat.

—Stimmungswechsel. — Schuldner: „Ich möchte gern meine Schuld bei Ihnen bezahlen.“ — Gläubiger: „Ach bitte, das hat gar keine Eile!“ — Schuldner: „Aber ich kann leider noch nicht!“ — Gläubiger: „Ja, was bilden Sie sich denn eigentlich ein? Meinen Sie, ich werde noch länger warten?“

Personal-Nachrichten.

— In ihrem Heim Nr. 1834 Dayton Straße entschlief gestern Morgen die Wittwe Sophie Kutzbach im Alter von 85 Jahren. Sie hinterläßt ihren Sohn H. Kutzbach, ihre Tochter Frau Bertha Lips, und ihre Enkelin Frau Helene Heitbrink sowie deren Gatten. In etlichen Tagen wird das Mütterlein auf dem Konkordia Friedhof ins Grab gebettet werden. Die Entschlafene war ein eifriges Mitglied der St. Jakobi-Gemeinde des Pastors Karl Schmidt, deren schöne, neue Kirche an Ecke Garfield Ave. und Fremont Straße steht.

Sparwoche beginnt.

Einwohner Chicagos sollen für $2,000,000 Sparmarken kaufen.

Zwei Volksversammlungen.

Redner im Auditoriumtheater und im Viehhof-Pavillon werden Zweck und Vorteil der Volksanleihe erklären.—Registrirung der Reichsdeutschen.

Der heutige Sonntag ist nationaler Spartag und leitet zugleich die Sparwoche in Illinois ein. Es gilt, in Chicago $2,000,000 von der vom Schatzamt für Illinois festgesetzten Quote von $125,000,000 durch den Verkauf von Kriegssparmarken aufzubringen. Zum Kauf solcher Marken wird die Bevölkerung heute von den Kanzeln herab und in zwei großen Volksversammlungen aufgefordert werden. Eine der letzteren wird am Nachmittag im Auditoriumtheater, die andere am Abend im Viehhof-Pavillon abgehalten; in ihnen werden die Redner die patriotische Pflicht, solche Marken zu kaufen, und den mit ihnen verbundenen geldlichen Vorteil den Hörern klar machen.

Kriegssparmarken werden in diesem Monat zu $4.13 verkauft, ihr Wert erhöht sich bis 1923 auf $5, und in jenem Jahre sind sie auf dem Postamt einlösbar. Diese Marken stellen eine Kriegsanleihe zu den niedrigsten Einzelbeträgen dar, und man erwartet, daß Jedermann sich daran beteiligen wird. Die Kampagneleitung für Illinois, deren Vorsitzer Martin E. Ryerson ist, hat die Zuversicht, daß Illinois seine volle Quote aufbringen wird.

Als Redner in der Auditoriumversammlung sind Edgar A. Bancroft, Shailer Matthews von der Universität Chicago, Frau George Baß, Leutnant A. M. Naismith von der kanadischen Feldartillerie, Peter S. Lambros und Dr. Frank W. Gunsaulus angemeldet. Die Kapelle der Flottenschule Great Lakes unter Leitung von John Phillip Sousa wird konzertiren. Im Pavillon am Abend werden Clarence S. Darrow und John Rieg aus Washington sprechen.

Allgemeiner Verkauf.

Morgen und an jedem folgenden Tag der Woche wird der Verkauf der Marken überall mit Anspannung aller Kräfte betrieben werden. Pfadfinder werden in den Hochbahnzügen verkaufen, und während der Fahrt werden Ansprachen gehalten werden. Morgen werden auch 24 Damen in Uniform an den Straßenkreuzungen Marken verkaufen, und am Dienstag werden in den State Str.-Läden Verkaufsbuden eingerichtet sein, in denen Mitglieder des Illinoiser Frauenstimmrechtsverbandes Kriegssparmarken verkaufen werden.

Registrirung Reichsdeutscher.

Diese Woche werden sich alle in den Vereinigten Staaten wohnhaften männliche Reichsdeutschen, soweit sie mehr als 14 Jahre zählen, registriren lassen müssen. Generalanwalt Gregory hat jetzt die genauen Bestimmungen darüber bekannt gegeben, die sich aber von den bisher getroffenen Anordnungen in keiner Weise unterscheiden. In Chicago, wie überhaupt in allen Städten von mehr als 5000 Einwohnern, wird die Registrirung von der Polizei vorgenommen werden, sodaß sich also alle „deutschen feindlichen Ausländer“ in der Wache ihres Bezirks einzufinden haben. Kosten sind für sie nicht damit verbunden, nur haben sie für die vier Photographien, die sie von sich anfertigen lassen müssen, Zahlung zu leisten. Ob Reichsdeutsche die sogenannten ersten Papiere besitzen, macht keinen Unterschied. Sie sind keine amerikanischen Bürger, sondern „feindliche Ausländer.“

Frauen brauchen sich nicht registriren zu lassen.

Dasselbe gilt von den Oesterreichern und den Ungarn, die sich also um diese Registrirung in keiner Weise zu kümmern haben.

Elsässer und Lothringer, welche nach der im Jahre 1871 vorgenommenen Besitzergreifung geboren wurden, werden als Reichsdeutsche betrachtet, es sei denn, daß sie sich von der „Association Generale des Alsaciens-Lorraines d'Amerique“ eine vom französischen Konsul zu beglaubigende Karte ausstellen lassen, auf welcher sie als „französische Bürger der verlorenen Provinzen“ bezeichnet werden.

Schleswig-Holsteiner, welche nach dem 23. August 1866 geboren wurden oder seither in dieser Provinz ansässig waren, werden, falls sie nicht amerikanische Bürger wurden, als Reichsdeutsche betrachtet.

Bewohner von Landstädten, welche ihre Post von einer größeren Nachbarstadt aus erhalten, müssen sich, falls sie Reichsdeutsche sind, bei deren Postmeister, nicht aber bei deren Polizei registriren lassen.

Alle Registrirungsbeamte sind angewiesen, bei Erledigung ihrer Aufgabe die Idee im Auge zu behalten, daß die Registrirung durchaus nichts Beschimpfendes oder Entehrendes für die Betreffenden ist, und sich also großer Höflichkeit befleißigen. Andererseits ergeht an die Reichsdeutschen die Ermahnung, den Beamten keinerlei Schwierigkeiten in den Weg zu legen und sich der Tatsache bewußt zu sein, daß sie durch die Registrirung nur ihrer friedlichen Gesinnung sowie der Absicht, die Gesetze der Vereinigten Staaten zu befolgen, Ausdruck zu geben haben.

Chicago Skat Liga.

Sie hält ihr Februarturnier bereits heute statt nächsten Sonntag ab.

Entgegen altem Brauch hält die Chicago Skat Liga ihr Monatsturnier dieses Mal am ersten, statt wie gewöhnlich am zweiten Sonntag im Monat ab. Veranlassung dazu gibt die Tatsache, daß am nächsten Sonntag in Milwaukee das Winterturnier der Wisconsin Skat Liga stattfindet, zu dem sich eine große Anzahl Chicagoer Skatfreunde nach der Nachbarstadt begeben werden. Zum Skatmeister für heute ist John M. Heany ausersehen, dem als Hilfsskatmeister Richter M. F. Girten, Otto Berndt und Julius Heinze zur Seite stehen werden. Das Turnier findet im Morrison Hotel statt und beginnt um drei Uhr.

Skatfreunde, die sich am Sonntag am Turnier in Milwaukee beteiligen und am Abend mit der Northwestern Bahn zurückkehren wollen, tun gut, Harry Groß von dieser Bahn davon zu benachrichtigen. Die Bahngesellschaft ist bereit, einen durchgehenden Postzug in Milwaukee halten zu lassen, um den Teilnehmern am Turnier die Rückkehr mit diesem Zug zu ermöglichen. Für die Fahrt auf der Milwaukee Elektrischen ist ein Vorzugspreis gewährt worden.

Erlitt tötliche Verletzungen.

Von einem Personenzuge der Erie Bahn wurde an 12. und Federal Straße der 32 Jahre alte, 5803 Union Avenue wohnhafte Anton Bellstrom überfahren. Er erlitt innerlich schwere Verletzungen, denen er bald darauf im St. Lukas Hospital erlag.

Im gleichen Hospital starb der 40 Jahre alte Charles Turner, 549 Canal Straße wohnhaft, der besinnungslos an Canal und Polk Straße aufgefunden wurde. Der Koroner hat eine Untersuchung zwecks Feststellung der Todesursache eingeleitet.

Frachtwägen ausgeplündert?

Ein Weichensteller unter schwerem Verdacht in Haft genommen.

Detektives der Grand Crossing Bezirkswache nahmen gestern Nachmittag den Nr. 9315 Chappell Avenue wohnhaften Albert Jackson, der als Weichensteller in Diensten der New York Central Bahn steht, unter dem Verdacht in Haft, an einer Reihe von kürzlich verübten Frachtwagendiebstählen beteiligt gewesen zu sein. Waaren im Werte von annähernd $10,000 wurden in den letzten Tagen von der Polizei zurückerlangt. Außer Jackson befinden sich noch sieben Männer in Haft. Angeblich sind diese sämtlich gleichfalls Eisenbahnangestellte, doch wollte die Polizei die Namen bisher nicht preisgeben.

* In dem benachbarten Blue Island wurde der daselbst an der High Straße wohnhafte Fritz Woodrich von einem Frachtzuge der Baltimore & Ohio Bahn überfahren und auf der Stelle getötet.

Die Nähmaschine.

Die Einführung der Nähmaschine in Berlin wurde vom König Friedrich Wilhelm dem Vierten begünstigt. Als ihm die erste Maschine vorgeführt wurde, erkannte er mit seltenem Scharfblick ihre Bedeutung, aber auch den Hauptfehler. Letzterer bestand in der schwerfälligen Bauart und insbesondere in der mangelhaften Greifevorrichtung. Dieser Mangel wurde später von fachmännischer Seite als richtig erkannt und erfuhr die nötige Abänderung im Sinne des Königs.

Das erste Stück Arbeit, das auf dieser ersten Maschine angefertigt wurde, war eine für den König bestimmte seidene Steppjacke. Der Monarch nahm in seiner liebenswürdigen Weise das Geschenk an und hat die Jacke auch getragen. Eine zweite derartige Jacke war für den „Papa Wrangel“ bestimmt. Bei ihrer Ueberreichung lächelte Wrangel etwas komisch, und nachdem er die wärmende Jacke mit einer unbezahlbaren Miene der Geringschätzigkeit gemustert hatte, sagte er trocken: „Danke scheen, dat is aber nichts vor mir.“ Damit drehte er sich zu seinem damaligen Adjutanten, Herrn v. Natzmer, um und übergab diesem das Geschenk mit den Worten: „Da, lieber Natzmer, hast du das Dings, verbrauch' se mit Jesundheit.“

— Ein Diplomat. — Der wegen seiner Eleganz bekannte Herr Kommerzienrat Aaron steht nachdenklich vor der Börse; da tritt ein kleiner, schäbiger Börsenjobber an ihn mit der Frage heran: „Na, lieber Freund, wie geben Sie Russen?“—Entrüstet wendet sich der Kommerzienrat um und spricht würdevoll: „Erstens bin ich für Sie der Herr Kommerzienrat Aaron; zweitens bin ich nicht Ihr lieber Freund und drittens — per wann wollen Sie se haben?“

Kaufe
Alte künstliche Zähne

Goldkronen und Brückenarbeit in jedem Zustand, vollständige oder zerbrochene Gebisse, auch Teile derselben. Wir zahlen den vollen Wert. Bringt dieselben oder per Post.
THE VICTORIA FALSE TEETH SPECIALTY,
143 North Wabash Ave., Ecke Randolph Str., zweiter Floor, Zimmer 200, Chicago, Ill.

Bericht der Milchkommission.

Der Milchpreis bis zum Juni auf 12 Cents festgesetzt.

Händler erhalten Löwenanteil.

Kittle geißelt in einem Minderheitsberichte den Befund und erklärt, daß den Milchfarmern keine gerechte Behandlung zu Teil wurde.

Die Milchkonsumenten Chicagos müssen in den nächsten fünf Monaten einschließlich des Monats Juni für ihre Milch 12 Cents das Quart bezahlen. Davon erhält der Milchfarmer im Monat Februar und März eine Kleinigkeit mehr als die Hälfte für die Milch, die er herstellt, während der Milchhändler in den Monaten April, Mai und Juni den Löwenanteil erhält, der sich im letzteren Monat nahezu auf zwei Drittel des Verkaufspreises stellt, den der Konsument bezahlen muß. Das ist die Entscheidung der Milchkommission, die vom staatlichen Nahrungsmittelkontrolleur Harry A. Wheeler zufolge einem Abkommen zwischen den Milchfarmern und den Milchhändlern im Dezember mit der Untersuchung und Festsetzung der Milchpreise betraut worden war. Die Kommission hatte ihre Entscheidung bereits am Freitag Abend abgegeben, damit aber unter den Milchfarmern einen derartigen Sturm der Entrüstung hervorgerufen, daß diese mit einem Boykott drohten und sogar an den Bundesnahrungsmitteldiktator Herbert C. Hoover appellirten. Auch andere Elemente wie der City Club hatten gegen den Befund, der für die Milchgroßhändler äußerst günstig war, protestirt. Infolge dessen hielt die Kommission gestern eine nochmalige Sitzung ab, die den ganzen Tag bis zum späten Abend dauerte. Sie änderte aber ihren Befund nicht, veröffentlichte vielmehr nur einen langen Bericht, in dem sie ihre Entscheidung begründete. Für den Bericht stimmten von den Mitgliedern der Kommission John S. Miller, John W. O'Leary, Lucius Teter, Frau C. P. Wells, John J. Fitzpatrick und John H. Harris. Dagegen stimmten W. J. Kittle und Professor P. G. Holden, die Minderheitsberichte einreichten, während Professor Eugene Davenport sich der Abstimmung enthielt, aber die festgesetzten Preise für klug erklärte.

Was der Farmer erhält.

Die Preise, welche der Milchproduzent, d. h. der Milchfarmer auf dem Lande, erhalten soll, setzte die Kommission für die Monate Februar bis Juni für je hundert Pfund, d. h. 46 Quarts, wie folgt fest:

Februar	$3,07
März	$2,83
April	2,49
Mai	$2,04
Juni	$1,80

Das heißt, im Februar erhält der Farmer 6,67 Cents das Quart, im März 6,15 Cents, im April 5,41 Cents, im Mai 4,43 Cents und im Juni 3,91 Cents.

Anteil des Milchhändlers.

Trotzdem der Preis, den der Farmer erhält, von Monat zu Monat herabgeht, hat die Kommission für den Chicagoer Konsumenten für alle Monate bis zum Juni einen gleichmäßigen Kaufpreis von 12 Cents das Quart und 7 Cents das Pint festgesetzt, wenn ihm die Milch ins Haus geliefert wird. Für Milch in Flaschen, die der Konsument in einer Milchniederlage oder einem Milchladen kauft, hat die Kommission einen Preis von 10 Cents das Quarts festgesetzt und ein Pfand von 5 Cents für die Flasche. Bisher haben die meisten kleineren Milchhändler als Pfand nur einen oder zwei Cents verlangt.

Bei den von der Kommission festgesetzten Preisen für den Milchfarmer erhält der Milchhändler als seinen Anteil an dem Verkaufspreis im Februar 5,33 Cents, im März 5,85 Cents, im April 6,59 Cents, im Mai 7,57 Cents und im Juni gar 8,09 Cents.

Geißelt Mehrheitsbericht.

In seinem Minderheitsbericht faßt W. J. Kittle, der Vertreter der Milchfarmer in der Kommission, die Mehrheit der Kommission und ihren Bericht nicht gerade mit Glacehandschuhen an. „Die Mehrheit der Kommission“, erklärt er, „hat den Preis, der dem Konsumenten berechnet werden soll, willkürlich auf 12 Cents festgesetzt. Dann nahm die Mehrheit die Aussagen der Milchhändler voll und ganz auf Treu und Glauben hin und gewährte ihnen alles, was sie verlangten. Den Farmern gab sie, was übrig blieb. Es ist klar, daß das gerade das Gegenteil der Methode war, die der Kommission empfohlen worden war, und das Gegenteil der Methode, die natürlicherweise hätte befolgt werden sollen, nämlich erst die Herstellungskosten und einen angemessenen Profit für den Milchproduzenten, dann die Verteilungskosten und einen angemessenen Profit für den Milchhändler festzustellen, und beides zusammen als Preis für den Konsumenten festzusetzen. Es ist meine Ansicht, daß die Kommission ihren Befund hättr auf das ihr unterbreitete Beweismaterial gründen sollen. Wenn die Kommission beabsichtigte, das Beweismaterial zu ignoriren, dessen Vorlegung und Sammlung Wochen nahm, hätte sie gleich im Anfang, statt Zeugen zu vernehmen, ihre eigene Formel für Festsetzung der Produktionskosten vorlegen und die Gründe dafür darlegen sollen, und dann die interessirten Parteien auffordern sollen, ihre Gründe für und gegen diese Formel zu unterbreiten. Die von der Kommission angewandte Methode bedeutet tatsächlich, daß den Milchfarmern keine Gelegenheit gegeben worden ist, ihre Seite der Sache darzulegen. Ich kann nicht nur nicht dem Befund der Kommission zustimmen, sondern sehe mich auch gezwungen, gegen die angewandten Methoden energisch zu protestiren. Die Milchfarmer haben alle auf ihr Geschäft bezüglichen Tatsachen unterbreitet. In Anbetracht der Tatsache, daß kein Versuch gemacht worden ist, dieses Beweismaterial zu widerlegen, hätte es nicht ignorirt werden sollen.

Preise zu niedrig.

Professor Holden, der ebenfalls gegen den Mehrheitsbericht gestimmt hat, erklärt in seinem Minderheitsbericht, daß die festgesetzten Preise für den Milchproduzenten viel zu niedrig seien. Sie würden ihn entweder schädigen oder aber veranlassen, seine Produktion so zu beschränken, daß Chicagos Milchzufuhr ernstlich gefährdet werden wird.

Farmer sind entrüstet.

Bei den Farmern hat die Nachricht von dem Vorgehen der Kommission natürlich allgemeine Entrüstung hervorgerufen, und viele von ihnen sprachen sich in ihrer Erbitterung dahin aus, daß sie unter solchen Umständen überhaupt keine Milch mehr nach Chicago liefern, sondern den Rahm abschöpfen und die Magermilch an die Kälber und die Schweine verfüttern würden. Tatsächlich ist die Milchzufuhr denn auch bereits etwas zurückgegangen, und es ist zu befürchten, daß der Ausfall sich in den nächsten Tagen zu einem so großen gestalten wird, daß ein empfindlicher Milchmangel eintritt.

Gestrige Vereinsfeste.

Gemütliche Familien-Unterhaltung des Schuhplattlervereins „Edelweiß“.

Die bayrische Gemütlichkeit und Lebenslust kam gestern in Fleiners Halle bei dem Familienabend des Schuhplattlervereins „Edelweiß“ wieder so recht zur Geltung. Saal und Nebenräume waren „gestopft voll“, im ersteren drehten die Paare sich lustig zum Tanz; in der „Bürgerstube“ konnte man sich an vorzüglichen Speisen und Getränken laben, nach Herzenslust plaudern oder der Musik lauschen, die dort geboten wurde. Die Nationalkostüme der Mitglieder belebten das fröhliche Bild mit bunten Farben, und was zur Stärkung oder Erfrischung aufgetragen wurde, schmeckte doppelt gut, weil Damen der Mitgliedschaft in kleidsamer blau-weißer Tracht es darreichten. Die Damen und auch die Herren vom Festausschuß hatten alle Hände voll zu tun, machten aber sehr vergnügte Gesichter ob des schönen Erfolges. In der Bürgerstube machten sich die Herren Steiner und Portenkirchner durch virtuoses Zitherspiel und der Dachauer Komiker Herr Pirzer durch seine Vorträge um die Unterhaltung verdient. Es war ein von A bis Z erfolgreicher Unterhaltungsabend für Jung und Alt, für die Bayern sowohl wie für die vielen anwesenden Nichtbayern. Die Herren A. Gruber, Präsident; A. Partenk, Sekretär; J. Toblach, M. Fischer, H. Steibele, Scheibl, H. und F. Schreiner bildeten den tüchtigen Festausschuß.

Der Familienabend war gewissermaßen der Auftakt zu dem Bauernball, den der Verein im März geben wird, und zum 4. Stiftungsfest im April.

Ungarischer Schwabenverein.

Deutschungarn, ihre Damen und Freunde füllten gestern Abend Hörbers Halle bei einem Tanzvergnügen, das der Ungarische Schwabenverein von Chicago veranstaltete. Seitens der Veranstalter war alle mögliche Vorsorge getroffen worden, die Gäste bestens zu unterhalten und zu bewirten. Infolgedessen entwickelte sich gleich zu Anfang eine gemütliche und harmonische Stimmung, und das Fest nahm den schönsten Verlauf.

Verein Almenrauch.

Obwohl Fastnacht erst am 2. Februar sein wird, ließ der Oesterreichische Kranken-Unterstützungsverein Almenrausch sich dadurch nicht abhalten, seinem Ball in De Hauns Halle in Burnside den Namen Fastnachtsball beizulegen. Also gewissermaßen eine Vorfeier des Tages, an welchem von den Faschingsvergnügungen Abschied genommen wird oder werden soll. Es verlief Alles sehr schön und fröhlich, denn der Besuch war stark, die Stimmung die beste, und was Musik und Erfrischungen anlangt, so hatte der Festausschuß auch in dieser Hinsicht sein Möglichstes getan.

Badischer Unterst.-Verein.

Der Badische Unterstützungsverein der Südseite, der sich eines großen Andrangs und allgemeiner Beliebtheit in deutschen Kreisen jenes Stadtteils erfreut, veranstaltete in der Walhallahalle einen höchst erfolgreich verlaufenen Maskenball. Die Anstrengungen der Herren vom Komite, A. Eble, Präsident, L. Rock, Vizepräsident; A. Ripp, A. Zipfel, S. Young, A. Graf, L. Bach, Ch. Hofer und W. F. Beß, wurden durch zahlreichen Besuch auf das Schönste belohnt. Man sah auch viele hübsche Masken in der Gesellschaft, und Alle amüsirten sich auf's Beste, bis die Trennungsstunde schlug.

(Für die „Sonntagpost".)

Die Zimmergärtnerei.

Praktische Fingerzeige für Kultur und Pflege der Zimmerpflanzen.

Werkzeug des Zimmergärtners.

Die Gießkanne. — Benutzung der Gießkanne. — Die Handspritze. — Die Erde für Zimmerpflanzen. — Die verschiedenen Erdarten.

Der Zimmergärtner arbeitet, wenn man sich so ausdrücken will, mit einem sehr bescheidenen Werkzeuge. Sehen wir von den ganz unbedeutenden Gerätschaften ab, von dem jederzeit schnell herzustellenden „Verpflanzholz", dem „Pikierholz" und der Pinzette, die bei Aussaat, Stecklingszucht und Verpflanzen benötigt werden, so haben wir als wichtigstes Werkzeug zunächst die Gießkanne zu nennen. Zum Gießen der Blumenkästen und größeren Pflanzen auf der „Porch" verwendet man am besten eine gewöhnliche, mittelgroße Gießkanne. Die Gießkanne, die für den Blumentisch und überhaupt für den eigentlichen Zimmergarten bestimmt ist, soll dagegen klein und zierlich sein. Es genügt in den meisten Fällen vollständig, wenn sie drei bis vier Quarts Wasser faßt. Der Henkel ist bei solchen Zimmergießkännchen am besten groß und gewölbt. Das Auslaufrohr soll entweder gerade oder nur etwas gebogen sein: es soll mäßig ansteigen und auch ziemlich lang sein, damit man, wenn die Pflanzen in umfangreicheren Gruppen zusammenstehen, zu den tiefer stehenden mit der Kanne gelangen kann. Zum Zimmergießkännchen gehört eine feinlöcherige Brause, die verschieden geformt sein kann und dann entweder ein längliches oder ein rundes Stirnblech hat. Am dauerhaftesten, aber auch am teuersten, sind Messingbrausen.

Benutzung der Gießkanne.

Die Brause wird verwendet zum Bewässern von Samen und Stecklingen, zum Angießen frisch verpflanzter Töpfe und zum Besprengen der im Sommer außerhalb des Zimmers stehenden Topfblumen. Nimmt man es genau, so ist das Gießen eigentlich gar nicht so schwer, wie es aussieht. Der Pflanzenpfleger, sei er auch nur erst ein Anfänger, dem das Wohl seiner Lieblinge wirklich am Herzen liegt, wird schon bald das Richtige finden, vorausgesetzt, daß er nicht nur Augen hat, sondern auch zu sehen versteht. Er wird dann aus kleinen Veränderungen, die der Alltagsmensch nicht beachtet, rasch die Wünsche seiner Pfleglinge herausfinden können.

Die Handspritze.

Zum Besprengen der in Wohnräumen stehenden Zimmerpflanzen, das namentlich bei Blattgewächsen auch im Winter an hellen Tagen und sonst bei Lufttrockenheit auszuführen ist, gebrauchen wir eine kleine Handspritze. Von weiterem Werkzeug hat der Zimmergärtner nur noch eine Insektenpulverspritze, einen weichen Schwamm zum Waschen für Blattpflanzen, einen Pinsel zum Reinigen für Blattwinkel, in welche man mit dem Schwamm nicht gelangen kann, und schließlich eine gute Rosenscheere, sowie ein Messer nötig.

Die Erde für Zimmerpflanzen.

Bei der Pflanzenkultur im Zimmer spielt natürlich auch das Erdreich eine nicht unwesentliche Rolle. Die Kenntniß der verschiedenen Erdarten und die richtige Anwendung derselben muß sich jeder Pflanzenliebhaber aneignen. Auch diejenigen Pflanzenfreunde, die sich gar nicht einmal mit der Aussaat und der sonstigen Vermehrung der Zimmerblumen beschäftigen, sondern die ihren Bedarf einfach in einer guten Handelsgärtnerei kaufen, kommen in die Lage, verschiedene Erdarten anwenden zu müssen. Kann auch angenommen werden, daß die gekauften Gewächse in der ihnen zusagenden Erdart wurzeln, so tritt doch früher oder später die Notwendigkeit ein, diese Gewächse, falls sie gedeihen oder andererseits krank werden, in frisches Erdreich und in größere oder kleinere Gefäße zu verpflanzen. Soll nun dieses Versetzen von der erhofften, günstigen Wirkung sein, so ist es nicht nur notwendig, daß es richtig ausgeführt wird, sondern die Wahl der richtigen Erde ist eine Hauptsache. Für ganz gewöhnliche Zimmerpflanzen, von denen man zu sagen pflegt, daß sie unverwüstlich wie Unkraut seien, kann man eine sogenannte Normalerde herstellen, in der diese, oft verschiedenartigen Pflanzen ein gutes Fortkommen finden. Besser ist es aber, wenn jedes Gewächs eine seinen Anforderungen genau entsprechende Erdmischung erhält. In den meisten Fällen wird den Pflanzen immer eine einfache Mischung verschiedener Erdarten gegeben. Ist die Erde zu schwer, so leiden die Gewächse erheblich, genau wie durch Fehler beim Begießen; ist die Erde zu leicht, so entstehen durch die rasch eintretende Trockenheit mancherlei Nachteile.

Die Erdarten.

Man unterscheidet leichte, mittlere und schwere Erdarten. Leichte Erdarten sind z. B. Nadelerde aus Nadelwaldungen, Lauberde aus Laubwaldungen, Holzerde von alten Zimmerplätzen und Waldstellen mit vermoderten Bäumen, sowie Moorerde und die Erde von moorigen Wiesen. Als Mittelschwer bezeichnet man Kompost- und Mistbeeterde, oder eine Mischung leichter Erde mit schwerer. Schwere Erdarten sind Lehmboden, Rasenerde, sowie Erde von lehmigen Wiesen. In jeder besseren Gärtnerei wird man stets die notwendigsten Erdarten erhalten.

F. F. Matenaers.

Bevorstehende Vergnügungen.

Heute und demnächst stattfindende Vereinsfestlichkeiten.

Bauernball.

Vergnügen des Deutschen Unterstützungsvereins „Ewig Treu". — Kostümfest und Bazar von zwei Schweizer Vereinigungen.

Der Deutsche Unterstützungsverein Ewig Treu hält am heutigen Sonntag in Hacks Halle, 1764 Larrabee Str., einen Bauernball ab, der alle bisher von dem jungen Verein gegebenen und so erfolgreich gewesenen Festlichkeiten übertreffen soll. Sechs Häuser werden gebaut werden zur Unterkunft für das Standesamt, den Friedensrichter, den Bürgermeister, das Polizeiamt, das Rekrutirungsamt für neue Mitglieder, den Gilkakümmel-Ausschank und die Wahrsagerin. An dem Abend können Männer und Frauen im Alter von 18 bis 60 Jahren, wenn noch rüstig, ohne Beitrittsgeld oder ärztliche Gebühren Mitglied werden. Der Verein zahlt Kranken- und Sterbegeld für nur 50 Cents im Monat. Anfang des Bauernballes punkt 3 Uhr Nachmittags, Umzug des Dorfschulzen und seiner Bauern um 6 Uhr. Wer unentgeltlich und ohne ärztliche Gebühren noch eingeführt werden will, muß unbedingt um 8 Uhr Abends anwesend sein.

Ermutigt von dem großen Erfolg der vergangenen Jahre beschlossen der Schweizer Damenverein und der Schweizer Männerchor, am kommenden Mittwoch wieder ein Kostümfest mit Bazar zum Besten des Schweizer Roten Kreuzes in der Lincoln Turnhalle abzuhalten. Das Fest soll die Form eines Schweizer Aelplerfestes in Brienz tragen und traute Erinnerungen an das Volksleben in der Schweiz wachrufen. Die Not, unter der die Bevölkerung der rings vom Weltkriege umtosten kleinen Alpenrepublik leidet, ist groß, und um sie lindern zu helfen, wird das Fest nebst Bazar veranstaltet. Letzterer wird um 2 Uhr Nachmittags eröffnet, der Eintritt kostet 50 Cents. An der Spitze des Hauptausschusses stehen Frau K. Zellweger und Herr J. J. Wächter. Die beiden Vereine hoffen auf einen recht zahlreichen Besuch.

Die Treue Schwestern Loge Nr. 79 veranstaltet am kommenden Samstag Abend in Pondorfs Halle, North Ave. und Halsted Str., einen großen Preis-Maskenball bei 25 Cents Eintritt. Das Komite besteht aus den Damen Anna Anders, Vorsitzende; Marie Peter, Sekretärin; Lina Zons, Schatzmeisterin; Marie Lowz, Adolph Peter, Marie Brausch, Johanna Bergmann, Marie Lietz, Anna Winterhof, Louise Kotzeba, Helene Rebgen, Zäzilie Baade, Margarete Freese, Barb. Walter, Marie Fottner und Anna Krah. Vergnügte Stunden stehen allen Besuchern bevor, denn die Festlichkeiten der Loge sind bekannt durch ihre Gemütlichkeit.

Der 22. große Bauernball des Oesterreichischen Krankenunterstützungsvereins Stock im Eisen rückt heran, und allerseits im weiten Mitglieder- und Freundeskreise rüstet man sich eifrig darauf. Das Fest findet am kommenden Samstag Abend in der Nordseite Turnhalle statt und wird von einem erfahrenen Ausschuß in großem Maßstabe vorbereitet. Das Festprogramm wird so reichhaltig, glänzend und unterhaltend sein wie nur je. Eintrittskarten kosten im Vorverkauf 25, an der Kasse 50 Cents. Mitglieder eingeladener Vereine haben bei Vorzeigung ihrer Vereinsabzeichen freien Eintritt. Während im großen Saal die tanzlustigen „Stadtleut" und Bauern auf ihre Rechnung kommen werden, wird im „Gmoa-Wirtshaus", das in der oberen Halle eingerichtet wird, eine Künstlertruppe die Gäste, die sich dort beim „Bayrischen" Bier zusammenfinden, mit Musik, Gesang und Vorträgen unterhalten. Im Wiener Kaffeehaus „Zu den feschen Mad'ln", das im Speisesaal eingerichtet wird, gibt es den feinsten Mokkakaffee und andere schmackhafte Leckerbissen, sowie Flaschenbier und importirte Weine. Da wird eine echte Zigeunerkapelle zur Unterhaltung und Tanz aufspielen. Ganz neu ist die „Gmoa"-Post. Wann der Bua sein Diand'l nicht gleich sieht, kann er da für sie einen Brief hinterlegen. Heiraten und Ehescheidungen werden zu konkurrenzlosen Preisen vollzogen.

Große Anstrengungen macht das Komite der Fritz Reuter Gilde Nr. 4, um ihr 29. Stiftungsfest, verbunden mit Karneval und Tanz, welches am kommenden Samstag in Schoenhofens Halle, Milwaukee und Ashland Ave., abgehalten wird, zu einem großen Erfolg zu machen. Es werden größere Anstrengungen gemacht als je vorher, und keine Unkosten werden gescheut, um dieses Fest wirklich zu einem der schönsten zu machen. Sämmtliche Großbeamten, Deputies und Großkomitees sind hierzu eingeladen, auch Gilden von außerhalb haben zugesagt, wenn möglich in Gesammtheit zu erscheinen. Das Fest der Gilde war immer ein Bombenerfolg, da die Gilde und ihr Komite auf der West- und Nordseite sehr bekannt und beliebt sind. Die schönsten Kappen werden an alle Anwesenden verteilt werden, aber man muß früh kommen. Anfang Abends 7 Uhr.

Der Garfield Damen-Unterstützungsverein feiert am kommenden Samstag Abend in Fleiners Halle, 1638 N. Halsted Straße, sein 30jähriges Stiftungsfest. Das Komite gibt sich viel Mühe, den Abend so unterhaltend und gemütlich wie möglich zu machen; es besteht aus den Damen M. Weißbecker, Präsidentin; A. Schultz, Vorsitzende; A. Burger, Sekretärin; L. Volz, Schatzmeisterin; O. Philippi, M. Hopfner, A. Hallenburg, L. La Torge, M. Minuth, A. Runge, M. Miller und E. Lautenschlager. Tickets im Vorverkauf 25c die Person, an der Kasse 25c. Anfang 7 Uhr.

Der Humboldt Frauenverein veranstaltet am kommenden Sonntag sein 31. Stiftungsfest mit Ball in Schoenhofens großer Halle, Ashland und Milwaukee Ave. Ein eifriges Komite, an der Spitze die Präsidentin A. Rathschlag, hat es sich zur Aufgabe gemacht den Teilnehmern einen genußreichen Abend zu bieten, und arbeitet darauf hin, den Ball seinen Vorgängern ebenbürtig zur Seite zu stellen. Tickets sind bei Mitgliedern zu 25 Cents die Person zu haben, an der Kasse zu 35 Cents. Für gute Musik, Speisen und Getränke wird auf das Beste gesorgt. Anfang 3 Uhr Nachmittags.

Der Luxemburger Sängerbund feiert am kommenden Sonntag sein 18. Stiftungsfest, verbunden mit Konzert, Theater und Ball, in Pondorfs Halle, North Avenue und Halsted Str. Unter der Leitung des langjährigen Dirigenten Joseph Memmesheimer hat der Sängerbund sich in musikalischer Hinsicht und in Bezug auf Mitgliederzahl sich zu einem der bestfstehenden Gesangvereine emporgearbeitet. Die humoristische Gruppe unter der Leitung de serfahrenen Theaterdirektors John Binsfeld wird, wie immer, Jeden befriedigen. Zur Aufführung kommt im Luxemburger Dialekt: „De Bloen Mendeg", auch hat das Komite für verschiedene Soli gesorgt. Anfang des Festes 3 Uhr Nachmittags. Tickets bei den Mitgliedern 25 Cents, an der Tür nach 8 Uhr 50 Cents.

Der Oldenburger Frauenverein feiert am Samstag, dem 16. Februar, in Schoenhofens großer Halle sein neunzehntes Stiftungsfest mit Ball. Das Festkomite besteht aus den Damen Elise Schoknecht, Präsidentin; Johanne Bierfischer, Hedwig Dammeyer, Amalie Boberg, Hedwig Hart und Maria Weber. Die Festlichkeiten, welche von jenem Verein bisher abgehalten wurden, sind durch ihre Gemütlichkeit bekannt. Auch diesmal hat das Komite alle Vorkehrungen getroffen und keine Mühe gescheut, dieses Fest für alle Freunde und Bekannte zu einem genußreichen Abend zu machen. Für gute Musik, Küche und Getränke ist bestens gesorgt.

Loge Nr. 7 des P. O. Knights and Ladies of Cosmos veranstaltet am Samstag Abend, dem 16. Februar, in der Alt-Heidelberg-Halle, Sedgwick und Blackhawk Str., ihr 4. Stiftungsfest mit Ball. Das Vergnügungskomite, Lina Volz, Vorsitzende; Josefine Persilinger, Kommandeurin; Ottilie Phillippi, Anna Hallenburg, Alma Burger, Ida Neumann, Marie Niemeck, Sofie Stamper und Lina Blaszek, bemüht sich, einen vergnügten Abend zu veranstalten, und hofft auf zahlreichen Besuch. Tickets bei Mitgliedern oder der Finanzsekretärin Lina Blaszek, 2035 Burling Str., Telephon Lincoln 9119, 25c. An der Tür 35c.

Die Schiller-Liedertafel gibt am Samstag, dem 16. Februar, ihr so beliebtes jährliches „Sommernachtsfest" in der Wicker Park Halle. In den Kreisen des Vereins wird dem Abend mit gespannter Erwartung entgegengesehen, und der Festausschuß tut das Möglichste, um sie zu rechtfertigen. Der Eintritt kostet 50 Cents die Person.

Am Sonntag, dem 17. Februar, veranstaltet die Supreme League, United League of America, ein großes Preiskegeln nebst Unterhaltung in den North Chicago Private Bowling Alleys, 639 Webster Ave., nahe Larrabee Str. Alle Mitglieder und deren Freunde, die ein paar Stunden beim Kegelsport und anderer Unterhaltung sich amüsiren wollen, sind freundlichst eingeladen. Das Komite, G. F. Lust, H. Koeppelmann, C. Neu, L. Schmalz R. Pollak, J. Neuhaus, J. Gerard und P. Urban, hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Mitgliedern und Freunden etwas ganz besonders Gutes zu bieten. Der Eintritt ist frei.

Der große jährliche Familien-Maskenball der Chicago Turngemeinde wird am Donnerstag, dem 21. Februar, in der großen Halle und den Nebenräumen der Gemeinde abgehalten werden. Das Vergnügungskomite will den Besuchern diesmal etwas ganz Besonderes in Bezug auf Dekoration und Unterhaltung bieten. Es werden außerdem an Gruppen und Einzelmasken hübsche Andenken abgegeben. Martin Ballmann ist für die Ballmusik im großen Saal gewonnen worden, und in den Nebenräumen werden Tyroler Sänger und Jodler konzertiren. Die Festlichkeit soll mehr den Charakter eines Privatmaskenballs haben, und es können Freunde und Gönner der Gemeinde nur durch Mitglieder eingeführt werden. Um Eintrittskarten wende man sich an das Vergnügungskomite, oder an die Herren Fichtner und Rheinpoebl vom Konzertkomite in den Sonntagnachmittagskonzerten.

Der Körner Rebekka Social Club bereitet mit großem Eifer einen Maskenball vor, der am Samstag Abend, dem 23. Februar, in der Alt-Heidelberg-Halle, früher Counts Halle, Ecke Blackhawk und Sedgwick Str., stattfinden wird. Der Festausschuß besteht aus den Mitgliedern Eva Konrad, Präsidentin; Anna Rebenstock, Vizepräsidentin; Chas. Nehls, Vorsitzender; Kate Holl, Sekretärin; Anna Arnds, Albertine Runge, Anna Friedrich, Andreas Schmitt und Gustav Ehlers. Der Ausschuß hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Teilnehmern einige wirklich angenehme Stunden zu bereiten, und arbeitet darauf hin, den Maskenball so glanzvoll wie möglich zu gestalten. Küche und Keller bieten nur das Vortrefflichste. Alle Masken sollten vor 10 Uhr in der Halle sein; „Tramps" haben keinen Zutritt. Eintrittskarten sind bei allen Mitgliedern zu haben, 25 Cents die Person, an der Kasse 35 Cents. Anfang Abends 8 Uhr.

— Fatales Versprechen oder die Erinnerung an das Erlernte. — Der Handlungskommis Fitzer war zwar in seiner Branche „Bandwaren" ein ganz brauchbarer junger Kaufmann, allein seine, allerdings auch talentirte Neigung fürs theatralische war gewaltiger als jene für die Bandwaren; kurz, er widmete sich dem Theater und hätte gelegentlich seines Auftretens einmal zu sagen gehabt: „All mein Glück war wandelbar!" Statt dessen rief er pathetisch aus: „All mein Glück war — Bandelwar!"

— Nervös. — Veilchenfeld (nervös am Telephon): „Gehen Sie doch etwas weiter vom Apparat zurück, Herr Hirschleben, Se spucken mir ja fortwährend ins Gesicht."

Jetzt bin ich gesund!

Nachdem ich 9 Jahre infolge jugendlicher Verirrungen fast immer leidend gewesen war, an Nervösität, Magen-, Nieren-, Herz- und Blasen-Störungen gekränkelt und viele Aerzte und Medizinen erfolglos gebraucht hatte, bin ich endlich durch den Rat meines alten Seelsorgers von meinem zerrütteten Zustande erlöst und wieder ein gesunder, kräftiger Mann geworden. Froh im Herzen über meine Heilung, möchte ich gern allen Kranken oder schwächlichen Männern meine Erfahrungen mitteilen — natürlich **unentgeltlich**, damit auch ihnen geholfen wird. Besucht mich Abends nach 6 oder Sonntags früh.

N. V. MARTIN,
2116 Sedgwick Str.

Kleine Kriegsdepeschen.

Geheimbündler wurde geschlagen.

London, 2. Febr. Dr. McCaton, ein irländischer „Sinn Feiner", wurde bei der Parlaments-Ersatzwahl in der Grafschaft Süd-Armagh mit etwa 1000 Stimmen Mehrheit geschlagen.

(Er steht in New York unter der Anklage, das Land mit einem falschen Paß zu verlassen gesucht haben.)

Verstärkung des Schweizer Grenzschutzes.

Zürich, 2. Febr. Die zwölfte Infanteriebrigade und zwei Sektionen Alpenführer und eine Signaltruppe sind zur Verstärkung der Grenzen mobil gemacht worden, anläßlich innerer und äußerer Zustände.

Die Briten in Palästina.

Washington, 2. Februar. Das britische Kriegsamt teilte heute mit, daß die in Palästina befindlichen Truppen wieder die Offensive gegen die Türken aufgenommen hätten. General Allenby hat, wie des Weiteren gemeldet wurde, seine Linien bis Amtich, drei Meilen nördlich von Birch, vorgeschoben, und die von Jerusalem aus operirenden Truppen sollen schon nahezu 20 Meilen nordwärts vorgedrungen sein, mit der Absicht, die Türken zu umzingeln und Jericho für sie unhaltbar zu machen.

Schwer bestraft.

Circleville, Südkarolina, 2. Febr. Die Gemeinen Causey aus Dover, Tenn., und Tripleti aus Granite Falls in diesem Staat, sind kriegsgerichtlich heute zu sieben bez. vier Jahren Bundeszuchthaus verurteilt worden, weil sie ihre rechte Hand verstümmelt hatten, um dem Kriegsdienst zu entgehen.

Die holländischen Getreideschiffe.

Im Haag, 2. Febr. Die Verhandlungen zwischen holländischen Schiffsbesitzern und der Regierung über die Bedingungen, unter denen die in amerikanischen Häfen festgehaltenen holländischen Getreideschiffe von der Beschlagnahme durch die Regierung befreit sind, sind zu befriedigendem Abschluß gelangt. Die Schiffe werden in Uebereinstimmung damit abfahren können.

† John L. Sullivan. †

Abington, Mass., 2. Febr. John L. Sullivan, der seinerzeit weltberühmte irländisch-amerikanische Meisterschafts-Schwergewichtskämpfer, ist in seinem Heim dahier heute gestorben, etwa 59 Jahre alt. An seinem Sterbebett seufzt ein kleiner Junge; und der Lieblingshund des Klopffechters, der schottische Schäferhund „Queenie", winselte und versuchte die Hand des Sterbenden zu lecken. Der Junge war der 14jährige Waisenknabe Billy Kelly, welchen Sullivan zu sich genommen hatte. Außerdem war George Bush, ein enger Freund von John L., zugegen, als das Ende kam.

Sullivan war hier sehr beliebt wegen seines gütigen Wesens, ganz besonders aber bei Jungamerika.

Der alte Gladiator hielt sich außer „Queenie" noch mehr Schäferhunde sowie eine Anzahl Bulldoggen, alle diese schienen zu fühlen, daß etwas nicht in der Ordnung war; denn sie liefen unruhig um das kleine Farmhaus herum auf und ab.

Sullivan starb an einem Herzleiden kurz nach Mittag. Er war, als er am Morgen aufstand, anscheinend in bester Gesundheit gewesen, aber später erlitt er Ohnmachtsanfälle, und der Tod trat ein, ehe ein Arzt zur Stelle sein konnte.

Das Leichenbegängniß findet Mittwoch früh vom Heime seiner Schwester Mrs. Leonard in der Bostoner Vorstadt Roxbury aus statt.

Wer ist der Tote?

In einem Güterwagen auf den Geleisen der Northwesternbahn an der Kinzie Straße wurde gestern Nachmittag ein etwa 40 Jahre alter, ärmlich gekleideter Mann bewußtlos aufgefunden. Die Bahngesellschaft ließ ihn in einer Privatambulanz nach dem Robert Burnshospital befördern. Dort starb er schon nach wenigen Stunden. Der Koroner hat eine Untersuchung eingeleitet.

Ausstellung zu Ende.

Schloß gestern Abend, ist sehr erfolgreich verlaufen.

Die große Kraftwagenausstellung im Kolliseum schloß gestern Abend um 10:30 Uhr ihre Tore. Für die Leute vom Fach war sie eigentlich schon am Donnerstag zu Ende, denn die meisten hatten bis dahin ihre Kontrakte in der Tasche und reisten am Freitag Abend oder gestern Morgen ab. Alle stimmen darin überein, daß die Ausstellung sehr erfolgreich gewesen ist. Der Besuch war normal, an den ersten vier Tagen sogar größer als an denselben Tagen im Vorjahre. Von den mit der Ausstellung in Verbindung stehenden Veranstaltungen verlief das „Kriegsmahl" der Automobiltechniker besonders glänzend.

— In einem Modewaarengeschäft. — Kundin: „Und das ist auch wirklich der neueste Stoff?" — Verkäufer: „Gewiß, Madame, erst gestern hereingekommen!" — Kundin: „Ja, das sagen Sie so. Können Sie mir dafür garantiren?" — Verkäufer: „Gewiß, grädige Frau, gewiß! So neu ist der Stoff, daß wir noch nicht einmal Zeit gehabt haben, seinen Preis herabzusetzen.

Aus katholischen Gemeinden.

St. Alphonsus Kirche.

Heute ist St. Blasius-Tag. Der St. Blasius-Segen wird nach der ersten hl. Messe (um 6 Uhr), nach dem Hochamte und nach der Kinderandacht erteilt werden, sowie Abends nach der Vesper. Heute ist auch der Kommunionstag der Jungfrauen der Hl. Familie, sowie der der Schülerinnen der Christenlehre. Morgen Abend um 8 Uhr findet die Konferenz der Jungfrauen statt. Im Athenäum findet heute Abend wiederum eine Wandelbildervorstellung statt. Auf die Leinwand geworfen wird das Bild: „Lost in Transit" mit George Beban in der Hauptrolle.

St. Michaels Kirche.

Nach allen Messen wird heute der St. Blasius-Segen erteilt werden. Der heutige Sonntag ist auch der Tag der gemeinschaftlichen Kommunion für die Männer der hl. Familie, die auch heute ihre monatliche Konferenz abhalten. Die Frauen des St. Marien-Altarvereins versammeln sich heute Morgen um 7 Uhr in der Schulhalle, um von dort gemeinschaftlich zur Kirche zu ziehen, wo sie während des um ½8 Uhr beginnenden Amtes die hl. Kommunion empfangen werden.

St. Franziskus Xaverius Kirche.

Im Erdgeschoß der Pfarrschule veranstalten heute Abend die Mitglieder des Xaverius Hofes des Ordens der Kath. Förster einen Kartenabend. Die Hälfte des Ertrages wird zum Besten der Gemeinde verwandt werden. Alle Freunde der Gemeinde und des Hofes sind herzlich eingeladen. Der Eintrittspreis beträgt 35 Cents.

St. Antonius Hospital.

Die Franziskaner-Schwestern vom Hl. Herzen Jesu, welche das an 19. und Marshall Blvd. gelegene St. Antonius-Hospital leiten, wünschen allen ihren Freunden und Wohltätern den jährlichen Bericht zu erstatten. Es wurden im Jahre 1917, im Ganzen 3394 Kranke aufgenommen und verpflegt, ebenso erhielten 266 auswärtige Kranke ärztliche Behandlung im Hospital. Unter den im verflossenen Jahre aufgenommenen Patienten waren alle verschiedenen Nationen, ebenso alle Glaubensbekenntnisse vertreten. Es starben 172, von welchen 80 im sterbenden Zustande gebracht wurden. — Die Schwestern möchten bei dieser Gelegenheit allen Aerzten des Aerzte-Stabes, sowie allen Doktoren, die ihre Kranken dem Hospitale anvertrauten, ihren herzlichsten Dank aussprechen für ihre treue Hilfe und Beistand. Auch allen Freunden und Wohltätern, die uns in vielen Jahren so treu beistanden, ein herzliches Vergelt's Gott. Der liebe Gott möge sie alle reichlich belohnen.

Franziskanerinnen vom Hl. Herzen Jesu.

Chicago Distriktsverband.

Massenversammlung Sonntag, den 3. Februar.

Unsere heutige bewegte Zeit sollte uns wieder mächtig an unseren großen Papst Leo XIII. erinnern, denn mit prophetischem Blicke hat er diese Zeit, wo die moderne menschliche Gesellschaft sozusagen vor dem Bankerotte steht vorausgeahnt. Er fand die Entstehung und die Ursachen für diesen Zusammenbruch in dem Aufgeben christlicher Grundsätze und Prinzipien, und schon damals gab er uns die Heilmittel an, die wir anwenden sollen. Ueber eines dieser Heilmittel, „Organisation und Arbeiterfrage", wird heute Nachmittag 3 Uhr in der Halle der St. Theresien-Gemeinde, Center und Osgood Str., hochw. H. G. Weber einen Vortrag halten. Ein zweiter Redner, hochw. J. Eckert, S. D. V., von Techny, wird über „Die soziale Tätigkeit des kath. Mannes" sprechen; auch verschiedene Laien werden Ansprachen halten. Die Zwischenpausen werden durch Musik und Gesangseinlagen ausgefüllt. Wir laden die hochw. Geistlichkeit, alle Vereinsmänner, Beamten und Delegaten der angeschlossenen Vereine, Frauen und Männer ein, sich möglichst zahlreich zu beteiligen. Die Zeit und unser Gewissen fordern es.

Das Propaganda-Komite,
Chas. Stelzer, Vorsitzender.

Chicago, Jll., 15. Januar.

An die Beamten und Mitglieder der angeschlossenen Vereine.

Geehrte Herren!

Die jährliche Kopfsteuer von 10 Cents für den Vereinsbund und den Chicago Distriktsverband für das Jahr ist fällig und sollte so bald als möglich an den unterzeichneten Finanzsekretär des Chicago Distriktsverbandes entrichtet werden. Bei Berechnung der Kopfsteuer ist die Zahl der Mitglieder am Anfange des Jahres maßgebend. Jünglings-Vereine haben nur 5 Cents per Mitglied zu entrichten. Wie in dem Konstitutions-Amendement vorgesehen ist, welches 1916 in der Konvention zu Springfield angenommen wurde, ist diese Gebühr am 1. Januar eines jeden Jahres fällig und zahlbar; daher sind alle Vereine dringend gebeten, dieser Bestimmung baldmöglichst nachzukommen. Vereine, welche mit etwaigen Zahlungen im Rückstande sind, mögen dieselben mit der diesjährigen Kopfsteuer gefälligst einsenden. Alle Geldanweisungen für Kopfsteuer sind zahlbar an Herrn Geo. J. Stöcker, Finanzsekretär des Chicago Distrikts-Verbandes. Ihnen nochmals dankend für Ihre Bemühungen und tätige Mitarbeit in unserem Verband, wünschen wir den Vereinen einen guten Erfolg und zeichnen mit Vereinsgruß in aller Hochachtung

Ihr ergebenster
Michael Walsdorf, Präs.
Geo. J. Stöcker, Finanzsekr.,
327 W. 59. Str.

Der tragische Film.

Von **Gustav Hochstetter.**

Zu den jungen Schauspielern, denen das Kino hochwertige Banknoten zuwirft, gehören die große, schlanke, goldblonde Carla Gutta und die zierliche, schlanke, schwarzhaarige Eveline Tuffi. Man sieht: schlank ist Trumpf beim Kino. Und bildhübsch sind sie beide. Die ebenmäßigen, ein wenig harten Züge der hohen, blonden Carla erinnern an die spröde Schönheit der vornehmen, gepflegten Engländerin; das bewegliche, zartbernsteinfarbene Antlitz der niedlichen, schwarzen Eveline läßt an die Reize einer kleinen japanischen Geisha denken.

Zu den jungen Dramendichtern, denen das Kino zwar nicht große Banknoten, aber doch immerhin Goldstücke gibt, zählt Rudolf Graf von und zu Bollingen. Ein dichtender Graf von einundzwanzig Jahren. Militärfrei wegen seiner allzu feinen Zartheit, die von dem schonungslosen Oberstabsarzt gemütsroh als „allgemeine Körperschwäche" bezeichnet worden war. Reich ist er nicht, der dichtende Graf. Schon seine Eltern waren es nicht — und mit denen hat er sich noch überworfen. Von einer schmalen, unglaublich schmalen Rente vegetirt er dichtend dahin. Aber ein hübscher Junge ist er — mit dichten, braunen Locken und großen, schwarzen Schwärmeraugen. Kein Wunder, daß all' die hübschen Kino-Attricen ihn gern haben. Und er? Für alle ist in seinem Herzen nicht Raum. Aber doch für zwei von ihnen: für die goldblonde Carla und für die kleine, schwarze Eveline.

Das muß man sagen: diskret ist er, der junge dichtende Kavalier. Carla ahnte nichts davon, daß sie Rudolfs Herz mit der kleinen Eveline teilte — und Eveline ahnte noch weniger. Bis es der Zufall fügte, daß sie beide, fast am gleichen Tage, ihre Geheimnisse einer dritten Kinodame mitteilten; einer ältlichen und weniger schönen, die mit ihren Annäherungsversuchen bei dem Grafen Rudolf kein Glück gehabt hatte. Diese beleidigte Schöne beschloß, sich zu rächen. Durch leise Andeutungen wurden von ihr die beiden schöneren Kolleginnen von der Tatsache der gegenseitigen Rivalität in Kenntniß gesetzt. Es waren nur leichte Anspielungen, die da fielen; aber einer Frau braucht man in einem solchen Falle nur ein Komma und einen Punkt in die Hand zu geben, den Satz errät sie dann von selbst. Und wie der Same gestreut war, so wuchs die Saat: still, geräuschlos, giftig. Jede der beiden Rivalinnen war fest entschlossen, die andere zu besiegen; aber keine von den beiden hatte irgendwen in ihre Pläne eingeweiht, und der dichtende Graf war noch immer fest davon überzeugt, daß Eveline nichts von Carla wisse, Carla nichts von Eveline....

Fest überzeugt war er davon. Hätte er sonst das Wagniß begangen, der Kinobühne ein Drama zu liefern, worin seine beiden Erwählten sich als Nebenbuhlerinnen einander zwei Akte lang zu bekämpfen, zum Schlusse des letzten Aktes sogar einander zu töten hatten? Den Dichter reizte der Gedanke, die blonde Carla und die kleine Eveline einander haßerfüllt und doch — wie er glaubte — ahnungslos gegenüberstehen zu sehen. Noch fürchtete er, es könnte vielleicht eine von beiden aus irgend einem instinktiven Gefühl heraus dazu kommen, ihre Rolle im letzten Augenblick abzulehnen. Seine Furcht erwies sich als unbegründet.

In dem Atelier der Filmfabrik stehen die beiden Rivalinnen haßerfüllt gegenüber, locken und jagen einander — vor dem knatternden Aufnahmeapparat des geschickten Filmoperateurs — durch das Wirrwarr von Ränken, Tücken und Listen, das Graf Rudolf erdichtet hat. Schon drei Tage lang geht das so, denn nur der Laie glaubt, daß ein Filmdrama so rasch aufgenommen wird, wie es später im Lichttheater heruntergeschnurrt; der Kenner weiß, daß die Aufnahme viel, viel mehr in Anspruch nimmt als später die Vorführung des fertigen Films.

Seit drei Tagen bekämpfen, überlisten, beargwohnen sich Carla und Eveline — in Rudolfs Stück. Heute soll die Schlußszene aufgenommen werden, die Szene, in der die beiden Heldinnen des Kinodramas in einer Art von improvisirtem Zweikampf einander ums Leben bringen sollen. In dem weiten, hellen Atelier, das in der höchsten Etage eines riesigen Fabrikgebäudes liegt und mit reichlichem Oberlicht versehen ist, stehen die papiernen Kulissen bereit. Der geschickte Filmoperateur hat seinen Aufnahmeapparat schon eingestellt — nur noch nach der Kurbel braucht der Operateur zu greifen — und die Aufnahme der nervenpeitschenden Szene kann beginnen. Aber noch will sich der Oberregisseur nicht entschließen, das Zeichen zum Anfang zu geben. Der Oberregisseur, der sich hier als der Verantwortlichste aller Verantwortlichen fühlt, steht neben dem Operateur und streicht sich mit halbgeballter Faust über das glattrasirte Schauspielerkinn.

„Woran fehlt's denn noch, Herr Oberregisseur?" fragt Graf Rudolf ungeduldig.

„Ich kann nicht mit mir einig werden, Graf, was für Dolche ich den Damen geben soll. Echte oder aus Pappe. Sehen Sie, hier hab' ich beides. Da sind die echten, richtige japanische, die sind aber zu scharf geschliffen. Wenn die Damen vorschriftsmäßig — „mit machtloser Wut" steht in Ihrem Manuskript — aufeinander losstürmen, könnte ein Malheur passiren."

„Also geben Sie die Pappdolche!" rät der Operateur.

„Das hat auch seine Nachteile," meint der Oberregisseur, „die Pappdolche knicken bei heftigem Stoß. Wenn man das auf der Aufnahme sieht, muß die ganze Szene noch einmal aufgenommen werden. Ersatzdolche aus Pappe hab' ich nicht hier — dann müßten wir die Szene noch auf einige Tage hinaus aufschieben."

„Das auf keinen Fall!" entscheidet die kleine schwarze Eveline. „Ich muß morgen eine Gastspielreise antreten. Wer weiß, wann wir dann zu der Schlußszene kämen. Sie können mir getrost einen echten Dolch anvertrauen, Herr Oberregisseur, Sie können sich darauf verlassen, meiner Gegnerin geschieht nichts, was ich nicht will! Oder haben Sie vielleicht Angst, Fräulein Carla? Fürchten Sie sich vor einem echten Dolch? Oder vor mir?"

„Pah!" lacht die goldblonde Carla stolz. „Nur die echten, Herr Oberregisseur! Sonst spiele ich nicht weiter!"

„Wenn die Damen so energisch auftreten, ist die Sache entschieden!" gibt der Oberregisseur nach. Er trägt das kleine, unechte Mahagonitischchen in den Hintergrund der Bühne und legt die echten Dolche darauf.

Die Szene beginnt. Mit wütenden Blicken messen sich die Rivalinnen — wie es in des Grafen Manuskript vorgeschrieben steht. Der Graf selbst, der Autor des Dramas, zittert vor Erregung. Er steht als Diener gekleidet dicht neben der Bühne; denn er liebt es, in seinen eigenen Stücken ein ganz klein wenig mitzuspielen. Jetzt sieht er Carlas Augen aufflammen — nun sieht er Evelinens schwarze Pupillen Funken sprühen — da plötzlich flammt in ihm die Erkenntniß auf: sie wissen beide! Sie werden einander töten — mit den geschliffenen japanischen Waffen!

Sie wissen beide! — Was ist da zu tun? Er will laut „Halt! Halt!" rufen — aber dann ist der prächtige Film verdorben, und — man wird ihn auslachen; denn wenn die doppelte mörderische Absicht nicht zur Ausführung kam, so läßt sie sich nicht beweisen, und er steht da als argwöhnischer Narr. Kam sie aber zur Ausführung, dann — ist es zu spät.

Zwischen den beiden Schauspielerinnen liegt die Echtheit des Spieles, die etwas Faszinirendes hat. Der Oberregisseur, der Operateur, die Chargenspieler — alle sind wie gebannt von der Ursprünglichkeit und Größe, die in der Darstellung dieser beiden Rivalinnen liegt. Alles hat nur Augen, nur Ohren für Carla und Eveline, die einander die letzten Kränkungen, die grimmigsten Beleidigungen zuschleudern, indem sie die Macht der Gesten durch improvisirte Worte verstärken. Und jetzt — jetzt kommt der entscheidende Augenblick. — Die schönen Frauen eilen an das kleine Tischchen. Jede ergreift einen Dolch. Sie schreiten wieder nach dem Vordergrund der Bühne. Eveline stellt sich in den äußersten linken Winkel des vorderen Bühnenrandes, Carla in den äußersten rechten.

„Ha, du Elende!" schreit Carla.

„Du sollst mir's büßen!" ruft Eveline.

Sie verlassen ihre Winkel, stürmen mit voller Wucht über die Bühne hinweg aufeinander los, jede den gezückten Dolch nach dem Herzen der anderen gerichtet....

Zwei schöne Frauenkörper sinken — Schreie ertönen — alles rennt und wirbelt durcheinander, der Operateur, die Arbeiter, der Oberregisseur, die Chargenspieler. Nur Graf Rudolf steht kalt und ruhig neben der Bühne.

Endlich ertönt aus dem Gewirr die Kommandostimme des Oberregisseurs: „Zwei Ohnmachtsanfälle. Essig bringen! Nur die Blusen sind zerrissen. Weiter nichts!"

Später nimmt der Graf den Oberregisseur beiseite und sagt zu ihm: „Sehen Sie! Was wäre nun geschehen, wenn ich nicht im letzten Moment die echten Dolche mit den Pappdolchen vertauscht hätte?"

Der Oberregisseur begreift: „Zusammen auftreten laß ich die beiden Damen vorläufig nicht wieder!.... Aber der Film heute ist kolossal echt geworden. Der wird riesig gekauft werden!"

—Tel. Lincoln 359—

A. Schlesinger

644 NORTH AVE.

Offen Abends bis 9, Sonntags bis 6 Uhr.

Viktrolas und Grafonolas

auf

Abzahlung

Alle bis jetzt herausgegebene Platten, Amerikanische, deutsche, ungarische sowie Schweizer Platten stets auf Lager. — Verlangt unsere vollständige u. neue monatliche Liste. Auf Wunsch senden wir unseren Vertreter.

Postbestellungen werden schnell und pünktlich ausgeführt.

Sonderbare Münzen.

Schwedische Kupfer-Nottaler und Wespentaler.

Zu den numismatischen Kuriositäten zählen in erster Linie die kupfernen Nottaler in Schweden. Karl XII. hatte durch seine Kriege alle Kassen seines Reiches dergestalt erschöpft, daß man nicht mehr wußte, wie man sich helfen sollte, und darauf bedacht sein mußte, auf jede nur erdentliche Art Geld zu schaffen. Dies nötigte des Königs Staatsminister v. Gärtz, dem Könige zu raten, seine Zuflucht zu Notmünzen zu nehmen, bis die Silberbergwerke den Mangel ersetzen könnten. Der geldbedürftige Monarch gab diesem Vorschlag seine Genehmigung, und die Kupfertalermünze wurde in Gang gebracht. Es wurden 18 Millionen Kupfermünzen in der Größe unserer Ein-Centstücke geprägt, von denen jedes Stück einen Taler Silbermünze gelten mußte, wiewohl es nur den vierhundertsechzehnten Teil eines alten Talers wert war. Da entstand denn eine starke Stockung des Handels und große Teuerung der Lebensmittel. Die Münzen wurden niemals eingelöst. Das Volk war sehr aufgebracht, und als die Nachricht kam, daß der König vor Friedrichshall gefallen war, wurde dem Minister der Prozeß gemacht und ihm der Kopf abgeschlagen. Als er auf dem Richtplatze seinen Kopf auf den Block legte, rief er mit lauter Stimme: „Sättige dich, Schweden, mit dem unschuldigen Blute, nach dem du so sehr gedürstet hast!"

Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Lüneburg hat 1599 eine Stachelmünze prägen lassen, die unter dem Namen der Wespentaler bekannt ist. Der Avers zeigt zehn Wappenschilder in Form einer Rose zusammengesetzt, mit Namens- und Titelumschrift. Auf dem Revers zerstört ein Löwe ein Wespennest, aus dem zehn Wespen auf ihn zufahren. Er wird aber von einem Engel gekrönt und von der Sonne bestrahlt. Der Herzog war nämlich von zehn seiner Vasallen bei dem Reichshofrate verklagt worden, weil er anfing, sehr eigenmächtig zu werden. Er rächte sich an ihnen durch diese Münze. Die zehn Wappen auf dem Taler sind die zehn Vasallen, die der Löwe großmütig verachtet. In derselben Streitangelegenheit ließ er auch einen sogenannten Lügentaler schlagen, auf dem ein Löwe einen Steinbock in den Vorderpranken hält. Hinter ihm wächst eine Rose auf einem dürren Stock. Alles nicht ohne Deutung. Der Steinbock war das Wappen des Herrn v. Steinberg, der dürre Stock deutete die Familie Stockheim und die Rose die v. Saldern an, die seine Hauptgegner waren.

König Christian IV. von Dänemark ließ 1647 Brillendukaten prägen. Im Jahre 1645 entdeckte man zu Kongsberg eine schwache Goldader. So wenig ergiebig diese auch war, ließ man doch daraus ganze, halbe und Viertelsdukaten prägen. Man bezweifelte aber diese Goldader und glaubte, der Alchemist Harbach habe seine Hand dabei im Spiele. Dem war aber nicht so. Als daher 1647 wieder Gold zum Vorschein kam, ließ der König nochmals norwegische Dukaten prägen und zur Beschämung der Zweifler eine Brille darauf setzen. Der Avers zeigt des Königs ganze Figur, der Revers die Brille, darunter die Worte: Vide Mira Domini 1647 (Siehe die Wunder des Herrn). Auch einen Brillenpfennig gab es, eine schwedische Scheidemünze von Kupfer, im Revers eine Brille und eine lateinische Inschrift, die ins Deutsche übersetzt heißt: „Wer Glück hat, braucht keine Brille."

„Gemeingefährliches" Testament.

Der im Jahre 1791 in Glogau verstorbene Justizrat Sack hatte über sein auf 256,253 Reichstaler sich belaufendes Vermögen derart testiert, daß dasselbe eine Familienstiftung bilden sollte, aus der den Mitgliedern der Familie Sack Stipendien in gewisser Höhe ausgezahlt werden sollten. Da jedoch den Verfügungen des Erblassers gemäß nur ein geringer Teil derselben zu jenen Zwecken verwendet, der andere zum Kapital geschlagen wurde, so fand sich nach zehn Jahren bereits ein sehr bedeutender Zuwachs vor. Hierdurch aufmerksam geworden, ließ der Nachlaßverwalter das weitere Anwachsen des Kapitals durch den fortwährenden Zugang der Zinsen nachrechnen und so feststellen, daß das Vermögen der Sackstiftung schon nach zweihundert Jahren auf 1983 Millionen Taler angewachsen sein würde. Dies wurde dem Justizministerium gemeldet, und auf dessen Veranlassung erließ der König von Preußen im Jahre 1803 eine Kabinettsverordnung, in der es wörtlich heißt: „Dieweil festgestellt ist, daß das Vermögen der Sackschen Stiftung zu Glogau bereits nach dreihundert Jahren alles Geld der Erde in sich vereinigen würde, falls den Bestimmungen des Stifters in allen Punkten nachgegangen würde, so bestimmen Wir hiermit wegen Gemeingefährlichkeit besagten Testamentes, daß das Kapital die Summe von 330,000 Reichstaler nicht übersteigen und der jährliche Ueberschuß zu wohltätigen Zwecken verwendet werden soll."

Der 50 Jahre alte Farmer Will Keefe aus der Gegend von Moxley, Ky., wurde auf der Landstraße mit gebrochenem Genick gefunden; man glaubt, daß er aus einem Wagen fiel.

Für das beste Gemälde auf der Kunstausstellung in New York erhielt Gifford R. Beal den ersten Preis, bestehend in $1000 und einer ... Medaille.

Leset die „Abendpost"

Sonntagpost.

Erscheint jeden Sonntag.

Preis der einzelnen Nummer ....3 Cents
Preis per Post, das Jahr (außerhalb Chicagos) $1.50

Herausgeber: "THE ABENDPOST COMPANY".
Published every Sunday.

Price per Copy ....3 Cents
" by mail, in the U. S., per year....$1.50
Publisher: "THE ABENDPOST COMPANY",
223—225 W. Washington St.

„Abendpost"-Gebäude: 223 und 225 W. Washington Str.,
zwischen Wells Str. und Franklin Str.
Chicago——Telephon: Franklin 5900——Illinois

Entered as Second Class Matter May 3rd, 1899 at the Post Office at Chicago, Illinois, under Act of March 3rd, 1879.

Die große Masse.

Die große Masse der Bevölkerung der Ver. Staaten ist in industriellen Betrieben irgendwelcher Art tätig. Eine auf den Ergebnissen der Volkszählung des Jahres 1910 beruhende Zusammenstellung läßt erkennen, daß über 38 Millionen Personen derart beschäftigt sind. Erwägt man, daß ein großer Teil von ihnen verheiratet und Familienväter sind, so ist es ohne Weiteres klar, daß die Industrieen den Lebensnerv des ganzen Volkes bilden. Nur ein verschwindend kleiner Teil jener 38 Millionen kann indessen im vollen Sinne des Wortes wirtschaftlich selbständig genannt werden. Denn dieser Charakter kommt eigentlich bloß den Fabrikbesitzern und den Teilhabern der Firmen zu. Alle sind mehr oder weniger abhängig, ganz gleich, ob sie tief unter der Erde in irgend einem dunklen Stollen vor dem Ort stehen und Kohle hacken oder am Webstuhl sitzen oder als Reisender auf der Kundenjagd begriffen sind oder schließlich im Komptoir mit der Schreib- oder Rechenmaschine arbeiten. Dieses auf seinen Lohn angewiesene Heer von Arbeitern bildet die große Masse unserer Bürger, mit deren sich von Jahr zu Jahr vergrößernder Triebkraft auf allen Feldern menschlicher Betätigung, vor allem aber auf wirtschaftlichem wie auch auf politischem Gebiete man rechnen müssen wird. Diese Triebkraft ist uniformirender, gleichmachender Natur. Wie Wind und Welle bestrebt sie sich, alles auf ein ebenmäßiges Niveau zu bringen. Was sich über dieses erhebt, betrachtet sie als ein Hindernis, zu dessen Beseitigung sie um so mehr Kraft ins Spiel bringt. Das einzelne Glied der großen Masse ist sich dieser seiner gleichmachenden Arbeit wohl nur in seltenen Fällen dunkel bewußt. Nichtsdestoweniger befindet sich seine Arbeit in voller Harmonie mit der großen Generalidee.

Was bedeutet überhaupt der einzelne Mensch unter allen diesen Millionen? Eine kleine Zahl von ihnen nehmen vielleicht gewisse bevorzugte Stellungen ein, sind Vorarbeiter, Bürochefs, Abteilungsvorsteher. Sie mögen sich bis zu einem gewissen Grade aus dem brandenden Meere der Gleichheit hervorheben; indessen viele von ihnen sind ihrer inneren Bildung, ihrem Dichten und Trachten nach, kaum verschieden von den übrigen Arbeitern, deren Leben über einen einzigen Leisten geschlagen zu sein scheint, so ähnlich sind sich ihre Lebensläufe in ihren großen Zügen. Sie wurden geboren, eigneten sich ein Mindestmaß von Bildung an, traten in die Tretmühle des Berufs ein, heirateten, setzten Kinder in die Welt, wurden vor der Zeit alt und starben. Im einzelnen gibt es wohl kleine Verschiedenheiten, aber auch diese sind unter sich so eintönig, daß das Bewußtsein, das Leben des Einzelnen sei etwas Individuelles, nicht recht aufkommen will. Ein Tag gleicht dem anderen, ein Haushalt dem anderen. Noch sind allerdings gewisse Unterschiede zwischen den Individuen und zwischen einzelnen Haushaltungen vorhanden, vor allem solche zwischen Einheimischen und erst Neueingewanderten. Diese hängen eine Zeitlang ihren heimatlichen Sitten und Gewohnheiten an, halten an ihrer Sprache, an ihren Leibgerichten und altüberlieferten Erinnerungen fest. Aber alles das gleicht sich immer mehr aus. Denn ihre Kinder gehen in die gleichen Schulen, lernen nach gleichen Lehrplänen aus gleichen Büchern; die Frauen kaufen bei demselben Grocer dieselben Waren ein, die Männer sitzen in denselben Wirtschaften und schöpfen ihre mageren Kenntnisse über die Weiterentwicklung der Welt aus denselben Zeitungen und nähern sich deshalb in ihren ursprünglich vielleicht noch etwas verschiedenen Anschauungen immer mehr. Der eine mag wohl etwas mehr Verstand als der andere besitzen, aber im Allgemeinen unterscheiden sie sich kaum mehr von einander als die Blätter eines Baumes. Ihre Individualität geht in der großen Masse auf, an persönlichem Lebensinhalt bleibt nur ein winziger Rest.

Man darf freilich nicht alle diese Lohnarbeiter über einen Kamm scheren. Es gibt auch heute noch immer bestimmte Arbeitsstellen, bei denen der Einzelne in seiner Individualität noch etwas wert ist. In manchen Industrien ist diese Arbeitsklasse nicht mehr vorhanden. Die Spezialisirung ist dort soweit vorgeschritten oder die Menschenarbeit bis zu einem solchen Grade durch Maschinenarbeit ersetzt, daß das menschliche Individuum selbst zu einer Maschine geworden ist, die mechanisch ihr Tagewerk vollbringt wie alle anderen gut in standgehaltenen Maschinen. Aber bei der Maschinenfabrikation, in der Elektrotechnik, in den graphischen Gewerben und ähnlichen Berufen sind die Arbeitsstellen, bei denen viel auf die Persönlichkeit ihres Inhabers ankommt, doch dichter gesät. Die große Masse der Arbeiter aber auch in diesen Betrieben sind Hilfskräfte, die tagaus tagein die gleiche mechanische Arbeit verrichten, mögen sie nun Kohlen schaufeln, um die Dampfkessel in Gang zu halten, oder mit Einpacken, Abladen, Lackiren oder sonst etwas beschäftigt sein. Und diese bilden die große Masse des Volkes, über der sich wie eine sehr dünne Oelhaut die geringe Minderheit derer hinzieht, die man als Qualitätsarbeiter bezeichnen könnte. Aber die große Masse wächst in einem Tempo an, daß mit der Zunahme der Zahl der anderen in gar keinem Verhältnis steht. Die Folgen dieser Entwickelung für die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse vorauszusehen, wäre recht interessant. Indessen die Natur hat dem Menschen den Blick in die Zukunft versagt und sie weiß in der Regel, was dem Menschen frommt.

Der Weg zum Erfolge.

„Steter Tropfen höhlt den Stein", besagt ein altes deutsches Sprichwort, das den Wert anhaltenden Bemühens und zielbewußten Strebens illustrirt. Es versucht die Hand zu weiterem Schaffen anzuregen, die schon nach einigen Versuchen das angefangene Werk entmutigt beiseite wirft. Es lehrt, daß selbst das stärkste Glied einer Kette unter Hammerschlägen brechen muß, die stets nur eine bestimmte Stelle treffen. „Wenn Du nicht das erste Mal erfolgreich bist, versuche es aufs Neue", ergänzt ein amerikanisches das vorerwähnte deutsche Sprichwort.

Große Ereignisse können nicht verfehlen, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen; kleinen Vorkommnissen des täglichen Lebens wird dagegen nur selten besondere Beachtung zuteil. Ein solches Vorkommniß jedoch, das sich in kurzer Zeit zweimal, viermal und noch häufiger wiederholt, wird selbst im Dasein des gleichgiltig Dahinlebenden zu einer Sache von außerordentlicher Bedeutung werden. Bei seiner ersten Wiederholung erscheint es viermal so stark als das erste Mal, beim dritten Mal sechzehn Mal stärker, und so weiter in progressiver Weise. Eine der schrecklichsten Torturen des Mittelalters war, Beschuldigten eine kleine Fläche ihres Schädels zu rasiren und auf diese kahle Stelle in regelmäßigen Zwischenräumen einen Wassertropfen fallen zu lassen. Schon nach kürzester Zeit war auch der hartnäckigste Sünder zu einem Geständniß bereit. Nach und nach hatte der anfänglich kaum empfundene Tropfen auf ihr Gehirn mit der Wucht eines Hammerschlages gewirkt, und es sind zahlreiche Fälle verzeichnet, in welchen derartig Gemarterte dem Wahnsinn verfielen. Aber auch minder ernste Geschehnisse vermögen uns die nachdrückliche Wirkung der Wiederholung vor Augen zu führen. Im gedrängt vollen Straßenbahnwagen steht ein Fahrgast, den Arm voll Bücher, Pakete und Zeitungen, der sich bemüht durch die eisbedeckten Fenster seine Straße zu erkennen, und versucht in den Pausen ein wenig zu lesen. Endlich nähert er sich seinem Bestimmungsort. In der Eile den Ausgang zu erreichen, fällt ihm sein Hut ab. Er beugt sich nieder, ergreift ihn und setzt ihn wieder auf. Das ist Nr. 1. Dem Vorgang wird kaum irgendwelche Beachtung zuteil. Während er seinen Hut aufnimmt, entfällt ihm eins seiner Bücher, und er nimmt dieses auf. Das ist Nr. 2. Die nahesitzenden Fahrgäste lächeln ein wenig, nehmen aber sonst kein besonderes Interesse an der Sache. Während er das Buch ergreift, fällt ihm sein Füllfederhalter aus der Westentasche. Das ist Nr. 3. Die Wiederholung dieses Mißgeschicks lenkt die Aufmerksamkeit zahlreicher Mitfahrender auf den armen Teufel. Als ihm aber — Nr. 4 — beim Aufheben des Füllfederhalters auf Neue sein Hut vom Kopfe fällt, da vermag selbst der Ernsteste sich nicht länger zurückzuhalten, und lautes Gelächter erfüllt den Straßenbahnwagen. Die Wirkungskraft der Wiederholung hat sich auch hier bewährt.

In einem Artikel der „Washington Post", der die Wichtigkeit des „stick to it" illustrirt, heißt es: „Der alte Cato in Rom, der mit kalten blauen Augen das Wachstum Carthagos beobachtete, wußte, daß dieses eine Gefahr für Rom bedeute. Er wollte, daß die Römer Carthago zerstören sollten. Er war sich bewußt, daß sich eine unablässige Wiederholung dieses Verlangens entschieden wirkungsvoller erweisen würde als der beredteste Appell. Wenn er eine Ansprache an hervorragende Männer Roms hielt, unterließ er nie dieser als Schlußworte die Mahnung hinzuzufügen: „Delenda est Carthago" — „Carthago muß zerstört werden." Er sagte es nicht einmal, nein, zwei Mal, zehn Mal, hundert Mal. Schließlich, Dank dieser vielfachen Wiederholung, wurde die öffentliche Meinung der Stadt von diesem Gedanken durchdrungen. Carthago wurde zerstört. Und befreit von diesem kommerziellen Wettbewerber am Mittelmeer entfaltete sich die Militärmacht Roms so gewaltig, daß sie sich fast die ganze Welt untertänig machte, bis die Zeit kam, da auch Rom zerstört wurde, wie es einst Carthago zerstört hatte."

Häufig lesen wir in den Zeitungen von berühmten Schauspielerinnen, die nach kurzer Ehe von einem Manne geschieden zu werden wünschen, der in ihrem geschäftigen Leben und ihrem sich reich lohnenden Künstlerinberuf nur die Rolle eine Drohne bekleidete. Eine solche Geschiedene wurde einmal gefragt, wie sie sich je hätte zu einer Vereinigung mit einem derartig unwürdigen Vertreter des stärkeren Geschlechts habe entschließen können. „Wenn man einen Mann Tag für Tag im Jahre sieht", erwiderte sie, „und er eine Frau jeden Tag ersucht, ihn zu heiraten, dann bleibt dieser schließlich nichts anderes übrig, als ihn zu heiraten. Die tägliche Wiederholung des Heiratsgesuchs ist mehr als selbst die willenstärkste Frau auf die Dauer zu widerstehen vermag." Der Bieber, der durch unzählige Male wiederholte Bisse mit seinen kleinen scharfen Zähnen die stärksten Bäume fällt, der rothaarige, knochige, häßliche Jüngling, der seinen anschnlichen, wohlhabenden Rivalen das hübschste Mädchen des Dorfes „wegschnappt", der erfolgreiche Geschäftsmann, der täglich in den Zeitungen auf die von ihm gebotenen Vorteile hinweist, eine Gelegenheit, die ihm Wochenschriften und Monatsjournale nicht bieten, — sie alle sind lebende Beweise der Wirkungskraft, die der unablässigen Wiederholung eines Verlangens oder einer Behauptung entspringt.

Sich daran halten, beständige, unermüdliche Wiederholung, unverzagte Ausdauer, das sind die drei Grundlagen allen Erfolges auf Erden. Durch Wiederholung eignet sich das Kind in der Schule seine Kenntnisse an, durch Wiederholung gewinnen Mann und Frau in der Schule des Lebens Erfahrung und das Reifezeugniß ihres Könnens. Wer ein großes Ziel im Auge hat, und sich täglich wiederholt, daß er es erreichen will, wird es früher oder später erlangen. Wer sich einer Schwäche bewußt oder einem Laster anheimgefallen ist, wird sich von diesen befreien können, wenn er den Kampf dagegen ununterbrochen fortsetzt, unverzagt, unentmutigt nach jeder Niederlage ihn aufs Neue beginnt, und sich nicht scheut, den ersten Schritt auf dem Pfade der Besserung, wenn nötig, täglich zu wiederholen. Die großen Männer der Vergangenheit und der Gegenwart verdanken ihren Ruhm der Ausdauer ihres Strebens. Nicht einem Jeden kann eine ähnlich hervorragende Stellung in der Geschichte der Menschheit beschieden sein, allein auch in unserem bescheidenen Wirkungskreise werden wir das höchste Ziel zu erreichen vermögen, wenn wir uns bei unserem Streben von hoffnungsfreudiger, nimmer rastender Ausdauer leiten lassen. Deshalb nicht ermatten!

Das Ende des Meerschaums. Die Zeit ruckt heran, wo es keinen Meerschaum mehr geben wird. Die Verbreitung dieses eigentümlichen Minerals ist zwar eine ziemlich große, aber neben den Ablagerungen in der asiatischen und europäischen Türkei kommen andere nicht in Betracht. Sein Verbrauch ist freilich auch nicht sehr groß; für Tabakspfeifen und Zigarrenspitzen wird er jedoch noch andauernd geschätzt, und kein Wechsel der Mode hat ihn zu verdrängen vermocht. Da aber die natürlichen Vorräte ihrem Ende entgegengehen, ist es beruhigend zu hören, daß schon jetzt ein Ersatz vorhanden ist.

* * *

Wie gewaltig die Seefrachten während des Krieges gestiegen sind, ergibt sich aus einem Bericht des Schweizer Bundesrates über den Stand der überseeischen Zufuhren. Für argentinischen Hafer, der auf Rechnung der Schweiz in der südamerikanischen Republik gekauft worden war, mußte sie an Frachtgebühren allein 45½ Franken pro zweihundert Pfund bezahlen, gegen nur anderthalb bis zwei Franken vor dem Kriege. Dabei muß man noch froh sein, Hafer überhaupt zu bekommen; denn für den Verkehr mit Argentinien stehen nur noch ein paar spanische Dampfer zur Verfügung, und im günstigsten Falle dauert es viele Wochen, bis eine derartige Sendung verfügbar wird.

* * *

Nach einer ausführlichen Abhandlung in der Wochenschrift „English Mechanic" liefern gewisse Kürbispflanzen in Südafrika einen Stoff, der dazu geeignet ist, den Meerschaum vollkommen zu ersetzen. Diese Kürbispfeifen oder Kalabassenpfeifen, wie sie auch genannt werden, sind von einer unvergleichlichen Leichtigkeit und schon nach der natürlichen Form nicht zwei einander gleich. In der Farbe sind sie dem Meerschaum durchaus ähnlich. Ein Raucher, der bisher vielleicht seine Familie vernachlässigte, um eine Meerschaumpfeife anzurauchen, ist jetzt der Verführung ausgesetzt, sich eine solche Pfeife sogar selbst zu „züchten". Die fragliche Kürbisart gedeiht nämlich ohne viele Pflege. Bisher wachsen die Kürbisse allerdings nur in Südafrika, es ist aber schon der Versuch gemacht worden, sie in den Vereinigten Staaten anzupflanzen, und ohne Zweifel dürften sie auch in den Ländern der nördlichen gemäßigten Zone gedeihen.

Aufgepaßt, Deutschamerikaner!

Wenn Du Dich hast mit Deinem Freund entzweit —
Ist es Dein Freund, so währt nicht lang der Streit;
Wenn Dir Dein reicher Onkel böse ist,
Laß' ihn im Skat gewinnen oder Whist;
Wenn Deine Schwester mit Dir zankt erbost —
Daß sie Dein Weib nicht ist, das sei Dein Trost;
Wenn im gerechten Zorn Dein Weibchen tobt,
Geh' mit ihr aus, ihr einen Schmuck zu kaufen; —
Doch wenn Dich Teddy Roosevelt lobt,
Dann ist es Zeit davon zu laufen.

Wir haben seit Längerem vergebens nach den Wetterpropheten Umschau gehalten, die uns einen milden Winter voraussagten. Wahrscheinlich befinden sie sich alle auf der Suche nach einem Bushel Kohlen.

Wer leiht uns Ohrpfropfen?

Vor etwa fünfzehn Jahren wurde im ganzen Lande eine Kampagne gegen eine sogenannte „Pest" durchgeführt, jenen Zuschauer, der sich während der Vorhang hoch war, in lautem Flüsterton zu unterhalten pflegte. Es waren recht befriedigende Erfolge zu verzeichnen. Eine solche Kampagne scheint heute in größerem Maße gegen jene „Pest" notwendig zu sein, die unzähligen Leuten den Besuch von Wandelbildertheatern verleidet. Diese eigentümliche Person besteht darauf, die Zwischentitel der auf der Leinwand erscheinenden Bilder zum Besten ihrer Nachbarn laut zu verlesen. Während wir die rasch vor unseren Augen wechselnde Handlung zu verfolgen suchen, erschallt es hinter uns: „Fanny Lawson wird durch Stephen King, einem Besucher des Dorfs, vor dem Tod des Ertrinkens bewahrt, und verliebt sich in ihn." Eine neue Szene taucht auf der Bildfläche auf, und eintönig verkündet dieselbe Stimme: „Sie wird mit Leutnant Croß bekannt, der sich in sie verliebt, doch erwidert sie seine Liebe nicht, da diese bereits Stephen King gehört." Wir rücken unruhig auf unserem Sitze hin und her, und versuchen schließlich den Ruhestörer mit unseren Blicken zu durchbohren. Dieser sieht aber diese Beachtung seiner Person als ein Zeichen unserer Bewunderung an, und liest nur um so lauter: „Claudias Gatte entdeckt, daß King ein Verbrecher ist, und sucht Fanny vor ihm zu warnen." Wir haben, Gott sei Dank, auch in unserer Jugend lesen gelernt, wir brauchen die Hilfe dieses aufdringlichen Mentors nicht, aber was hilft's, — wir können keinen anderen Sitz finden und müssen daher seinem blechernen Organ bis zur letzten Aufschrift des Films: „The End" lauschen. Himmel, hast Du keine Flinte!

Ein Mann, der von Banditen überfallen wurde, und auf welchen diese schossen, wurde durch eine zum Schutz gegen die Kälte auf der Brust getragene Zeitung gerettet. Die Kugel blieb in dieser stecken. Es muß eine jener englischen Zeitungen gewesen sein, die in der Regel voll von faustdicken Lügen sind.

Die Eltern eines letzte Woche in Washington geborenen Babys haben dieses auf den Vornamen „Peace" taufen lassen. Es wird berichtet, daß der kleine Weltbürger, der stundenlang geschrien hatte, sofort verstummte als das Wort „Peace" ausgesprochen wurde. Hoffentlich hat sich bei näherer Untersuchung keine andere Ursache als die Veranlassung seines plötzlichen Stillschweigens herausgestellt.

„Hottehue-Goulasch".

„Die Tierärzte von New York, New Jersey, Massachusetts und Connecticut haben gestern bei einer Konferenz in New York beschlossen, den Kongreß um die Bewilligung von $100,000 zur Inspizirung von Pferdefleisch zu bewilligen, damit dasselbe auf den Markt gebracht werde. Gegen den Genuß von Pferdefleisch bei diesen außerordentlich hohen Fleischpreisen ist sicherlich nichts einzuwenden. Solange die Menschheit sich nicht an Schlimmeres gewöhnen muß, ist die Situation gefährlich. Sonderbar aber ist es, daß zu derartigen Zwecken immer erst große Geldbewilligungen gemacht werden müssen."

„Bull" des Bullmoosers zog nicht.

Als auffallend stiller Mann und viel schneller als man erwartet hatte, ist Roosevelt aus der Bundeshauptstadt nach Oyster Bay zurückgekehrt. Das Washingtoner Klima scheint ihm nicht bekommen zu sein, und jene, die ihn bereits wieder an der Spitze der republikanischen Partei sahen, werden sich wohl noch etwas gedulden müssen. So leicht begehen auch politische Parteien Selbstmord nicht. Es sei denn, sie sind absolut lebensmüde, und davon wird man in diesem Falle kaum reden können.

Weißt Du es noch?

Von Carla Wächter.

Weißt du es noch, wie einst die Gärten blühten
In einer Pracht, die heute du nicht kennst?
Weißt du es noch, wie schön die Vögel sangen —
In Zeiten, die du deine Kindheit nennst?
Das sind die Gärten, wo die Hecken wuchsen,
Weit höher als sie heut' ein Garten hat;
Wo Blüten holde Märchen spannen —
Wo anders aussah auch das kleinste Blatt.

Und triffst du Menschen jetzt, die lange Jahre —
Ja, seit der Kindheit Zeit du nicht gesehn;
Siehst du die Sorgenfalten auf der Stirne —
Und hast du Leidgeprüfte vor dir steh'n —
„Weißt du es noch" — wirkt oft dann wie ein Zauber.
Denn gütig schiebt alsbald für uns die Zeit
Zurück, zurück den allzu flinken Zeiger —
Auf Stunden, die doch rückwärts liegen weit,
Da glätten auf der Stirne sich die Falten —
Als streiche eine Hand darüber lind;
Nur Augenblicke währt der holde Zauber,
Daß man in Gärten wandelt — wie als Kind!

Erinnerungen eines Zeitungsschreibers.

Von Wilhelm Rieß.

XVI.

Wie eine neue Sonne war Joe Folk am politischen Horizont aufgegangen, wie ein niedergebranntes Talglicht verlöschte er.

Er war unstreitig ein Mann von Genie und Willenskraft. Selbst die Gegner, die er sich gemacht, erkannten dies und prophezeiten eine große politische Karriere für den unbeugsam willensstarken Emporkömmling. Seine Bewunderer bezweifelten nicht, daß er eines Tages der höchste Beamte des Landes, Präsident der Vereinigten Staaten, sein würde.

War es Furcht vor dem Rechtlichkeitssinn des Mannes, der die damals allmächtigen Finanzinteressen, welchen, dem Lande zum Segen, Präsident Wilson jetzt so kräftig die Flügel beschnitt, veranlaßte, der weiteren Karriere Joe Folks Halt zu gebieten? Dieselben Interessen, welche nun vergeblich versuchen, Kontrolle über die jetzige Administration zu erlangen?

Fast scheint es so, denn nur gefügige Werkzeuge, die ihnen dienstbar sind, können den Wall Str. Wucherern als Inhaber der höchsten Aemter wünschenswert erscheinen.

Es war die Zeit, da John Swinton, der hervorragende Journalist, schreiben konnte: „Unsere Regierung ist in Piratenhänden. Nicht nur die politische Macht, sondern auch der Kongreß und die Administration werden von den Finanzinteressen kontrollirt."

„Ist der Begriff Freiheit vereinbar mit der Tatsache, daß Millionen hungern, während die Interessen Millionen über Millionen dem Lande abschröpfen?"

John Swinton würde heute wohl, wenn er sehen könnte, wie die Wilson-Verwaltung den Wall Str.-Interessen ihre diktatorische Macht nahm, statt des Wortes „ist" das Wörtchen „war" gebrauchen.

Für mich war Joe Folk eine ungewöhnlich interessante Erscheinung, als er dem politischen Unrat den Krieg erklärte. Aber meine Bewunderung schwand, als er sich als Gouverneur von Missouri nicht gegen die mächtige Bahnkorporation wandte, welcher alle Gerichtsbarkeit im Staat damals untertan war.

Trotzdem ist es nicht ausgeschlossen, daß sich der Mann in ihm wiederfindet.

Aber ich wollte ja titelgemäß Erinnerungen, keine Betrachtungen schreiben. Allein die Letzteren drängen sich einem so mächtig auf, daß es einem alten Journalisten wohl zu verzeihen ist, wenn er ihnen Raum gibt.

Wie der Schweif einem Kometen, folgten viele, zumeist leider Unberufene, dem Beispiele Joe Folks.

Fast in allen Städten des Landes wurde gegen Grabsch und unehrliche Politik gewütet, jedoch ohne wirkliche Erfolge zu erzielen. In das garstige Lied der Politik wurden keine reinen Noten gebracht.

Da ich gerade über politische Zustände schreibe, fällt mir eine Episode ein, die ich in Texas während der ersten Cleveland-Kampagne erlebte und die ebenso lustig wie bezeichnend ist.

Der Wahlkampf, der damals in den Südstaaten mit größter Bitterkeit geführt wurde, war wohl nirgends zu solcher Leidenschaft entfacht wie in Texas.

Die eingeborenen Texaner hatten alle ihre Hoffnungen auf die Erwählung Clevelands, als den Kandidaten gesetzt, der endlich, als erster seit Schluß des Bürgerkrieges, eine Chance hatte, die republikanische Partei aus dem Sattel zu heben.

Die Neger, besonders die in Dallas wohnenden, schwebten in tausend Aengsten.

Dallas war damals noch eine kleine Stadt, deren späteres Wachstum zur Metropole von Texas nur Wenige ahnten.

Republikanische Straßenredner und Negerprediger hatten der zahlreichen schwarzen Bevölkerung klar gemacht, daß mit dem Siege der Demokraten ihre teuer erkauften Freiheiten dahin sein würden.

Sie würden alle wieder in Sklaverei verkauft werden, dröhnte es von den Straßenecken und von den Kanzeln in ihre verängstigten Ohren. In den letzten Tagen der Kampagne fanden viele Pistolenschießereien zwischen den Parteigängern in den Straßen und in Wirtschaften statt.

Ich war gerade lange genug in Texas gewesen, um stimmberechtigt zu sein. Je näher der Wahltag kam, desto unheimlicher wurde die Geschichte.

Die Neger wagten sich kaum auf die Straße, und wohl mit Recht. Es gab gar viele Rauhbeine, denen es Vergnügen machte, ihre Demokratie durch ein paar Schüsse auf die wehrlosen farbigen Bürger als besonders waschecht erscheinen zu lassen. So kam der Wahltag heran.

Ganz in der Frühe, als die Wahlbuden geöffnet wurden, war ich einer der ersten am Platze und gab meine Stimme für Cleveland ab.

Dann bestieg ich meinen Broncho, nachdem ich meine Schrotflinte an den Sattel geschnallt, um den wüsten Szenen, die, wie ich wohl wußte, sich ereignen würden, aus dem Wege zu gehen, und ritt dem Anwesen meines Freundes John Lucks zu, der eine kleine Niederlassung, „Eagle Ford" genannt, besaß. Dort hoffte ich ruhig dem Jagdvergnügen nachgehen zu können, um am Abend, wenn die Aufregung sich etwas gelegt haben würde, wieder nach Dallas zu reiten.

Außer seinem „General Store" betrieb John Luck auch eine Wassermühle. Nahe derselben befand sich sein hübsches Wohnhaus.

„Eagle Ford" war nur etwa zwölf Meilen von Dallas entfernt, und ich freute mich meines Entschlusses, als ich den Waldweg entlang durch die schöne Landschaft ritt.

Ich wollte bei Lucks Kramladen vorbeireiten, dann im Hause seinem schönen Töchterlein den Morgengruß bieten, meinen Gaul einstallen und dann in dem wildreichen Gelände pürschen.

Die Götter hatten es anders beschlossen.

Als ich beim Laden vorbeiritt, wurde die Tür plötzlich aufgerissen. Mein Freund John stand auf der Schwelle.

„Fein, daß Sie kommen, Professor!" rief er mir entgegen. „Steigen Sie ab und bringen Sie Ihre Flinte mit herein!"

Als ich ihn fragend anschaute, sagte er: „Wir brauchen jeden weißen Mann, dessen wir habhaft werden können. Also immer 'rein!"

Ja, was war da zu tun! Mit Mühe entwand ich ihm die Erlaubniß, meinen Gaul im Stall unterbringen zu dürfen und mir einen Labetrunk im Hause zu holen.

„Aber schnell wiederkommen!" meinte er noch.

Im Hause klärte mich Claire, sein hübsches Töchterlein, etwas über die Situation auf.

Ihres Vaters Laden sei die amtliche Stimmbude in der Nachbarschaft, in der es dreimal so viel Neger als Weiße gäbe.

Die Neger, wenn sie sich in der Ueberzahl in der Stimmbude sähen, würden höchstwahrscheinlich unverschämt und herausforderend werden. Deshalb wünschte ihr Vater möglichst viele Weiße zugegen zu haben.

Da war ich Unglückskind aus dem Regen in die Traufe geraten. Abschlagen war, wollte ich mich nicht der Verachtung meiner Freunde preisgeben, unmöglich.

Ich ging zum Laden zurück.

Außer John Luck und dessen Sohn waren noch der Pferdezüchter Lovelace, dessen beide Bereiter, ein Stallknecht und der dicke jüdische Tabaksreisende Abe Bloch, den ich schon von Dallas aus kannte, anwesend.

Etwa achtzehn schwarze Wähler wurden erwartet, klärte mich der alte Luck auf.

„Die Kerle sind unverschämter als die Stadtnigger", sagte er. „Sie haben ihre eigenen kleinen Anwesen, und wenn sie sich an Zahl den Weißen überlegen wüßten, dann kenne ihre Unverschämtheit keine Grenzen."

Ein Blick auf die anwesenden Weißen zeigte mir, daß man sich wohl auf ihre Entschlossenheit und ihren Mut verlassen könne. Wohl auf alle bis auf Abe, der mit seinem nahezu dreihundert Pfund wiegenden Körper eher hinderlich als nützlich sein würde, dachte ich.

Die Schweißtropfen, die ihm von der fleischigen Stirn flossen, konnten wohl kaum von allzu großer Hitze herrühren; denn es war ein frischkühler Morgen; innere Erregung mußte daher die Ursache der Perlenvergeudung sein, dachte ich.

Während ich noch meinen Gedanken nachhing, wurde draußen Pferdegetrappel und wüstes Johlen hörbar.

(Fortsetzung auf der 6. Seite.)

Wir kaufen

einzelne gut erhaltene deutsche Romane; Klassiker, sowie ganze Bibliotheken.

A. KROCH & CO.
22 Nord Michigan Avenue.
22 Nord Michigan Ave.
(zwischen Madison und Washington Straße.)

Todesanzeige.

SCHWABEN-VEREIN

Dem Verein zur Nachricht, daß Mitglied

Frank Seitz

gestorben ist. Die Beerdigung erfolgt vom Trauerhause, Western Ave. und Canal Str. in Blue Island, am Montag, den 4. Februar, um 1:30 Nachmittags.

Emanuel Gail, Präsident.
Heinrich Hieber, Sekretär.

Todesanzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß unser lieber Vater und Bruder

Jacob Dimmer,

Gatte der verstorb. Anna Katherine Dimmer, geb. Telles, am 1. Febr. 1918 im Alter von 54 Jahren selig im Herrn entschlafen ist. Die Beerdigung findet statt am Montag, den 4. Februar, um 8:30 Morg., vom Trauerhause, 6318 Langley Ave. nach der St. Clara-Kirche, wo ein Requiem Hochamt stattfinden wird von da mit Autos nach dem St. Marien-Gottesacker. Um stilles Beileid bitten die trauernden Hinterbliebenen:

Margaret Dimmer, Frau Raymond De Pew, Kinder. Frau Barbara Hennen, Schwester.

Mitglied des St. Nicolaus Hof Nr. 20, C.O.F., und der Carpenters Union, Local Nr. 10.— Bitte keine Blumen.

Todesanzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß unser geliebter Gatte und Vater

Frank Seitz

am 2. Februar 1918 gestorben ist. Beerdigung findet statt vom Trauerhause, 344 Canal Str., am Montag, den 4. Februar, um 1 Uhr Nachmittags, nach Blue Island, Ill., von dort nach dem Mount Greenwood Friedhof. Die trauernden Hinterbliebenen:

Emma Seitz, Gattin. Effie, Charles und Emma Seitz, Kinder.

Todesanzeige.

Hoffnung Loge 333 I. O. O. F.

Den Beamten und Mitgliedern die traurige Nachricht daß Bruder

Ferdinand Reiß

plötzlich gestorben ist. Die Beerdigung findet statt am Montag, den 4. Februar, 2 Uhr Nachmittags vom Trauerhause, 122 S. Central Ave., nach Waldheim Friedhof.

Henry Hallman, Obermeister.
Conrad Huedenthal, Sekretär.

Wieder eingetroffen:
Amerikan. Schweizer Kalender....40c
Ill. Germania Kalender....45c
Unser Geschäft ist Sonntags von 9 bis 1 Uhr offen!

Koelling & Klappenbach
Deutsche Buchhandlung,
206 West Randolph Str.
nahe 5th Avenue.

DETMER
Pianos und
Detmer Phones
with the Golden Tones
Liberale Bedingungen.
10 S. Wabash Ave.
Fabrik:
1500 North Western Ave.
fb3son*

Todesanzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß unser geliebter Gatte, Vater, Sohn und Bruder

Wilhelm Brinkman

im Alter von 47 Jahren am Sonntag, den 27. Januar, in Los Angeles, Cal., sanft im Herrn entschlafen ist. Die Trauerfeier findet statt am Montag, den 4. Febr., um 1:30 Nachm., im Trauerhause, 4357 Kenmore Ave., und um 2:30 in der evang.-luth. Epiphanias-Kirche, Bradley Place und North Robey Str. (Pastor Weiße). Beerdigung auf Waldheim. Die trauernden Hinterbliebenen:

Selma Brinkman, geb. Riemer, Gattin. Clara, William und Lillian, Kinder, nebst Mutter, Brüdern, Schwestern und Verwandten. do—son

Todesanzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß unser lieber Bruder

Ferdinand Reis

gestorben ist. Beerdigung am Montag, den 4. Februar, 2 Uhr Nachm., von der Wohnung seiner Schwester, 122 S. Central Ave., Austin, mit Autos nach dem Waldheim-Friedhof. — Mitglied der Hoffnung Loge Nr. 333, Herman Encampment Nr. 110, I. O. O. F. — Um stilles Beileid bitten:

Frau Ambrose Hauner und Frau Frank Spelina.

Todesanzeige.

Chicago Bäcker Unterstützungs-Verein.

C. B. U. V.

Den Beamten und Mitgliedern zur Nachricht, daß unser Mitglied

Frank Finsterbauer

am Freitag, den 1. Febr., gestorben ist. Die Beerdigung findet statt am Dienstag, den 5. Febr., um 2 Uhr, von Muellers Kapelle, 3224 Armitage Ave., nach dem Graceland-Friedhof.

Hugo Pfeuffer, Präsident.
August Himmelreicher, Sekretär.

Todesanzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß meine liebe Gattin und Mutter

Wilhelmina Schmelzer

am 31. Januar im Alter von 72 Jahren und 9 Monaten nach langem Leiden sanft entschlafen ist. Die Beerdigung findet statt Montag, den 4. Febr., vom Trauerhause Nr. 1935 String Str., um 9 Uhr Vorm., nach der St. Franziskus Kirche, von da nach dem Bonifazius Gottesacker. Beerdigung privat. Die trauernden Hinterbliebenen:

Bernhardt Schmelzer, Gatte; Margaret, Frank, Bernhard, Heinrich und Josephine, Kinder, nebst Schwägerin und Schwäger. fafon

Todesanzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß mein lieber Gatte

Christ Schwarz

im Alter von 61 Jahren, 3 Monaten und 9 Tagen sanft entschlafen ist. Die Beerdigung findet statt am Montag, den 4. Februar, um 2 Uhr Nachm., von Kraupes Kapelle, 3905 Lincoln Ave., nach dem Concordia-Friedhof. Um stille Teilnahme bittet die trauernde Gattin

frsafon Elizabeth Schwarz.

Todesanzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß mein geliebter Gatte

Frank Finsterbauer

nach kurzen schweren Leiden am Freitag, den 1. Febr., gestorben ist. Die Beerdigung findet statt am Dienstag, den 5. Febr., um 2 Uhr Nachm., von Muellers Kapelle, 3224 Armitage Ave., mit Autos nach dem Graceland-Friedhof. Die trauernde Gattin

Emilie Finsterbauer, nebst Verwandten.

Todesanzeige.

Sozialer Turnverein.

Den Mitgliedern zur Nachricht, daß Turner

Christian Schwarz

gestorben ist. Die Beerdigung findet statt am Montag, den 4. Februar, Nachm. 2 Uhr, von Kraupes Kapelle, 3905 Lincoln Ave., nach dem Concordia-Friedhof. Die Turner sind ersucht, dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen.

Der Vorstand.

Gestorben: Benedikt Essig, 3141 Lowe Ave. (starb am 2. Febr. 1918). Geliebter Gatte von Christina Essig geb. Werner. Vater von Edward Essig und Dollie Spraner. Großvater von Douglas und Ethel M. Essig und von Evelyn und George Spraner jr. Beerdigungs-Anzeige später.

Danksagung.

Allen Verwandten, Freunden und Bekannten sprechen wir hiermit unseren herzlichsten Dank aus für die zahlreiche Beteiligung und die vielen Blumenspenden bei der Beerdigung meiner geliebten Gattin und unserer lieben Mutter. Besonderen Dank den Katholischen Försterinnen Nr.588 und dem Christlichen Mütterverein.

Nickolaus Dimpfl und Kinder.

Pittsburger Zeitungen bitte zu kopiren.

Zur Erinnerung

an meinen vielgeliebten Gatten und unseren guten Vater

Johann Pleier,

welcher heute vor einem Jahre, am 3. Febr. 1917, im Alter von 36 Jahren selig im Herrn entschlafen ist.

Der Tag, da du von uns geschieden,
Heut' jährt er sich zum erstenmal.
Du selber ruhst nun aus in Frieden,
Doch bleibt für uns de Scheidens Qual.
Schlummere sanft, du guter Gatte und Vater,
Der du uns hast so treu geliebt,
Du wirst uns ja wohl verzeihen,
Wenn wir haben dich betrübt.
Ach, du hast jetzt überwunden
Manche schwere, harte Stunden,
Manchen Tag und manche Nacht
Hast du in Schmerzen zugebracht.
Standhaft hast du sie ertragen,
Deine Schmerzen, deine Plagen,
Bis der Tod dein Auge bricht,
Doch vergessen wir dich nicht.

Gewidmet von deiner dich liebenden Gattin
Rosina Pleier, nebst Kindern.

Western Casket & Undertaking Co.,
Michigan Ave. u. Randolph Str. Central 363.
Zweiggeschäfte in der ganzen Stadt.
Wir besorgen die Beerdigung in jedem Detail.
D. S. Sattler, Präs.
16dez,3mX

Sonntag Nachmittags-KONZERTE
der
Chicago Turngemeinde
Ballmann's Orchester.
Solisten für heute:
Frl. Klara Lucia Nickel, Los Angeles.
Dramatic Contralto.
Albert Short, Kornettist.
Achtung:
Nur noch drei Konzerte.
(Siehe Programm in dieser Zeitung.)

Henry Schoellkopf Sons
— Importeure —
309 und 311 W. Randolph Str.
nahe Franklin Str.
Braunschweiger Honig-Lebkuchen,
Pflastersteine,
Pfeffernüsse,
Springerle,
Marzipan,
Geräucherte Gänsebrüste,
Gänseleberwurst,
Thüringer Blutwurst,
Cervelatwurst,
Geräucherte Bücklinge,
Holländische Milchner Häringe,
Geräucherter Lachs (in Scheiben),
Brabanter Salz-Sardellen,
Appetit Sild,
Marinirte Bismarck Häringe,
Russischer Kaviar,
Roquefort Käse,
Camembert Käse,
Limburger Käse,
Waldmeister,
Zwetschenmus,
Preißelbeeren.
ba30dibfofon*

Bush Temple Theater
Tel. Superior 4819.
Sonntag, den 3. Februar, Nachm. 2:45
„Frau Königin".
Abends 8:15:
„Die fünf Frankfurter"
Montag, den 4. Februar, Abends:
„Die fünf Frankfurter".
Mittwoch, den 6. Februar, Abends, Ehren- und Benefizabend für Effe Janssen.
„Die Hochzeit von Valeni".

Große Extra-Volks-Vorstellung
am Sonntag, den 10. Februar, in der Sozialen Turnhalle,
Gesang — Tanz — Scherz und Ernst!
Der Leiermann und sein Pflegekind.
Volksstück mit Gesang und Tanz in 4 Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer. ja27f3

Schweizer Damen-Verein, Schweizer Männer-Chor, Chicago.
Aelpler-Fest in Brienz
Kostümball u. Bazar
zu Gunsten des Schweizer Roten Kreuzes, in der Lincoln Turnhalle, Diversey Parkway und Sheffield Ave., am Mittwoch, 6. Febr. 1918. Anfang 8 Uhr Abds. Bazar-Eröffnung 2 Uhr Nachm. Eintritt, Bazar 25c; Eintritt Ball 50c.
ja30fb1,3,4,6

29. Stiftungsfest
und
Kappen-Ball
veranstaltet von der
Pl. Gilde Fritz Reuter Nr. 4
in Schoenhofens Halle, Ecke Milwaukee und Ashland Ave., am Sonnabend, den 9. Februar 1918. — Anfang 7 Uhr Abends.
sonfr

Viertes großes Turnier
der
Chicago Skat Liga
Sonntag, den 3. Februar 1918, abgehalten im Morrison Hotel.
Eintritt wie gewöhnlich—Anfang prompt 3 Uhr.
John M. Heruch, Skatmeister.
Assistenten: Otto Berndt, Richter M. Girten und Julius Heinze.

Holy Name Cathedral
N. State und Superior Str.
Cars: N. State, Clark, Wells Str. und Chicago Ave.
Messen um 6, 7, 8, 9, 10, und feierliche Hochmesse um 11 Uhr.
Vespers: 7:30. Kompositionen von Palestrina und alten Meistern, unter der Musik-Direktion von Hans Merz.
2dez,son

Freie religiöse Vorträge
der
Internationalen Vereinigung Ernster Bibelforscher
werden jeden Sonntag Nachmittag 3 Uhr und Abends 7:45 in der Albany Hall, Ecke Albany und Armitage Ave., in deutscher Sprache abgehalten.
Thema für Sonntag, 3. Febr.:
Die Seele die sündigt soll sterben
(Hesekiel 18, 4 und 20.
Derselbe Vortrag wird gegeben am Sonntag, Nachm. 3 Uhr, in der Neimark Halle, 5352 S. Ashland Avenue.
Jedermann wird freundlichst eingeladen. Eintritt frei. Keine Kollekte wird erhoben.
safon

Offen Tag und Abends, Sonntags und Feiertage.
Photographien zu irgend einer Zeit angefertigt.
Radium Studio
847 Belmont Avenue
Nahe Clark Str.
Spezielle Photographien für die Registration, 4 für 35c, 6 für 50. Vollendet, während Sie warten, wenn gewünscht. Bei Tag oder Abends.
Telephon Graceland 7409.
Ist Montags nur für Anfertigung von Registrations-Photographien offen.
safodo

APOLLO
Bau- und Leih-Verein
eröffnet seine 65. Serie am Montag, den 4. Februar 1918.
Versammlung jeden Montag Abend 8 Uhr in der Little Bohemia Halle, 1722 S. Loomis Str., nahe W. 18. Straße, oder zu jeder Zeit in der Office des Sekretärs, bei Emil J. Gnaedinger, 1073 W. 12. Straße, Ecke Blue Island Ave.
Emil J. Gnaedinger, Sekr.
ja27f3

Probe-Stunde frei!

Persönlicher Expert-Unterricht in Designing, Pattern Drafting, Fitting und Making von Kleidern neuester Mode. — Tag oder Abends. — Mäßige Preise.
Master Designing School
118 N. La Salle Str., 4. Floor.
bg30son

WILLIAM B. LUCKE
Plumbing, Gas Fitting und Sewerage
3838 North Hoyne Ave.
Reparaturen werden schnell, zuverlässig und billig ausgeführt. — Telephon Graceland 7277.
[illegible]

Leset die „Abendpost"

Das geistige Zusammenleben von Mann und Frau.

Es wird oft in der Frauenbewegung, selbst von ihren Feinden, vergessen, daß sie das Ziel haben muß, sich selbst überflüssig zu machen. Wenn die Frauen heute, durch die äußeren Umstände ihrer Lage gedrängt, für ihr Geschlecht Wünsche und Ziele aufstellen, wenn sie sich gewissermaßen isolirt betrachten und ihren Anteil am Beruf und öffentlichen Leben herauszuarbeiten versuchen, so kann das doch alles nur etwas Provisorisches sein, und es trägt in dieser Vereinzelung immer irgendwie den Charakter des Künstlichen und Erzwungenen an sich. Als eigentliches und letztes Ziel müßte doch wieder eine Arbeitsgemeinschaft der Geschlechter gelten, bei der wie in früheren Zeiten das peinliche, ja erbitterte Abwägen der Schranken für das eine und für das andere ganz und gar wieder verschwindet.

Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkt die moderne Entwicklung, so können wir uns der Tatsache nicht verschließen, daß die gemeinsame Arbeit von Mann und Frau heute geringer ist als früher. Der natürlichen und direkten Gelegenheiten dazu sind weniger geworden, seit die Arbeitsstätte des Mannes in weiten Volksschichten aus dem Hause heraus verlegt wurde. Früher teilte die Frau wie heute noch in Landwirtschaft, Kleinhandel und Kleingewerbe ein Stück Berufsarbeit des Mannes, die sich ganz mit unter ihren Augen vollzog und ein starkes Band gemeinsamer Interessen, kameradschaftlicher Lebensgestaltung bildete. In den unteren Volksschichten großstädtischer und industrieller Verhältnisse ist vielleicht die Wirkung dieser Interessenentfremdung am stärksten, um so mehr, als der Mann ja nicht nur durch seine Arbeit, sondern vor allem dadurch der Familie innerlich entzogen wird, daß er die Mittel geistiger Erhebung mehr und mehr draußen in seinen Vereinen, dem öffentlichen Leben und so weiter zu finden sich gewöhnt. Je stärker der Arbeiter von all diesen neuen Möglichkeiten der Volkskultur und Volksbildung Gebrauch macht, um so sicherer entfremdet er sich in den meisten Fällen seiner Frau, die an die Kleinarbeit des Hauses gefesselt bleibt und selten spannkräftig genug ist, um ihrerseits an dieser neuerschlossenen Welt teilzunehmen.

In den gebildeten Schichten sehen wir dasselbe in etwas anderer Form: der Mann, der durch seine Berufstätigkeit an wirklich lebendiger Teilnahme für allgemeinere geistige Interessen: Literatur, Kunst und Bildung im weitesten Sinne des Wortes oft genug beinahe ganz gehindert ist, und die Frau, die zwar für das alles Muße genug hat, aber bei deren unsympathischer Bildung und an sich oft engen Interessenkreis diese geistigen Lebensgüter nur im Sinne einer oberflächlichen Salonkultur gepflegt werden können.

Am Anfang der Frauenbewegung in allen Ländern hat diese Furcht vor der Interessenentfremdung zwischen Mann und Frau gestanden. Der erste programmatische Ausdruck der Frauenbewegung in England war eine Schrift einer freisinnigen Frau, die den Titel trug: Gemeinsamkeit der Arbeit — Communion of Labour. Hervorragende Frauen aller Länder, auch die Mutter der Cosima Wagner, Marie d'Agoult, haben gefühlt, daß die Möglichkeiten zu einer geistigen Freundschaft zwischen Mann und Frau seltener wurden.

Die Frage ist nur, welche neuen Möglichkeiten treten an die Stelle der alten?

In den unteren Schichten bietet sicher die Berufstätigkeit der Frau vor der Ehe oft genug die Gelegenheit, sich mit ähnlichen Interessen vertraut zu machen wie die ihres Mannes. Und da die Berufsarbeit vor der Ehe heute in diesen Kreisen durchweg die Regel ist, so ist es denkbar, daß von hier aus wenigstens ein Einfluß auf eine festere, wirkliche Lebensgemeinschaft von Mann und Frau ausgeht, selbst wenn die Frau den Beruf in der Ehe aufgibt oder einen anderen als der Mann ausübt.

In der Bildungsschicht steht es damit einerseits günstiger, anderseits aussichtsloser. Wo die Beteiligung der Frau an einem geistigen Beruf für die Frau mit dem Familienberuf vereinbar ist, wird sie die höchste Form des Zusammenlebens überhaupt darstellen können. Die gemeinsame wissenschaftliche Arbeit der beiden Nationalökonomen Sidney und Beatrice Webb und des gelehrten Ehepaars Curie beweist zugleich auch den objektiven Wert einer Ergänzung männlicher durch weibliche Forschung, wo sie in so naher Gemeinsamkeit durchgeführt werden kann. Von zirka 100 Aerztinnen, über die sich eine Erhebung der Abteilung „Frauenstudium" für die Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf" erstreckte, waren fast die Hälfte verheiratet, die meisten davon mit Aerzten. In Ländern, wo die Lehrerin bei ihrer Verheiratung im Amt bleiben kann, findet sich ebenso oft eine ähnliche Arbeitsgemeinschaft im pädagogischen Beruf. Immerhin wird man sich seinen Illusionen darüber hingeben können, daß diese Form der Arbeitsgemeinschaft besonders leistungsfähige, kräftige Frauen und besonders günstige Lebensumstände voraussetzt und daher immer nur in Einzelfällen verwirklicht wird. Im übrigen werden die Bedingungen für eine stärkere geistige Kameradschaft von Mann und Frau im wesentlichen dadurch verbessert werden, daß die Frauen durch ihre besseren Bildungsmöglichkeiten und eine wachsende Beteiligung an den Angelegenheiten des äußeren Lebens, die heute noch so sehr Sondergebiet des Mannes sind, in eine neue geistige Sphäre eintreten, in der sich die Verschmelzung der heute oft so getrennten Lebenskreise von Mann und Frau leichter vollziehen wird.

Für die Hausfrau.

Gluten oder Kleber

ist das Gemenge von Eiweißstoff, das man erhält, wenn man Mehl mit Wasser knetet und wäscht, bis alles Stärkemehl entfernt ist. Das Gluten stellt die Hauptmasse der Eiweißkörper der Getreidekörner dar und ist in den einzelnen Getreidearten in verschiedenen Mengen vorhanden. Im Weizenmehl findet sich der Kleber in der Menge von zwölf und im Roggenmehl von neun bis zehn Prozent. Im Getreidekorn ist der Kleber zum größten Teil in den äußeren Schichten, welche beim Vermahlen als Kleie gewonnen werden.

Das Aufbewahren von Seide und Sammet.

Seidene Gegenstände sollten nicht in weißem Papier aufbewahrt werden, weil der Chlor, womit das Papier gebleicht ist, den Farben schadet. Braunes und blaues Papier sind deshalb zum Einwickeln besser. Seidenzeuge sollten, bevor sie zu Kleidern verarbeitet werden, nicht lange liegen bleiben, weil sie da, wo sie gefaltet sind, gerne brechen, besonders wenn sie mit Gummi gesteift sind. Auf Sammetkleider sollte man niemals etwas anderes legen.

Kartoffel. — Die Kartoffel enthält: Kohlenhydrate, 21.9 Prozent, Stickstoff, Eiweiß, 2.50 Prozent, Kohlenwasserstoff, 0.11 Prozent, Nährsalze, 1.26 Prozent, Wasser, 74 Prozent. Der Stärkegehalt der Kartoffel ist im Herbste am reichsten, im nächsten Frühjahre nimmt das Stärkemehl ab, da die erwachende Keimkraft in der Knolle einen Teil in Stärkegummi, Dextrin, umwandelt, weshalb dann Ansehen und Geschmack um die Anbauzeit schlechter sind, als zur Zeit der Reife.

Um schöne, weiche und weiße Hände

zu erhalten, bediene man sich folgender Salbe: 9 Unzen abgeschälte, bittere Mandeln, 1¼ Unzen Mehl, die Dotter von vier Eiern, ein Fünftel Quart weißer Wein. Dies wird bei gelindem Feuer unter beständigem Rühren gekocht und nachher in eine Schale getan. Morgens und Abends reibe man die Hände damit ein.

Minche und's Binche.

„O Jessas, Binche, gell, Du bischt's?
Hab' Dich e' Ewigkiet nit g'seh'n —
Wie geht Der's dann — was treibscht De dann,
Willscht nit e' Schtückche mit mir geh'n?

Dhuscht aa die Kur gebrauche' hier?
Wo wohnscht De dann, wo kummscht De her?
Du bischt emol so elegant,
Un' noch so munter un' leschär!"

„Ach, Minche — Minche — nää die Fräud, —
's is mer, als wär' mer ebbes g'schenkt,
Daß ich Dich treff' jetzt — noch zehn Johr,
Hätt' ich im Lewe nit gedenkt!

Jo, ich geh' mit, ich hab' jo Zeit,
Doch Minche, wääscht — Du schtichscht mich aus,
Wie siehscht De noch so jugendlich
Un' so scharmant un' blühend aus!"

Die Binche triumphirt bei sich:
„Was kummt die Minche alt doher, —
Verhutzelt, — groo, — verblaßt, verblüht, —
G'rad' wie wann se mei' Mudder wär'!"

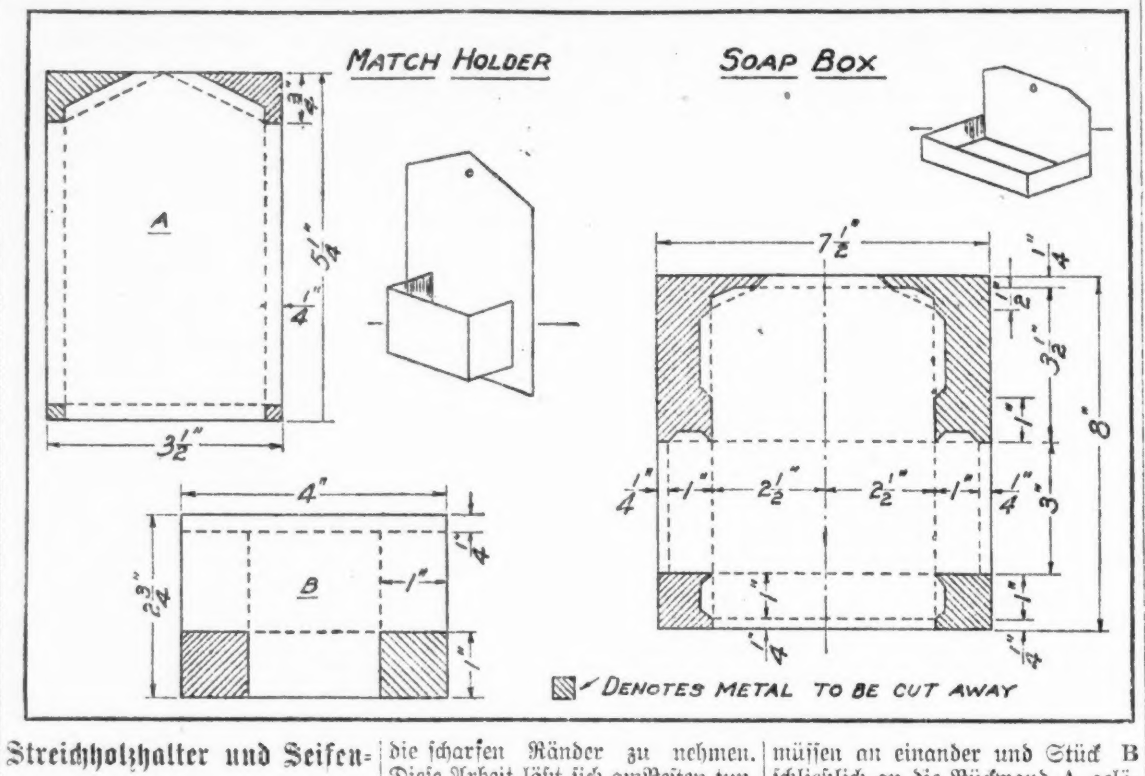
Die Minche, die denkt ihrerseits:
„Was is die Binche alt, o mein, —
Was hot se Falte im Gesicht, — —
Ich könnt', wääß Gott, — ihr' Dochter sein."

Leset die „Abendpost."

Für die arbeitslustige Jugend.

Von Frank J. Solar.

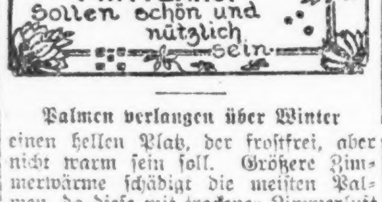
Lehrer des Handfertigkeitsunterrichts, Detroit, Mich.



Streichholzhalter und Seifenkasten.

Zur Anfertigung eines Streichholzhalters nehme man eine reine Blechbüchse, schneide sie an der Naht von oben nach unten auf, entferne die beiden Böden und glätte das Blech. Dann zeichne man darauf mittels scharfer Ahle die Figur A auf und schneide die schraffirten Stücke mit einer Blechscheere ab. Darauf biege man das Blech längs den punktirten Linien um, um ihm die scharfen Ränder zu nehmen. Diese Arbeit läßt sich am Besten tun, wenn man das Blech zwischen zwei Hartholzstücke in einen Schraubstock zwängt derart, daß der umzubiegende Teil außerhalb desselben bleibt. Das Loch zum Aufhängen des Halters wird mit einem Nagel hineingetrieben. Alsdann zeichne man die Figur B auf ein anderes Stück Blech und verfahre mit ihm in derselben Weise wie mit dem Stück A. Die umgebogenen Ränder (nur zum rechten Winkel gebogen) müssen an einander und Stück B schließlich an die Rückwand A gelötet werden.

Der Seifenkasten ist nach der Herstellung des Streichholzhalters leicht anzufertigen. Bei sorgfältigem Studium der Zeichnung läßt sich bald ersehen, an welchen punktirten Linien das Blech 90 und an welchen 180 Grad umgebogen werden muß. Ist der Kasten fertig, so kann man ihm durch einen Anstrich oder durch Emaillirung ein freundlicheres Aussehen verleihen.



Palmen verlangen über Winter

einen hellen Platz, der frostfrei, aber nicht warm sein soll. Größere Zimmerwärme schädigt die meisten Palmen, da diese mit trockener Zimmerluft Hand in Hand geht und sie hohe Zimmerwärme und trockene Luft nicht vertragen können. Sobald die Wedel gelbe Spitzen zeigen, sind diese mit einer scharfen Schere abzuschneiden und dieses so lange zu wiederholen, bis das Blatt ganz abgestorben ist. Aber auch dann soll es noch nicht gleich ganz entfernt werden, da die Pflanze die im Blattstiel sitzenden Nährstoffe nach und nach zurückzieht. Die Wassergabe hat regelmäßig zu erfolgen. Das Gießwasser, das durch den Ballen in den Untersatz läuft, ist zu entfernen, da es sonst saure Erde erzeugt. Ein Besprengen mit einem Zerstäuber sagt allen Pflanzen sehr zu, es soll im Winter möglichst täglich einmal, im Sommer mehrmals täglich erfolgen. Wöchentlich einmal sind die Blattwedel mit schwachem, lauwarmem Seifenwasser vom Zimmerstaube zu befreien. Während der Vegetationszeit reicht man gesunden Palmen vom April bis in den August zweimal wöchentlich schwache Dunggüsse, Kranke oder kränkelnde Pflanzen können solche nicht vertragen.

Schwachwachsende Chrysanthemumsorten

pfropft man auf Chrysanthemum frutescens. Auch für Hochstämme ist das Pfropfen angebracht und nimmt man hierzu als Unterlage irgend eine rasch wachsende Chrysanthemumsorte. Hat die Unterlage die gewünschte Höhe erreicht, pfropft man das Reis mittels Kopulation oder Sattelpfropfen darauf. Die Stämmchen werden zwei Wochen warm und geschlossen gehalten; die Pfropfstelle überwächst sehr leicht.

Wem kein Keller zur Verfügung steht,

der kann Pelargonien und Geranien auch im frostfreien Zimmer überwintern. Ein Zurückschneiden der Ranken und Triebe wird am besten erst im Februar vorgenommen, da man zu dieser Zeit die abgeschnittenen Ranken zu Stecklingen verwendet, die in Kästen in reinen Sand gesteckt werden. Das Zurückschneiden der Pelargonien kann bis auf fünf Zentimeter bei allen Trieben geschehen, dies schadet den alten Pflanzen durchaus nichts, sie werden dadurch um so buschiger. In den Ueberwinterungsraum darf keine Kälte eindringen, da Pelargonien sehr leicht erfrieren.

Das Abwaschen der Pflanzen.

Der von Staub und Schmutz verunzierte Blätterschmuck der Zimmerpflanzen bietet gewiß keinen erfreulichen Anblick dar, kann auch durchaus nicht als gesundheitlich zuträglich erkannt werden. Man wird da stets von Zeit zu Zeit das Geschäft des Reinigens vornehmen müssen. Man sollte das regelrechte Abwaschen der Pflanzen nicht versäumen oder vernachlässigen. Am besten bedient man sich dazu eines kleinen Badeschwämmchens und lauwarmen Wassers, dem man getrost etwas Schmirseife zusetzen kann. Das Reinigen der Zimmerpflanzen muß im Winter jede Woche einmal geschehen. Es ist das beste Mittel, die Pflanzen schön und gesund zu erhalten. Pflanzen mit haarigen, wolligen Blättern können mit dem Schwamm nicht gereinigt werden. Da muß der Schwamm auf andere Weise ersetzt werden. Man kann die Blätter durch Abpusten des Staubes reinigen, doch da dies einigermaßen anstrengend sein dürfte, wird man besser einen Federwisch zu Hilfe nehmen und die Pflanzen damit abstäuben. Auch der Zerstäuber, wie man ihn zum Ausspritzen des Zimmerparfüms benutzt, kann hier, auf eine mit Wasser gefüllte Flasche gesetzt, gute Dienste tun.

Zur Präparation lebender Blumen,

die ihre Form und Farbe behalten sollen, wendet man verschiedene Verfahren an. Bei saftarmen Blumen wird jede in ein Gefäß getaucht, in dem sich eine klare, nicht zu starke Gummilösung befindet. Die Pflanzen werden dann an einer Leine zum Trocknen aufgehängt. Das Eintauchen ist bis zu viermal nötig und wird wiederholt, wenn die vorher aufgetragene Lösung völlig trocken geworden ist. Auch Paraffin oder Bienenwachs läßt sich dazu verwenden. Es wird so warm gemacht, daß es nur eben flüssig ist. Auch das Eintauchen in farblosen Lack führt zum gewünschten Ziele (1½ Unze klares Kopalharz wird in 40 Unzen Aether gelöst und die Lösung mit 1½ Unze pulverisirtem Glas verrührt). Die Lösung ist beim Gebrauche stets gut umzurühren.

Für die Küche.

Wie man Stews bereitet.

Alle Sorten Stews werden auf dieselbe Art gekocht. Hier sind Anweisungen, die beinahe auf alle Sorten passen:

Schneide das Fleisch in kleine Stücke und bräune es mit der Zwiebel in dem vom Fleisch abgeschnittenen Fett. Füge Salz und Pfeffer und würzende Gemüse hinzu, Zwiebel, Sellerieskraut usw., 2 Quarts Wasser und den Reis oder andere Zerealien, wenn verwendet. Koche eine Stunde lang, dann füge Gemüse hinzu, aber noch nicht die Kartoffeln. Koche Stew ½ Stunde und füge dann die in Vierteile geschnittenen Kartoffeln hinzu, koche noch eine ½ Stunde und servire.

Auch die Kochkiste kann gebraucht werden, nur muß dann Fleisch und Gemüse zusammen und zugleich hinein getan werden.

Uebrig gebliebenes oder Büchsengemüse brauchen nur erhitzt zu werden. Füge sie 15 Minuten vor dem Serviren hinzu.

Getrocknete Erbsen und Bohnen sollten über Nacht eingeweicht und drei Stunden gekocht werden, ehe man sie dem Stew hinzufügt, am besten aber kocht man sie über Nacht in der Kochkiste.

Auf diese Art reicht wenig Fleisch sehr weit.

Fleisch-Pies. — Eine andere Art, wenig Fleisch zu gebrauchen. Haben Sie schon einmal Reis, Cornmeal Mush oder Hominy zur Kruste verwendet? Das ist weniger Arbeit wie eine Pastrykruste und spart Weizen. — 4 Tassen gekochtes Cornmeal, Reis oder Hominy, 1 Zwiebel, 2 Tassen Tomaten, ⅛ Teelöffel Pfeffer, 1 Eßlöffel Fett, 1 Pfund rohes Fleisch oder übriggebliebenes Fleisch, klein geschnitten, ½ Teelöffel Salz. Schmelze Fett, füge zerschnittene Zwiebel hinzu und bei rohem Fleisch füge dieses hinzu und rühre es bis die Farbe verschwindet. Dann Tomaten und Gewürze. Gekochtes Fleisch füge erst mit Tomaten und Gewürz hinzu, nachdem die Zwiebel gebräunt und durchhitzt ist. Fette eine Backschüssel aus und tue eine Lage von den Zerealien hinein, dann Fleisch und Sauce und decke es mit den Zerealien zu, die mit Fett stellenweise belegt sind. Backe ½ Stunde.

Shepherd Pie. — Das ist die Bezeichnung eines Pies mit einer gestampften Kartoffelkruste, im Ofen gebräunt. Probiere die Rezepte in diesem Blatte und beschneide die Fleischrechnung.

Resterschüssel. — Man gießt heißgemachte Bratentunke auf eine Pastetenschüssel, legt den Boden voll Kalbfleischscheiben, träufelt darauf zerlassene Butter, dann eine Schicht feingeschnittene abgekochte Kartoffeln, hierauf streut man Salz, gehackte Petersilie und Schnittlauch, dann wieder von Bratenresten eine Schicht, mit Sardellenbutter bestrichen, und darauf wieder Kartoffeln. Darüber gießt man Kraftbrühe von Fleischextrakt und läßt das Ganze ½ Stunde in der Röhre oder gut zugedeckt dünsten.

Kriegs-Wecken. — Diese bestehen nur aus Roggenmehl, Wasser oder Milch und etwas Salz. Man macht hierzu Abends vorher ein Hefenstück an, etwa ½ Pint Milch oder halb Milch, halb Wasser und ½ Tafel Hefe auf 2 Pfund Mehl. Als Zutat nur ein wenig Salz. Das Hefenstück wie immer nur warm angerührt. Ist es aufgegangen, wird der Teig geknetet und über Nacht nicht zu warm gestellt. Morgens wird der Teig auf einem Backbrett ausgerollt, ausgestochen, so daß die Wecken ungefähr 5 Zoll im Durchmesser haben. Sie werden mit Wasser bestrichen, mit Salz und wenn man es liebt, mit Kümmel bestreut, mit einer Gabel gestochen, damit keine Blase entsteht. Hat man Zeit, lasse man die Wecken noch einmal aufgehen, ist die Zeit jedoch knapp, lasse man sie in einem heißen Ofen 15 bis 20 Minuten backen, bis sie schön braun sind. Diese Wecken schmecken frisch und noch etwas warm am besten, doch können sie auch am nächsten Morgen aufgebacken werden.

Obstklöße. — Geschälte geriebene Aepfel oder Birnen werden mit einer Tasse Milch, einigen Mandeln, würflig geschnittenem Zitronat, Zucker, etwas Salz, 2 bis 3 Eiern und genügend Mehl zu einem Teig gerührt. Mit einem nassen Löffel sticht man Klöße ab, die in wallendem Kochwasser garwerden, bis sie innen trocken sind. Zur Prüfung wird ein Kloß durchschnitten. Zu den Obstklößen bereitet man eine Vanillenmilchtunke.

Corn Starch Pudding. — Vier Eßlöffel Kornstärke, ein Quart Milch, vier Eier — das Weiße vom Dotter getrennt — eine Viertel Tasse Zucker, ein schwacher Eßlöffel Butter, Extrakt nach Belieben. Mit etwas von der Milch wird die Stärke angerührt und drei Minuten langsam durchkochen lassen, natürlich unter stetem Rühren. Vom Feuer nehmen, sofort die Butter gut durchrühren, dann abkühlen lassen. Eidotter, Zucker und Extrakt wird gut zusammen geklopft, darunter gerührt, zulezt das geschlagene Eiweiß hindurchgemischt.

Nacht.

Von Gustav Falke.

Lautlos an umbuschtem Weiher
Wandelt durch das Gras die Nacht,
Hinter ihr, ein feuchter Schleier,
Heben sich die Nebel sacht.

Weite, weite stille Strecken
Mag sie wie im Fluge gehn.
Zwischen Feldern, zwischen Hecken
Seh' ich ihren Schleier weh'n.

Wälder, Gärten, Dorfgelände,
Streift ihr leiser steter Gang.
Nur am Friedhof ist's, als stände
Sinnend sie sekundenlang.

Warf sie jene schwarze Rose
In des Todes still Geheg?
Taufeucht fand die Heimatlose
Ich frühmorgens dort im Weg.

Leset die „Abendpost"

Der böse Winter bringt allerlei Uebel in Gestalt von leichten und schweren Erkältungen, für deren Beseitigung es zum Glück eine Reihe erprobter Hausmittel gibt. Sie mögen noch so alt sein: zur rechten Zeit richtig angewandt, versagen sie selten, oder nie.

Bei Katarrh im Halse

trinke jeden Morgen vor dem Aufstehen und Abends bei zu Bette gehen ein Glas heiße Milch mit Selters. (1 Teil Selterswasser und 2 Teile heiße Milch.) Des Nachts umwickle den Hals mit einem nassen, gut ausgerungenen Tuch, bedecke es vollständig mit einem wollenen Tuch und lasse den Umschlag die ganze Nacht darum.

Bei Mandelentzündungen

ist recht vieles Gurgeln mit Kamillentee ein sehr gutes Mittel. Am besten warm und so oft wie möglich. Auch langsames Trinken des Tees ist wirksam.

Brustkatarrh.

Einfaches, billiges Mittel gegen Brustkatarrh ist anisirter Ammonial, 20 Tropfen in einem guten Schluck warmen Wassers, alle 2 oder 3 Stunden zu nehmen.

Nasenkatarrh.

Heiße Dämpfe von Heublumen, je Abends vor Schlafengehen ½ Stunde lang und so heiß als möglich, sind fast immer mit Erfolg gekrönt. Man rechnet eine Handvoll Heublumen auf zirka 2 Quarts kochendes Wasser.

Zwiebeln gegen Schnupfen und Katarrh.

Es scheint wenig bekannt zu sein, daß die gewöhnliche Kochzwiebel sich als eines der besten Mittel gegen den so häufig herrschenden Schnupfen und Husten bewährt hat. Die Zwiebeln werden gevierteilt, mit Kandiszucker gedämpft und von dem Safte alle zwei Stunden ein kleiner Teelöffel voll genommen. Diesen eingekochten Saft sollte man in gut verkorkten Gläsern im Hause vorrätig halten.

Gegen Heiserkeit

hilft warmes, leichtes Salzwasser, in reichlichem Maße getrunken. Häufig verschwindet das Uebel danach schon nach einem Tage. Bei chronischer Heiserkeit empfiehlt es sich, jeden Morgen nüchtern ein Glas davon zu trinken. Bereits nach kurzer Zeit wird sich der Erfolg bemerkbar machen. Oder auch: Man nehme ein- bis zweistündlich einen Teelöffel Honig ein. Sollte dieses einfache Mittel innerhalb eines Tages keine Besserung bringen, so füge man dem Honig noch Eigelb und süßes Mandelöl hinzu. Auf einen Eßlöffel Honig rechnet man ein Eigelb und für 3 Cents Mandelöl.

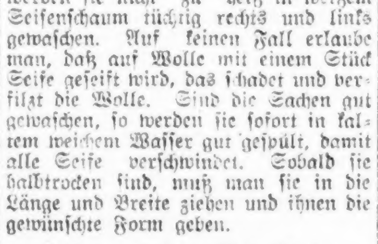
Heiserkeit oder Hustenreiz.

Eines der besten Mittel gegen Hustenreiz für Kinder und Große sind nasse, bezw. feuchte Halsumwickelungen. Abends beim zu Bette gehen umgelegt und Morgens abgenommen. Fleißiges Gurgeln mit lauwarmem Salzwasser. — Oder auch: Man kocht eine große Zwiebel mit einem doppelt so großen Stück Kandiszucker und ganz wenig Wasser, bis es syrupähnlich geworden ist, und nimmt davon in kurzen Zwischenräumen einen Teelöffel voll. Statt der Zwiebel ist auch der Saft einer gelben Rübe verwendbar. Ein bekanntes Hausmittel, besonders für Kinder, besteht darin, daß man in einem Blechlöffel Syrup kocht und diesen, nachdem er sich etwas abgekühlt hat, trinken läßt.

Trockenheit der Halsorgane.

Leidet man durch vieles Sprechen an Trockenheit der Halsorgane, so gieße man, nachdem man die Zähne gebürstet, einen halben Eßlöffel reinen guten Branntwein in ein halbes Glas voll Wasser und gurgle hiermit mehrere Minuten. Dies wiederhole man etwa alle 3 bis 4 Tage. Dieses Mittel hat denen, die nach sechs- bis siebenstündigem lauten Sprechen eine große Abspannung und Trockenheit in der Kehle spürten, ausgezeichnete Dienste geleistet.

Zur Herstellung dieser harmlosen und wirklich wohltuenden Mittel sollte man immer die Zutaten im Hause haben; bleibt man aber von all den Leiden des Winters verschont, umso besser!



Filzig gewordene Wollwäsche

wieder weich zu machen. Man verfährt beim Waschen wollener verfilzter Sachen folgendermaßen: Die betreffenden Kleidungsstücke werden 24 Stunden vor Beginn der Wäsche in kaltem weichem Wasser eingeweicht; sind die Sachen sehr verfilzt, so muß man sie noch länger, etwa 48 Stunden, in weichem kaltem Wasser lassen; dann werden sie nicht zu heiß in weißem Seifenschaum tüchtig rechts und links gewaschen. Auf keinen Fall erlaube man, daß auf Wolle mit einem Stück Seife geseift wird, das schadet und verfilzt die Wolle. Sind die Sachen gut gewaschen, so werden sie sofort in kaltem weichem Wasser gut gespült, damit alle Seife verschwindet. Sobald sie halbtrocken sind, muß man sie in die Länge und Breite ziehen und ihnen die gewünschte Form geben.

Locker gewordene Rohrgeflechte

von Stühlen kann man am schnellsten und einfachsten wieder straff machen, wenn man den Stuhl über einen Wasserzuber stürzt und so die Rückseite des Geflechtes mit kochendem Wasser übergießt.

Fenster laufen nicht an,

wenn man sie mit einer Mischung innen und außen bestreicht, die aus einem Quart Spiritus und 5 Gramm Glyzerin besteht. Die Mischung wird mit einem weichen Leder aufgeriebne.

Hütet Eure Töchter.

Geht man Abends die Straßen einer Stadt entlang, die in der Nähe eines Soldatenlagers liegt, wird man dort häufig viele junge Mädchen herumstreifen sehen. Sie versuchen durch Lachen und lautes Sprechen die Aufmerksamkeit der jungen Burschen in Uniform auf sich zu ziehen. Sie halten sich in der Nähe der „Movies" und an Bahnhöfen auf; selbst der Junge, der im Einzelzelt bei einer Brücke einsam Wacht hält, ist vor den Aufdringlichkeiten der Mädel nicht sicher. Dies geschieht nicht aus Schlechtigkeit, sondern aus Unbedachtsamkeit. Die Uniform hat für das junge Mädchen eine ganz besandere Anziehungskraft.

Doch wo sind die Eltern dieser Mädchen? Was haben sie im Sinne, daß sie ihre Töchter so mit der Gefahr kokettiren lassen? Das Leben muß den Eltern doch Lehren erteilt haben, die ihren Töchtern noch fremd sind? Haben sie diese vergessen oder wissen sie nicht, wo sich ihre Töchter aufhalten und was sie tun? „Wir vertrauen unseren Jungens," heiß es meistens. Das ist eine bequeme Theorie. Haben wir jedoch das Recht, alle Verantwortlichkeit auf die Schultern der Jungens zu laden? Sollen wir nur den jungen Mann und nicht das junge Mädchen warnen? Ebenso unrecht erscheint es, den jungen Mann ganz zu entschuldigen und das Mädchen zu verurteilen.

Wenn Eltern fortfahren, das leichtsinnige Gebahren ihrer Töchter zu erlauben, wird es in naher Zukunft schon in tausenden von Häusern Leid und Jammer geben. Es wird uns wenig helfen, jenseits des Ozeans den Sieg zu erringen, wenn wir im eigenen Lande der Moral verlustig gehen. Schon jetzt kommen traurige Nachrichten aus den Dörfern und Städten, die in der Nähe eines Soldatenlagers liegen. Entschuldigt sollten die jungen Burschen keineswegs werden, doch sollte auch anderseits ihnen nicht die ganze Schuld zugewiesen werden. Auch nicht den Mädchen. Die Schuld liegt vornehmlich bei den Eltern; die ihre Pflicht, ihre Töchter vor solchem Unglück zu warnen, vernachlässigt haben.

Wir gewähren unseren Mädchen zu viel Freiheit, da wir uns dem Wahn hingeben, daß die Amerikanerin überall sicher ist. Je eher jedoch die Eltern der jungen Mädchen die über ihren Töchtern schwebende Gefahr erkennen, desto besser wird es nicht nur für unser Land, unsere Jungens und Mädchen sein, sondern auch für ihren eigenen Herzensfrieden.

Um böse Zungen jamm're nie,
Verbess're oder dulde sie
Und lege nichts der Zeit zur Last,
Was selber du verschuldet hast!

Flüssiger Leim.

Ein sehr widerstandsfähiger, für Holz und Metall besonders empfehlenswerter Leim wird hergestellt aus: 100 Teilen heller Gelatine, 100 Teilen Tischlerleim, 25 Teilen Alkohol und 2 Teilen Alaun. Das Ganze wird im Wasserbade in 300 Teilen Wasser und etwas 20grädiger Essigsäure behandelt und gelöst. Nach dem Trocknen der Gegenstände, die damit geleimt worden sind, wird der Leim durch Alaun unlöslich.

Marmorplatten zu befestigen.

Zur Befestigung von Marmorplatten auf Nachttischchen oder Waschtoiletten schütte man pulverisirten Gips in Wasser und rühre diesen Brei schnell, bevor er fest wird, in dünnflüssigen Tischlerleim. Damit wird die Marmorplatte bestrichen, fest auf den Untersatz gedrückt und etwa 24 Stunden beschwert darauf liegen gelassen.

Behandlung von verschneiten Pelzwaaren.

Das Pelzwerk darf nicht am Ofen getrocknet werden, hierdurch werden Leder und Haare spröde, sodaß sie brechen. Das nasse Haar wird mit einer Bürste glattgestrichen und der betreffende Gegenstand zum Trocknen beiseite gelegt. Nach dem Trocknen wird das Pelzwerk geklopft und ausgeschüttelt. So behandelte Pelzwerke behalten ein frisches lockeres Aussehen.

Gelb gewordene Tasten zu reinigen.

Die Tasten werden, nachdem sie mit Benzin entfettet, durch öfteres Bestreichen mit dem ungefährlichen Wasserstoff-Superoxyd erfolgreich gebleicht. Jedoch ist dabei insofern größte Vorsicht nötig, daß nichts zwischen die Tasten einläuft.

Puppenkörper

reinigt man auf folgende Art: Man reibt mittels Wollenlappen alle Stellen mit Lichttalg ein, macht dann aus Schlemmkreide und Wasser einen dicken Brei, bestreicht den Puppenkörper damit, läßt ihn trocknen und bürstet ihn dann mit steifer Bürste tüchtig ab.

Schuhe, die am Hacken zu weit sind,

sitzen fester, wenn man innen an der betreffenden Stelle ein Stückchen Sammet festklebt.

Ankleben von Korken.

Jede Hausfrau weiß, wie leicht alle Korke an klebenden Substanzen festhalten und mit welcher Schwierigkeit sie sich lösen lassen. Um das Festkleben überhaupt zu vermeiden, hat es sich als besonders praktisch erwiesen, die Korke nach jedem Gebrauch des Klebstoffes mit Oel überall gleichmäßig zu bestreichen, der Klebstoff haftet dann nicht an ihnen.

Weine, welche nicht genügend vergoren sind,

werden mitunter dickflüssig und schleimig. Diesen Uebelstand beseitigt man durch öfteres Umgießen des Weines, und namentlich, daß derselbe hierbei möglichst hoch fällt, damit er genügend mit der Luft in Berührung kommt; auch empfiehlt es sich, den Wein in einen Bottich laufen zu lassen und tüchtig mit einem neuen Rutenbesen zu peitschen. Oder man nimmt einen Teil des Weines, erwärmt ihn und schüttet diesen möglichst heißen Wein wieder zum Fasse; rührt dann gut um, füllt das Faß bis oben voll und läßt das Spundloch offen. Durch Hinzuschütten des warmen Weines tritt eine neue, schwache Gährung ein, und sobald diese sich durch leichtes Prickeln im Fasse bemerkbar macht, füllt man ihn in ein anderes geschwefeltes Faß und läßt ihn bis zum Abziehen auf Flaschen liegen.

Kartoffelmehl zu bereiten.

Große, mehlhaltige Kartoffeln werden gewaschen, geschält und gerieben, dann mit kaltem Wasser durch ein nicht zu feines Sieb gedrückt, bis die ganze Masse mit reichlichem Zusatz von Wasser durchgetrieben worden ist. Alles Feste und Schleimige (aus dem sich das Mehl bildet) wird sich nun zu Boden setzen; das darüberstehende klare Wasser wird vorsichtig abgegossen und durch frisches ersetzt, mit welchem man den Bodensatz tüchtig aufrührt und durcharbeitet, das Ganze dann aber, ohne es zu berühren oder durchzuschütteln, zwölf Stunden stehen läßt.

* Wer sein Grundeigentum verkaufen will, erreicht schnell seinen Zweck durch eine kleine Anzeige in der „Abendpost."

Unsere Pfleglinge.

Papagei.

Im Gefieder großer Papageien bildet und sammelt sich Federstaub oft in beträchtlicher Menge an, und abgesehen von der Notwendigkeit der Bewegung an sich, sollte man auch deshalb jedem Papagei einen so großen Käfig geben, daß er flügelschlagend den ganzen Körper gehörig auslüften kann. Andernfalls muß man den Vogel daran gewöhnen, daß er täglich auf einem Sitzplatz oberhalb des Bauers sich genügend ausschwinge; oder noch besser, man läßt ihn auf dem Finger flügelschlagend sich auslüften. Wird der Federstaub nicht entfernt, so kann er durch Verstopfen der Poren Unterbrechung der Hauttätigkeit und damit Geschwüre, innere Krankheiten oder arges Jucken hervorrufen, welches schließlich zum Selbstausrupfen der Federn führt. Wöchentlich zweimal, wenn es schön warm im Zimmer ist, durchpustet man den Vogel mit einem kleinen Blasebalg die Federn gründlich bis auf die Haut. Das Tier wird sich anfangs ängstigen, sich bald aber daran gewöhnen, denn es bringt ihm Wohlbehagen sowohl in der kühlenden Wirkung, wie auch in der Entfernung des Federstaubes. An zwei anderen Tagen in der Woche wird der Papagei, möglichst in den Mittagstunden, vermittels einer Blumenspritze mit Siebtülle gründlich abgespritzt, wozu man den Käfig ohne Unterteil in die Badewanne setzt. Man nimmt stubenwarmes Wasser dazu, welches mit etwas Glyzerin und Alkohol vermischt wird. (Auf ein Wasserglas voll Wasser ein Teelöffel voll Glyzerin und ein Teelöffel voll Alkohol.) Nach dem Bade ist der Papagei vor Erkältung (Zugluft) zu schützen. Der Käfig wird dann leicht verdeckt, bis das Gefieder wieder trocken ist.

Goldfische.

Vor allen Dingen sollte man keine Fische in Bowlen halten, es sind dieses Martergefäße für Wassertiere. Man richte sich ein Aquarium naturgemäß ein. Ein solches braucht keinen Wasserwechsel und die Tiere befinden sich in einem solchen wohl. Goldfische füttert man mit rohem, geschabtem, magerem Fleisch, mit kleinen Regenwürmern, Mückenlarven und sonstigen kleinen Wassertieren, die jeder Tümpel enthält und die mit einem Gazekäscher leicht erbeutet werden können. Bei der naturgemäßen Aquariumeinrichtung verfährt man wie folgt: Auf den Boden breitet man eine gute sandige Mistbeeterde aus, und zwar so, daß diese Erde von einer Ecke zur gegenüberliegenden sanft abfällt. Sie ist in der einen Ecke etwa 2 Zoll hoch und verläuft bis zur anderen, gegenüberliegenden Ecke. Ueber diese Erdschicht wird eine etwa ¾ Zoll hohe Schicht sauber gewaschenen Flußsandes gebreitet. Dieser ist so lange zu waschen, bis das Wasser vollständig klar bleibt. Zur Einpflanzung benutzt man an Wasserpflanzen unter anderen: Elodea, Myriophyllum und Sagittaria. Von den ersten beiden Arten nimmt man nur Triebspitzen, die so tief eingesetzt werden, daß nur ihre Zweigspitze über die Sandschicht hervorsteht. Etwa 3 bis 5 solcher Zweigspitzen kommen in ein Loch, welches man mit dem Finger in die Sandschicht macht und nachher mit Sand zufüllt. Sagittaria setzt man mit den Wurzeln ein. Das Aquarium soll gut und reichlich bepflanzt sein. Nach etwa 4 Wochen kann das Aquarium mit Fischen besetzt werden. Die Aufstellung erfolgt hell, auf dem Fensterbrett, damit die Pflanzen wachsen können, möglichst nicht der direkten Sonne ausgesetzt. Per Quart Wasser rechnet man einen Fisch von etwa 3 Zoll. Das Wasser braucht nicht gewechselt zu werden, je länger es im Becken steht, desto besser.

— Ein Idiot. — A.: „Mir ist so schlecht, ich kann es gar nicht beschreiben." — B.: „Ja, von was denn?" — A.: „Wissen Sie, ich bin von Pest nach Wien gefahren und immer im Coupé verkehrt gesessen." — B.: „Wieso verkehrt?" — A.: „Na, gegen den Zug." — B.: „Da hätte ich doch mein Vis-a-vis ersucht, es soll mit mir den Platz wechseln!" — A.: „Ja, das hätte ich ja auch getan. Aber es ist niemand vis-a-vis gesessen."

Für Musikfreunde.

Der Pianist Arthur Shattuck spielt heute Nachmittag in Cohans Grand OperaHouse, im Studebakertheater konzertirt das Amerikanische Symphonie-Orchester, und im Hebrew Institute findet ebenfalls das übliche Nachmittagskonzert statt. Am Abend wird Henriette Weber in der Fullertonhalle über Goldmarks „Heimchen am Herd" sprechen.

Im Fine Arts Building tritt heute Nachmittag der Baritonist Roger Bromley auf. Im Sherman Park und im Hamilton Park finden von der Chicago Music Association veranstaltete Konzerte statt.

Morgen Abend gibt Olive Nevin im Playhouse ein Gesangskonzert.

* * *

Im Kinseykonzert am kommenden Mittwoch Vormittag im Ziegfeld-Theater wird der Tenorist George Harris jr. aus New York auftreten. Sein Programm lautet: „Am Meer", „Die Forelle", „Du bist die Ruh", „Der Doppelgänger" und „Lachend und weinend" von Schubert; Rezitativ und Arie aus „Iphigenie auf Tauris", Gluck Lieder von Guedron, Berlioz, Duparc, Gretschaninoff, Rimsky-Korsakoff, Rachmaninoff, Harris jr. und Barbirolli, sowie englische Volkslieder.

* * *

Das Chicago Musical College hat für den Sommerkursus außer Oskar Sänger auch Herbert Witherspoon als Lehrkraft verpflichtet. Herr Witherspoon erfreut sich als Lehrer und als Sänger eines hervorragenden Rufes. Er wird eine Repertoireklasse, Herr Sänger eine Opernklasse leiten. Der Sommerkursus dauert vom 24. Juni bis zum 3. August.

* * *

Rudolf Reuter wird in dem Konzert der Vereinigten Männerchöre im Auditorium am 7. April Liszts Ungarische Fantasie spielen.

* * *

Das Rooney-Stipendium in der Kinder-Gesangsklasse des Chicago Musical College ist in der Knabengruppe Harold Fiedler, einem Schüler der Stewartschule, in der Mädchengruppe Marjorie Pollock, einer Schülerin der Robert Morris-Schule, zuerkannt worden.

* * *

Die Amerikanische Violinistengilde hat folgende Beamte gewählt: Alexander Lehmann, Präsident; Max Fischel, Vizepräsident; Moritz Goldblatt, Schatzmeister; Fritz Listemann, Sekretär. Am kommenden Freitag Abend veranstaltet die Gilde in der Speisewirtschaft von Kuntz-Remmler eine Gedächtnißfeier für den verstorbenen Bernhard Listemann, der Jacques Thibaud, ein französischer Violinist, und Burton Holmes als Gäste beiwohnen werden.

Die englische Bühne.

Princeß. — A. H. Woods bringt hier May Tullys neue Komödie „Mary's Ankle" mit derselben Besetzung wie im New Yorker Bijoutheater zur Aufführung.

Auditorium. — Das Ausstattungsstück „The Wanderer" wird hier seit dem letzten Donnerstag gegeben.

La Salle. — „Leave It to Jane" wird sich voraussichtlich längere Zeit auf dem Spielplan erhalten.

Colonial. — Max Marcins Posse „Cheating Cheaters" hat hier vielen Erfolg.

Blackstone. — Das Gastspiel von Frau Fiske als „Madame Sand" geht mit dieser Woche zu Ende.

Studebaker. — „Maytime" mit John Charles Thomas und Carolyn Thomson in den Hauptrollen bleibt hier auf dem Spielplan.

Garrick. — Hier wird „The Very Idea" nun im zweiten Monat gegeben.

Cohan's Grand. — „Lilac Time" mit Jane Cowl beginnt hier eine neue Woche.

Cort. — Hier werden die Aufführungen von „The Gipsy Trail" fortgesetzt.

Playhouse. — Die Aufführungsperiode von „The Man Who Stayed at Home" ist verlängert worden, die siebente Woche hat begonnen.

Powers'. — David Warfields Gastspiel als „Music Master" wird hier fortgesetzt.

Olympic. — Kolb und Dill in „The High Cost of Loving" unterhalten die Besucher dieses Hauses weiter.

Imperial. — „The Trail of the Lonesome Pine" steht hier auf dem Spielplan.

Doppelfeier.

Goldene Hochzeit des Ehepaars Georg Tag am Geburtstag des Bräutigams.

Ein seltenes Fest zu feiern war dem alten Ansiedlerpaar Herrn Georg und Frau Katharine Tag, 1649 Vine Str., vergönnt, als am 25. Januar der Tag ihrer Vermählung vor fünfzig Jahren wiederkehrte und zugleich Herr Tag auch seinen 75. Geburtstag beging. Das Jubelpaar feierte in Anbetracht der gegenwärtigen Verhältnisse den doppelten Ehrentag in stiller Zurückgezogenheit. Herr Tag wurde am 25. Januar 1843 in Schweinfurt a. M. geboren, seine Gattin, geb. Schmitt, am 21. September 1845 in Emden in Hannover. In Chicago leben sie seit 1865, bezw. 1867, 45 Jahre lang ist ihr Heim das Haus gewesen, in dem sie noch jetzt wohnen. Seit mehr als 37 Jahren ist Herr Tag Mitglied der jetzigen Sektion 1 des Bayrisch-Amerikanischen Vereins von Cook County, welche früher Bayernverein Bavaria hieß. Seit 19 Jahren ist er Großsekretär des erstgenannten Vereins.

Allerlei Wandelbilder.

Mary Miles Wintner hat eine brillante Rolle in dem neuen American Mutual Film „Beauty and the Rogue", nach der Erzählung von Arthur Bärtelet. Sie spielt die Tochter eines reichen Mannes, der alle ihre Wünsche erfüllt. Zum Glück gehen diese dahin, den Armen und Unglücklichen zu helfen. Infolgedessen wird sie mit einem Einbrecher, „Slippery Bill", bekannt, den sie für besserungsfähig hält. Aus dem Zuchthause entlassen, erzählt er ihr eine Jammergeschichte, und sie veranlaßt ihren Vater, ihn als Gärtner anzustellen. Der Kerl ist aber unverbesserlich, bestiehlt nicht nur seine Wohltäter, sondern plant auch, Roberta, die Tochter des Hauses, zu entführen, um Lösegeld zu erlangen. Im letzten Augenblick faßt ihn zwar die Reue, und er versucht, Roberta vor seinen Kumpanen zu retten, aber der gestohlene Schmuck in seiner Tasche und seine Habgier überwinden das Reuegefühl. Roberta, überzeugt, daß der wirkliche Einbrecher Richard Van Stone, der Geschäftsführer ihres Vaters ist, wird von der Polizei gerettet, worauf Van Stone sie von seiner Schuldlosigkeit überzeugt und ihr Herz gewinnt.

* * *

Eines der am schwersten zu erforschenden Gebiete der Natur war bisher die Tiefe des Meeres. Doch Wissenschaft und Technik, die auch die verborgensten Gebiete zu erobern suchen, ermöglichten in neuerer Zeit durch Schaffung der Unterseephotographie die freie Beobachtung und das Festhalten des Lebens unter der Meeresoberfläche.

Wie einem der Untersee-Photographie und ihren letzten Errungenschaften gewidmeten Artikel einer Fachschrift zu entnehmen ist, wurden die ersten Unterwasseraufnahmen durch Einbauen eines Glashauses in einen Teich bewerkstelligt. Hinter einer Glaswand, deren Dicke der Stärke des Wasserdruckes entsprach, wurden Momentaufnahmen von Wassertieren gemacht, die zum ersten Male das Leben dieser Geschöpfe in vollster Freiheit authentisch vorführten. Später wurde von C. Williamson ein Apparat konstruirt, der in das Wasser versenkt wird. Die Kammer dieses Apparats steht durch ein elastisches Rohr mit einem Wasserfahrzeug in Verbindung. In der aus Stahlblech hergestellten Kammer nimmt der Operateur mit seinem Apparat Platz. Die Wandstärke der Kammer ist für einen Wasserdruck von 244 Meter Tiefe berechnet.

Zur Beobachtung und zur Herstellung der Aufnahmen dient ein in die Kammer wasserdicht eingefügter Trichter aus Metall, der nach außen mit einer sehr widerstandsfähigen Glasplatte von ungefähr 1½ Meter Durchmesser verschlossen ist und sich nach innen bis auf ½ Meter Durchmesser verengt. Nach dem inneren Ende des Trichters sind zwei Glasscheiben angebracht: die eine für das Sehen, die andere als Bildausschnitt für die photographische Kamera. Da in klaren Gewässern das eindringende Sonnenlicht verhältnißmäßig stark wirkt, ist es unter günstigen Wasser- und Lichtverhältnissen möglich, selbst in großer Tiefe mit Belichtungszeiten von nur 1/75 Sekunden zu arbeiten, so daß selbst sehr rasche Momentaufnahmen gemacht werden können.

Diese Möglichkeiten haben in neuester Zeit auch den Spürsinn der Kinoindustrie erweckt. Durch Verbesserung der einzelnen Teile des Tauchapparates zur Erzielung scharfer Aufnahmen bei möglichst kurzer Belichtungszeit ist es geglückt, einwandfreie Untersee-Filmaufnahmen herzustellen. Nunmehr hat eine amerikanische Filmgesellschaft es zum ersten Male unternommen, in großem Maßstabe Kinobilder in der Meerestiefe herzustellen. Zu diesem Zweck wurde eine Expedition nach den Bahamainseln unternommen, da im Gebiete dieser Inseln das Wasser von seltsamer Klarheit und die See reich an Flora und seltenen Tieren ist. Die Films, die auf dieser Reise aufgenommen wurden, zeigen das Leben in der Meerestiefe in klarster und anschaulichster Weise. Man sieht idyllische Wassergärten, den Kampf eines Tauchers mit einem Haifisch und Raubfische beim Verzehren eines Pferdekadavers. Doch läßt die Ausnutzung dieser neuesten photographisch-technischen Errungenschaft auch umfangreiche rein wissenschaftliche Verwertungen zu.

Vaudevilles und Burlesken.

Die „Maids of America" werden in dieser Woche im Star and Garter Theater die zweiaktige Burleske „Somewhere in America" aufführen. Vaudeville- und musikalische Stücke sind reichlich eingestreut, und Kostüme und Dekorationen sind mit Sorgfalt und Geschmack ausgewählt. Außer einem zahlreichen Chor von Männern und Mädchen treten Al. K. Hall, Bobby Barry, Harvey Brooks, Florence Rother, Alfaretta Symonds, Clara Gibson, Joseph Weston, Edward Bisland, Tony Shane und Robert Calvert auf.

* * *

Trixie Friganza nebst Melissa Ten Eyck und Max Weily treten im Majestic in Gesängen und Tänzen auf. Pat Rooney und Marion Bent spielen den Einakter „Up Town". Wanda Hoff, Betalo Rubino und Gesellschaft bieten eine orientalische Phantasie, „Die Tänzerin von Delhi".

* * *

In der Palace Music Hall bringt Eva Tanguay neue und alte Liedervorträge. Sam, Kitty, Martha und Joe Morton tragen ebenfalls zur Unterhaltung bei.

* * *

Im Great Northern Hippodrome wird Paul Armstrongs Satire „The Woman Proposes" aufgeführt. Ferner enthält das Programm eine Burleske von Herbert Lloyd und Gesellschaft, die Violin- und Cellospieler Fritz und Lucy Bruch, die Gebrüder Travillo mit dressirten Seelöwen und Sam Liebert und Gesellschaft in „The Shattered Idol".

* * *

In McVickers wird das Singspiel „Oh, You Devil" mit Fannie Rice gegeben. Der Rest des Programms enthält die Walters, Armstrong und James, Murphy und Klein und Andere.

* * *

Das Rialto bietet das Singspiel „Oh, Please, Mr. Detective", die Komiker Hoey und Lee, die chinesische Truppe Lu Fu, die Schwestern Malvern usw.

* * *

Di: Burleskentruppe, die im Columbia auftritt, nennt sich „The Sporting Widows".

Nordseite Turnhallekonzert.

Für das vierzehnte Konzert der Saison der Chicago Turngemeinde am heutigen Sonntag Nachmittag hat Kapellmeister Ballmann die Sängerin Klara Lucia Nickel aus Los Angeles als Solistin verpflichtet. Sie wird Opernarien und Gesänge der amerikanischen Ureinwohner vortragen. Frl. Nickel ist im Besitz einer hervorragend schönen, dramatisch-kräftigen Altstimme und hat in Kalifornien große Erfolge gehabt. Sie hat auf der Kgl. Hochschule für Musik in Berlin unter Prof. Max Stange und unter der Hofopernsängerin Frau Seehofer studirt. Ihre Wiedergabe indianischer Gesänge soll unvergleichlich sein. Der ausgezeichnete Trompetenbläser Albert Short wird zwei der beliebtesten deutschen Lieder, von Martin Ballmann für Orchester eingerichtet, vortragen. Das Orchesterprogramm enthält u. a. Stücke aus Tschaikowskys „Nußknacker-Suite", die Ouverture zu „Fra Diavolo" von Auber, das Vorspiel zu „Mignon" von Thomas und volkstümliche Sachen. Es lautet vollständig:

Vorspiel zu „Ein Glücksfall" .... Adam
Ouverture zu „Die weiße Dame" .... Boildieu
Tänze aus „Nußknacker-Suite" .... Tschaikowsky
Pianosolo, Herr John Wiederhirn.
Harfenkadenzen, Frau Weast-Bichl.
Tänze aus „Coppelia" .... Delibes
Ouverture zu „Fra Diavolo" .... Auber
Altsoli:
Arie aus „Samson u. Delila" .. Saint-Saens
Arie aus „Der Troubadour" .... Verdi
The Star" .... Rogers
Frl. Klara Lucia Nickel.
Kornetsolo:
Waldandacht .... Abt
Lied des Reitersängers .... Neuendorff
Herr Albert Short.
Paraphrase über „Lang, lang ist's her" . Voigt
Szenen aus „Lohengrin" .... Wagner
Einleitung zu „Mignon" .... Thomas
Altsoli:
Indianische Lieder .... Cadman
Indianisches Liebeslied .... Lieurance
Frl. K. L. Nickel.
Onkel Toms Hütte .... Bodewalt
„Friede auf der ganzen Welt." Marsch .... Ballmann

Mit Einlagen wird Herr Ballmann auch diesmal nicht geizen; auf besonderen Wunsch wird im zweiten Teile der Ballmannsche Marsch „In der Heimat, da gibt's ein Wiederseh'n" gespielt werden, der das bekannte Soldatenlied enthält.

Es sei hiermit darauf hingewiesen, daß die Konzerte am 17. Februar zu Ende sind, wann das letzte in dieser Saison, ein Extra-Konzert, gegeben wird. Alle Saisonkarteninhaber sind ersucht, ihre Karten am 10. Februar noch zu benutzen, da sie für das Extra-Konzert nicht giltig sind. Die außerordentlich ungünstigen Verhältnisse sind es, welche die Turngemeinde veranlaßten, die Konzertsaison mit dem 15. Konzert zu beschließen.

Deutsche Volksvorstellung.

„Der Leiermann und sein Pflegekind" in der Sozialen Turnhalle.

Frau Julie Riemann, die beliebte Darstellerin, wird am kommenden Sonntag mit anderen guten Kräften in der Sozialen Turnhalle an Belmont Ave. und Paulina Str. eine Volksvorstellung geben. Durch die Mitwirkung von Heinrich Löwenfeld und Emilie Schönfeld scheint ein Erfolg des Abends im Voraus gesichert zu sein; außer den genannten Künstlern wirken mit die Damen v. Bodenhausen, Emilie Hell, Julia Kulle und Lore Hack, sowie die Herren Max Hanisch, K. Kupfer, Christian Schober, Max Löwe und Ernst Rehder.

Zur Aufführung bestimmt ist das Volksstück mit Gesang und Tanz „Der Leiermann und sein Pflegekind" von Charlotte Birch-Pfeiffer. Herr Löwenfeld wird das Stück in Szene setzen, und Frau Riemann gibt sich in Anbetracht der Beliebtheit der Mitwirkenden und der glücklichen Wahl des Stückes der Erwartung hin, daß das Haus ausverkauft werden wird.

Kolumbia Damenverein.

Am kommenden Donnerstag, Nachmittags ½3 Uhr, findet in Martines Halle die regelmäßige monatliche Versammlung des „Kolumbia Damenklub" statt. Nach Erledigung der Geschäfte gesangliche Darbietungen von Frau Jane Pinkney Fritch und ein Vortrag, "How to keep well," von Dr. W. A. Evans.

— Der Anstand muß gewahrt werden. — Liebhaber (zu seiner Begleiterin, einer jungen Wittwe, im Ice-cream-Parlor): Was wünschen Sie für Eis, liebe Amanda? — Junge Wittwe: Schokolade und Vanille, wenn ich bitten darf. Sie wissen, Alfred, ich hab' noch Halbtrauer.

Erinnerungen eines Zeitungsschreibers.

(Fortsetzung von der 4. Seite.)

(Fortsetzung von der 4. Seite.)

„Da kommt die Bande", sagte der junge Luck.

Richtig, etwa achtzehn Schwarze stiegen von ihren Pferden, schnallten die Büchsen von den Sätteln und betraten, so bewaffnet, lärmend den Laden.

John hatte durch einen schweren, quer gestellten Eichentisch den Ladenraum in zwei Teile geteilt.

Er zog mich hinter den Tisch, wo auch die übrigen Weißen mit Ausnahme vom dicken Abe, für den kein Raum zum Durchzwängen da war, Stellung genommen hatten.

Ein riesiger Schwarzer, die Büchse im Arm, trat auf den Tisch zu. Er schien der Wortführer der Farbigen zu sein.

„Wir sind zum wählen hier", sagte er, „wir brauchen achtzehn Wahlzettel. Her damit."

„Das ist Euer gutes Recht", sagte John ruhig, „aber dem Gesetze zufolge müßt Ihr unbewaffnet in das Wahllokal kommen. Ihr müßt Eure Büchsen ablegen, sonst haben Eure Stimmen keine gesetzliche Giltigkeit."

Als die Neger keine Lust zeigten, der Weisung Folge zu leisten, verlas John wörtlich den betreffenden Gesetzabschnitt. Der Respekt, den die südlichen Neger vor dem gedruckten Wort haben, machte sich auch hier geltend.

Wenn auch murrend, leisteten sie doch Folge, und bald waren alle Büchsen in einer Ecke des Ladens aufgehäuft. Der dicke Abe leistete ihnen dabei höflichen Beistand.

Die Schwarzen erhielten nun ihre Wahlzettel.

Da die meisten von den farbigen Bürgern nicht wußten, wie sie die Wahlzettel auszufüllen hatten, und auch wohl des Lesens unkundig waren, wandten sie sich an ihren Wortführer, der aber, wie es sich zeigte, ihnen nicht helfen konnte. Er wandte sich an seine Rassegenossen.

„Jungens", sagte er, „wir wollen doch alle für Blaine, den gefederten Ritter der republikanischen Partei, stimmen. Dies weiße Gesindel will für den Sklavenpeitscher Cleveland stimmen. Ist's nicht so?"

Die Rassegenossen heulten ihm ihren Beifall zu. Sicherer gemacht durch das von ihm mißverstandene Stillschweigen der Weißen, fuhr er fort:

„Jungens, es wäre ein Hauptspaß, wenn wir dies Gesindel zwingen würden, unsere Stimmzettel für Blaine auszumachen und" — sich immer mehr in Eifer redend — „wenn wir sie auch zwingen, ihre Stimmen für Blaine abzugeben."

Wüstes Beifallsgeschrei gab die Zustimmung der Schwarzen zu erkennen. Er trat nun auf den Tisch zu und wandte sich an den jungen Luck:

„Du weißer Hundesohn —" weiter kam er nicht. Wie ein Panter übersprang der junge Mann die Tischbarriere. An die Kehle des Schwarzen sprang er. Der Wucht des Anpralls konnte selbst der riesige Körper des Schwarzen nicht widerstehen. Zu Boden stürzend, unfähig, aus seiner von seines Gegners starken Händen zusammengepreßten Kehle einen Laut hervorzubringen, deutete er mit der Hand nach der Ecke, wo die Waffen lagen.

Die Neger verstanden den Wink und eilten, ihm Folge zu leisten, aber — —

Der dicke, von mir so unterschätzte Abe hatte sich auf den Waffenhaufen gesetzt. Mit seinem ganzen Gewicht saß er darauf.

Ehe die Schwarzen ihn herabzerren konnten, fanden sie die Waffen der Weißen auf sich gerichtet. Sie wurden gezwungen, den Laden ohne Waffen und ohne gestimmt zu haben, zu verlassen.

Freund Luck nahm ein Protokoll über den Vorfall auf.

Wir haben uns köstlich amüsirt.

Ein eingefleischter Junggeselle bewohnt seine Räume zusammen mit einer Katze und einem Papagei, die einander nicht ausstehen können, weshalb er, wenn er ausgeht, sie stets getrennt einschließt. Und er geht jeden Abend aus. Kommt er nach Haus, so ist seine stehende Redensart: „Wir haben uns köstlich amüsiert." Diese Worte sind auch dem Papagei geläufig. — Eines Abends vergißt er seine Lieblinge getrennt einzuschließen. Wie er ins Wohnzimmer tritt, springt ihm gewohnheitsmäßig die Katze auf die Schulter. Zu seinem Staunen bemerkt er, daß ihre Nase und Ohren übel zugerichtet sind. In diesem Augenblick kommt auch der Papagei angehinkt. Er sieht unverkennbar aus: die Schwanzfedern fehlen völlig und das Gefieder weist bedenkliche Lichtungen auf. Trotzdem kreischt er in den höchsten Tönen: „Wir haben uns köstlich amüsiert!"

Leset die „Abendpost".

ALBERT W. MAY

Rechtsanwalt

Zimmer 1433, Conway Building,

111 W. Washington Str.

Telephon Main 3518.

Rechtssachen jeder Art sachverständig und gewissenhaft erledigt. Auskunft wird gern erteilt.

da14fr1solaa11o

Aus evangelischen Gemeinden von Chicago und Umgegend.

Lukasgemeinde, 62. und Green Str. Pastor Theo. G. Papsdorf.

Die Aufnahme der neuen, deutschsprechenden Mitglieder findet heute, den 3. Februar, statt, die der englischsprechenden am Sonntag, den 10. Februar. Am 21. Februar gibt der Frauenverein ein Supper. Wichtige Beschlüsse wurden in der Jahresversammlung gefaßt. Das Gemeindejahr soll von jetzt an mit dem 1. Juli beginnen, anstatt wie bisher mit dem 1. Januar. Das sogenannte Apportionment-System soll in der Gemeinde von jetzt an eingeführt werden. Als Delegat zur Konferenz wurde Herr W. Faulmann gewählt, als Substitut Herr R. Stark. An Stelle der Herren Schoenemann und Foerster wurden die Herren C. Jurz und R. Stark zu Trustees erwählt. In den Vorstand wurden gewählt die Herren Charles Braker, G. Stark und Hermann Eiermann. Herrn Fett wurde für seine Dienste herzlich gedankt. Als Beamte der Sonntagschule wurden erwählt: Superintendent, W. Faulmann; Primär-Supt., Carrie Moeller; Präsidentin des Lehrervereins, Matilda Kann; Sekretär, Georg Seehausen; Finanzsekretär W. Krüger; Schatzmeisterin, Fräulein Trupp. Die folgenden Damen wurden in den Damen-Hilfsverein der Lukaskirche aufgenommen: A. Heß, J. Holzle, Bertha Johannes und A. Egner. Der Reingewinn unserer Fair war $311.88. Der Verein bezahlte 200 Dollar der alten Kirchenschulden und gab 200 Dollar zum Kirchbaufonds. Das Departement der Wiegenliste erwählte Mamie Ruter als Superintendentin. Ihre Assistentinnen sind Rose von Huben, Clara Moeller und Edna Peterson. Die Liga erwählte folgende Beamte: Präsidentin, Marie Fett; Vizepräsident, Wm. Krüger; Sekretär, Louis Herbold; Schatzmeister, John Fett jr.; Finanzsekretärin, Marg. Wisch; Reporter, Elmer Schuldt. Frank Schoenemann und J. A. Murbach zogen als Soldaten in das Feldlager. Herr Auerbach hielt uns einen Vortrag über die Arbeit der Y. M. C. A. im Camp. Hermann Eiermann, welcher in der Great Lakes Naval Training Station war, ist nun nach Pensacola, Florida, versetzt worden.

Johannesgemeinde, Mohawk Str. und Garfield Ave. Pastor Alfred E. Meyer.

Die Mitglieder und Freunde der Gemeinde werden darauf aufmerksam gemacht, daß von heute an die neue Gottesdienstordnung in unserer Kirche in Kraft tritt: Sonntagschule von 9.25 bis 10.20; englischer Gottesdienst von 10.25 bis 11.15; deutscher Gottesdienst von 11.15 bis 12.10.

Petersgemeinde, Elmhurst. Pastor Paul Repke.

In die Gemeinde wurden als Mitglieder aufgenommen die Herren Hanster, Schleehan, E. Moos, G. Reetz, Zeiler, E. Menneker, Richardt, H. Boegers und Fr. Kautz. Die Gemeinde zählt 160 und die Sonntagschule 190 Glieder. Die neuen Beamten des Jugendvereins für das Jahr 1918 sind: Präsidentin, Eleanor Brodt; Vizepräsident, Paul Stanger; Sekretärin, Dora Woeller; Schatzmeisterin, Jenny Geisler.

Evangelischer P. K. Verein.

Der Verein hält seine Versammlung am Sonntag den 17. Februar bei Herrn Pastor F. Bosold in Manheim ab. Der Zug verläßt das Union Depot um halb zwei Uhr.

Salemsgemeinde, 25. Str. und Wentworth Ave. Pastor Jos. A. George.

Der entschlafene frühere Pastor unserer Gemeinde, Pastor H. H. Fleer, wurde am 26. Januar auf dem Forest Home Friedhof beerdigt. Die Leichenreden hielten Herr Pastor A. G. Niedergesäß von der Edengemeinde und Pastor R. John von der Paulsgemeinde. Letzterer ist ein Studiengenosse des Verstorbenen und wurde vor 39 Jahren mit ihm ordinirt.

Bethlehemgemeinde, Diversey Parkway und Magnolia Ave. Pastor J. G. Scheuber.

Die Herren Wilhelm Duerkopp und E. Liebig wurden in die Gemeinde aufgenommen. Als Beamte der Gemeinde wurden erwählt: Protokollirender Sekretär, Lehrer W. C. Wuellner; Schatzmeister, Georg Ewert; Trustee, Henry Wendel; Vorsteher: Theo. Filbrandt, Wilhelm Zick und Otto Wurster. Zu Mitgliedern des Finanzkomites für 1918 wurden ernannt: R. W. Teß, Louis Ehlerding und Otto Wurster. In Zukunft wird die Jahresversammlung am zweiten Donnerstag im Januar abgehalten werden. Im Frauenverein wurde Frau Anna Arnold zur Mitgliedschaft empfohlen. Zu dem Damenhilfsverein des Waisenhauses gehören nun 91 Frauen. Eine Service-Flagge mit 32 Sternen wurde von Gertrude Karth und Pauline Fuchs angefertigt und der Gemeinde geschenkt. Dieselbe wurde im Auditorium der Kirche aufgehängt. In Camp Grant, Rockford, befinden sich jetzt Sergt. Edward W. Damler, E. P. Zechlin, Frank Willer und John Belzer; in Frankreich Geo. M. Karth; in Camp Logan Emil L. Neuendorf und Hermann B. Schnabel; in der Marine J. G. Snelling, und in Camp Dodge, Iowa, Frank J. Stephen. Der Soldaten-Unterstützungsverein der Damen arbeitet fleißig für die jungen Männer, welche sich in den Lagern befinden.

Damenhilfsverein des Waisenhauses.

Achtzig Damen wurden in der Jahresversammlung, welche in der Johanneskirche des Herrn Pastor Alf. E. Meyer abgehalten wurde, als Mitglieder des Vereins aufgenommen, so daß der Verein jetzt 544 Mitglieder zählt. Die Pastoren G. A. Niedergesäß und W. Grotefeld hielten interessante Vorträge über die Bedürfnisse der Anstalt. Ein Bücherschrank für die Office, Kleiderschränke für die Waisenkinder, sowie ein Gramophon sollten angeschafft werden. Der Waisenverein schloß sich der Child Welfare Gesellschaft an. Die nächste Versammlung findet am Freitag, den 5. April, in der Bethaniakirche des Herrn Pastor W. Grotefeld statt.

C. A. König.

* * *

Goldene Hochzeit.

Heinrich Ferdinand Keiser feierte am Sonntag Abend mit seiner Gattin Barbara Katharina, geb. Trömper das Fest der goldenen Hochzeit in ihrem Heim, 3741 Bosworth Ave., in dem sie schon an 25 Jahre wohnen, nachdem sie zuvor ungefähr ebenso viele Jahre an Clybourn und Larrabee Str. gewohnt hatten, wo Herr Keiser als Wagenschmied tätig war. Derselbe stammt aus Bebra in Hessen und wohnt schon an 68 Jahre in Chicago. Er ist heute trotz seiner 74 Jahre noch ebenso rüstig wie seine Gattin mit ihren 71 Jahren. Sie wurden am 28. Januar 1868 in der ev. St. Pauls-Kirche durch Pastor J. Hartmann getraut und gehören jetzt zur ev. Bethania-Gemeinde, deren Seelsorger, Pastor W. Grotefeld, das Paar auf's Neue segnete. Frau Keiser ist ein geschätztes Mitglied des Frauenvereins in der genannten Gemeinde und hat mehrere Jahre das Amt einer Schatzmeisterin verwaltet. An der Feier nahmen vornehmlich ihre beiden Söhne, Frank Keiser, ein „Plumber-Kontraktor", 1639 Grace Str., und Charles Keiser, gleichfalls im „Plumber"-Geschäft tätig, 3734 N. Marshfield Ave., wohnhaft, und acht Enkelkinder teil; ein Sohn und drei Töchter sind bereits gestorben. Ein Enkel, Lawrence C. Johnson sandte Glückwunsch und Bild aus Camp Logan, Texas, wo derselbe im Heere steht.

Nach dem Leben.

Ein neu engagirter Reisender wird von seiner Firma auf die Tour geschickt, kommt aber ohne Aufträge zurück.

Der Chef der Firma ist sehr ungehalten und läßt den Reisenden in sein Privatkontor bitten.

„Ja, wie ist es bloß möglich, daß Sie nix verkaufen?" fährt er ihn an, „gewiß machen Sie die Sache nicht energisch genug. Wir wollen gleich mal eine Probe machen. Also denken Sie, ich bin der Kunde, dem Sie Offerte machen sollen, und fangen Sie mal an!"

Der Reisende geht hinaus, klopft an, tritt mit einer Verbeugung ein: „Ich komme von der Firma Troddelkopp & Co. und wollte mir gestatten, Ihnen Offerte in Lebertranpillen zu machen."

„Bedaure," sagte der Chef, „brauche nix!"

„Dann entschuldigen Sie, bitte, vielleicht ein andermal! Empfehle mich gehorsamst!" Der Reisende geht hinaus.

„Falsch," schreit der Chef, „sehen Sie, ich hab's ja gesagt, daß Sie nicht können energisch genug auftreten! Nun wollen wir mal die Sache umgekehrt machen. Setzen Sie sich mal her und spielen Sie den Kunden und ich werde den Reisenden machen!"

Gesagt, getan. Der Reisende setzt sich hin und der Chef geht hinaus, klopft an und tritt ein:

„Verzeihung, wenn ich störe, ich wollte mir gestatten, Ihnen von der bekannten Firma Troddelkopf & Co. die berühmten Lebertranpastillen zu offeriren!"

„Was," brüllt der Reisende los, „von diesem Schwindler wollen Sie mich beschummeln helfen! Raus!!!"

Packt den Chef beim Kragen und befördert ihn unter einem kräftigen Fußtritt aus dem Lokal.

„Sehen Sie!" sagt er dann, als der Chef, seine Kehrseite reibend, wieder ins Bureau kommt, „den Reisenden haben Sie ganz nett gespielt, aber den Kunden habe ich energischer und lebenstreuer gemacht!"

Pastor Koenig's Nervine (Trade Mark)

Hat wunderbar gewirkt.

1013 Kearney Str., Mason City, Ja. August 1915.

Unser 14jähriger Sohn litt schon zwei Jahre lang am St. Vitus Tanz. Wenn der Arzt ihn zuweilen aus dem Bette brachte, schien er ziemlich wohl zu sein, aber nie ohne zu zittern, konnte sich deshalb kaum selbst füttern. Dann wurde er wieder schlimmer, ich glaube, daß er solche Anfälle nicht mehr lange hätte aushalten können. Dann empfahl mein Bruder Pastor Königs Nervine, dessen Wirkung so gut war, daß ich nach der zweiten Flasche unseren Sohn kaum wieder erkannte, nach der dritten Flasche war er ganz hergestellt.

Frau B. C. Tuthill.

Frau H. Feiertag schreibt aus Fort Lupton, P. O. Box 761, Colo, im Aug. 1914, daß ihr von Herrn Pastor Fraegel Pastor Königs Nervine gegen Vitus Tanz empfohlen wurde, welcher mich schon seit 3 Monaten plagte. 3 Flaschen des Mittels befreiten mich davon. Jetzt bin ich auch wieder so stark, daß ich wieder arbeiten kann, wofür ich bestens danke.

Frei ein werthvolles Buch über Nervenleidende wird Jedem, der es verlangt zugesandt. Arme erhalten auch die Medizin umsonst. Diese Medizin wurde seit dem Jahre 1876 von dem Hochw. Pastor König, Fort Wayne, Ind., zubereitet und jetzt unter seiner Anweisung von der

KOENIG MEDICINE CO., Chicago, Ill.,
62 W. Lake Str., nahe Dearborn

Bei Apothekern zu haben für $1.00 die Flasche, 6 Flaschen für $5.00.

fb2sason1mt

Erblicktes und Erlauschtes.

Bruchstücke aus meinem Lebenslauf.

Von Wolf von Schierbrand.

Copyright, 1917, by „The Abendpost Co.", Chicago, Ill.

IX.

Wie ich in französische Gefangenschaft geriet — Ein Rekognoszirungsritt und seine üblen Folgen — Abermalige Verwundung — Nach der Barriere d'Enfer geschleppt — In einem Pariser vorstädtischen Spital — Behandlung nicht schlecht, aber Kost äußerst knapp — Ein Barackenlager — Flucht trotz aller Hindernisse.

Und am 17. Januar ereilte mich mein Geschick. Mit sechs meiner Reiter wurde ich auf einen Erkundungsritt ausgeschickt. Auf unserer Seite hatte man seit zwei Tagen verdächtige Bewegung in den Dörfern vor uns, die vor der Barriere d'Allemagne lagen und zum größten Teil von keiner Partei besetzt waren, gespürt. Es schien sich ein Angriff oder ein Ausfall, vielleicht zu einem größeren Plane des Feindes gehörig, vorzubereiten. Das Kernstück dieser Bewegung war anscheinend die kleine Ortschaft Bordeaux (ganz derselbe Name wie die große Stadt an der Garonne, fern im Süden), und unsererseits war eine Aufklärung auf der ganzen betreffenden Linie dringend erwünscht. Meine kleine Schaar sollte das Ihrige dazu beitragen. Die Franzosen in Paris waren gerade damals wieder in heller Aufregung. Die blutigen Kämpfe um Orleans herum, die Schlachten, die Faidherbe im Norden schlug, sie galten dem leicht berauschten Franzosen als Anfang der endlichen Entsetzung des belagerten Paris. In den letzten Tagen in unsere Hände gefallene französische Gefangene hatten viel von dieser Stimmung und diesen rosigen Erwartungen zu berichten gehabt. Man wollte auf unserer Seite Gewißheit darüber haben, ob sich abermals ein größerer oder kleinerer Ausfall vorbereite.

Also, wie gesagt, meine Sechs und ich zogen am 17. Januar vor Tagesanbruch in der Richtung auf den Weiler Bordeaux los. Als wir — der tiefe Schnee und die Dunkelheit erleichterten unsere Annäherung — in Büchsenschußweite von den ersten Häusern gekommen waren, stiegen wir ab, banden unsere Rosse in einem kleinen Gehölz fest und schlichen uns nun näher. Kein Laut, nicht einmal ein lebendes Wesen zu sehen. Immer weiter drangen wir vor. Bis auf die breite Dorfstraße, die rechtwinkelig zur Chaussee lief. Aber als wir da einzeln und vorsichtig dahinschlichen, fiel plötzlich ein Schuß. Der mir Nächste, der Gefreite Natzmer, ein braver Kerl, sank lautlos zu Boden. Gleichzeitig erschienen etwa 25 bis 30 französische Soldaten — Nationalgarde, wie ich aus ihrer Bekleidung erkannte — von drei Seiten, die Gewehre im Anschlag. Wir waren umzingelt. Nur die Seite nach der Landstraße war offen, und ich lief darauf zu, meine Leute ermunternd, das Gleiche zu tun. Aber da hatte ich auch schon ein Geschoß ins Bein bekommen, stolperte und fiel der Länge nach in den Schnee, während sich um mich das Weiß schnell rot färbte. Meine Reiter sahen mein Mißgeschick. In ihren schweren Reithosen war die Flucht unmöglich. Sie ergaben sich in ihr Loos. Der Gefreite lag schon starr und kalt da; die Chassepotkugel hatte ihm das Herz durchbohrt.

Wir waren Gefangene.

Ich lag noch immer ausgestreckt im Schnee. Aber binnen wenigen Minuten erschien ein Capitaine, der die Szene gemütlich vom Fenster der nahen Villa durch sein Glas beobachtet hatte, und traf Anstalten, mich und meine Kameraden fortführen zu lassen. Meine Wunde schmerzte ganz rasend. Kaum war ich im Stande, dem Capitaine Marchand (seines Zeichens im Zivilberuf Advokat) die notdürftigste Auskunft zu geben. Dann vergingen mir die Sinne.

Mich hoben sie auf einen ausgehakten Fensterladen und schleppten mich, wie auch die übrigen Fünf, nach der Barriere d'Enfer. Erst im Spital erwachte ich aus meinem bewußtlosen Zustand. Dort wurde ich, das muß ich gestehen, ganz menschlich behandelt. Der Infirmier (Krankenwärter), der in meinem Zimmer seines Dienstes waltete, war sonst ein rabiater Roter, Anarchist oder so etwas, ein Bolschewiki von damals. Aber gegen mich betrug er sich ganz nett. Denen gegenüber, die sich nach mir erkundigten, betonte er immer, quasi als Entschuldigung für seine Menschlichkeit: „C'est un Saxon, vois-tu, mon vieux, et d'ailleurs tout jeune!" (Er ist ein Sachse, siehst du, mein Alter, und außerdem noch ganz jung!) Auch der Arzt, der mich behandelte, war gutherzig. Ich hatte starken Blutverlust gehabt, und war schwach, aber er tat, was er konnte, um mich wieder bald auf die Beine zu bringen. Er unterhielt sich häufig mit mir und sprach sehr offenherzig. Daß es mit Napoleon und den Napoleoniden endgiltig vorbei sei, das konnte man aus den Reden Aller merken. Badinguet war der Sündenbock, der hauptsächliche wenigstens, und sein Sohn Lulu war einfach „ridicule", wie sie sagten, mit seiner „Feuertaufe" bei Saarbrück und seinen gesammelten Kugeln. Der Arzt, Dr. Lebas, hatte — Gott weiß wie — eine alte Nummer des Berliner Kladderadatsch erwischt, und darin amüsirten ihn besonders die Karikaturen von Napoleon und seinem Söhnchen. Er lachte darüber, bis ihm der gewichste Schnauzbart wackelte.

Aber die Kost! Das war das Schlimme. Paris hungerte damals. Selbst der Jardin des Plantes war jetzt tierlos. Keine Elephantensteaks und Büffelfilets mehr. Und ich mußte mithungern. Ich erhielt freilich soviel zu essen wie die übrigen, aber das war für einen 19jährigen Magen ganz verteufelt wenig. Kein Wunder, daß ich da nicht wieder zu Kräften kommen konnte, obwohl die Wunde selbst leidlich schnell verheilte.

Im Spital bekam ich natürlich auch die Pariser Zeitungen zu sehen. Gottvoll, was darin alles zurecht gelogen wurde. Die abenteuerlichsten Geschichten — past, present and future — wurden da aufgetischt. Um das Tun und Treiben Gambettas hatten sich damals schon viele Legenden gebildet. In einem ernsthaft gemeinten Artikel des Rappel hieß es von ihm, er habe den anderen Großmächten Europas wissen lassen: „Wenn ihr nicht sofort helft, sofort eingreift, sofort zur Rettung des Volkes schreitet, das der Welt die Freiheit gab, das an der Spitze der Zivilisation marschirt, so wird der gräßliche Fluch der kommenden Jahrhunderte Euch vernichten."

An solchen Phrasen berauschte sich Paris sogar damals, als schon die Würfel gefallen, mitten im prosaischsten Hunger; an solchen Phrasen hat sich Paris immer berauscht und tut es noch heute. Mein Dr. Lebas war keine Ausnahme.

Kräftige Nahrung fehlte. Milch und Fleisch vor allem. Das Brot wurde mit jedem Tag dunkler, mehr strohig, weniger nahrhaft. Aber die den Franzosen angeborene Lebhaftigkeit und gute Laune verleugnete sich auch damals nicht. „C'est de la blague", war immer das zweite Wort. Sie scherzten und trieben Unsinn selbst im Angesicht des Todes. In meinem kleinen Spital (es war nur ein Feldspital und lag knapp innerhalb des Festungsgürtels) war auch ein Bayer, ein massiger Kerl aus den Alpen, Holzfäller und Flößer auf der Isar, der einmal an mein Lager gebracht wurde, damit wir zwei etwas plaudern konnten. Wir versuchten's auch, jeder auf seine Weise, während eine Corona von Franzosen uns musternd umgaben und ihren Senf dazu gaben. Der Bayer war zu dumm. Man konnte mit ihm über nichts sprechen. Aber die Kommentare der Franzosen zu unseren krampfhaften Versuchen, uns zu verständigen, belustigten mich. Einer der Franzosen sagte: „Das ist ein Bayer, d. h. ein Menschenfresser. Ils ne sont pas jolis, ces gens-là."

Endlich, Mitte Februar, wurde ich aus dem Spital entlassen und nach einem Barackenlager geschickt, worin ungefähr tausend deutsche Kriegsgefangene eingepfercht waren. Es lag dicht an der Seine, und es war dort so schmutzig und unhygienisch, und dabei war die Behandlung (das Kommando war einem alten rotnasigen, grauhaarigen Trunkenbold von pensionirten Oberst anvertraut), so roh und barsch, daß ich mir sofort fest vornahm, trotzdem ich noch immer nicht zu Kräften gekommen war, einen Fluchtversuch zu unternehmen, sobald sich eine einigermaßen günstige Gelegenheit bieten würde.

Und tatsächlich bin ich nur etwa eine Woche dort gewesen. Was mir meine Flucht aus diesem Pfuhl erleichterte, das war nicht nur der Umstand, daß ich das Französische völlig beherrschte und so fortwährend auf dem Laufenden erhalten wurde von den schwatzhaften Wachen, sondern auch, daß es mir gelungen war, mich im Spital meiner kothigen und blutdurchtränkten Uniform zu entledigen und durch Zivilkleider zu ersetzen. Die Bewachung selbst war ja strikt genug, und auf solche, die zu entweichen trachteten, war strenger Befehl gegeben, zu feuern. Aber die Palisaden und Zäune waren leicht zu passiren in der Dunkelheit, und einmal draußen würde es schwer sein, einen Geflüchteten wieder zu identifiziren.

Sonntag Nachts also, am 23. Februar, probirte ich die Sache, und es glückte mir über Erwarten gut. Ich fand am Ufer des Stromes einen Nachen, und mit dem ruderte ich nach dem jenseitigen Strande hinüber. Ein wenig baares Geld, obwohl nicht viel, hatte man mir gelassen, und in meiner gestrickten Wolljacke sah ich wie alles andere eher aus als wie ein deutscher Offizier.

Leset die „Abendpost"

Für müßige Stunden.

Preisaufgaben:

Buchstaben-Rätsel (6156).
(Eingesandt von F. Joggerst.)

Worträtsel (6157).
(Eingesandt von L. Rippe.)

Ich bin ein Unterhaltungsborn,
Des Name ihr könnt finden:
Setzt eine große Stadt ihr vorn,
Ein kleines Vorwort hinten.

Visitenkarten-Rätsel (6158).
(Eingesandt von Emil Weissig.)

N. N. KEMPIS
OPORTO

Ein sehr musikalischer Herr, jedoch nicht ausübender Künstler, sondern?

Kreuzrätsel (6159).
(Eingesandt von C. Meier.)

1	2
3	4

1—2 gleich 1—3; ein mächtiger Mann;
2—4 gleich 3—4; im Atlas man's finden kann.

Logogriph (6160).
(Eingesandt von Peter Herres.)

Kräuter fressen, Wiederkäuen
Auf der Weide und im Stall
Ist mein Loos, doch Schlimm'res dräuen
Wird mir für den Todesfall;
Denn gewaltsam muß ich enden,
Wenn ich Nutzen viel soll spenden.

Mir den Schlächter fern zu halten,
Dessen Sinn auf Morden steht,
Muß ich schnell mich umgestalten,
Mich verwandeln, wie es geht.
Und es geht, wenn ihr behende
Mir ein — e — nachstellt ans Ende.

Dann ins Pflanzenreich ich werde
Schnell versetzt, im Augenblick:
Auch als Kleid hüll' ich der Erde
Inneres ein, zehn Meilen dick.
Und es mag euch nicht verdrießen,
Mit dem Brod mich zu genießen.

Silbenrätsel (6161).
(Eingesandt von H. Langfeldt.)

Die erste ist männlich; weiblich die zweit'.
Gieb ihm einen Kopf und ihr einen Fuß:
So nennt es ein Land, das von hier sehr weit
Man im fernen Asien suchen muß.

Es werden wieder mindestens sechs Bücher als Prämien für die Preisaufgaben — je ein Buch für jede Aufgabe, wobei das Loos entscheidet — zur Verteilung kommen — mehr, wenn besonders viele Lösungen einlaufen. Die Zahl der Prämien richtet sich nach der Anzahl der Lösungen. Die Verloosung findet am Freitag Morgen statt und bis dahin spätestens müssen alle Zusendungen in Händen der Redaktion sein. Postkarten genügen, und vereinfachen dem R. R. die Arbeit um ein Bedeutendes; werden die Lösungen aber in Briefen geschickt, dann müssen solche eine 3-Cents-Marke tragen, auch wenn sie nicht geschlossen sind.

Stadtbriefe kosten 2 Cents, ebensoviel alle Postkarten.

Die Rätselfreunde sind dringend ersucht, ihre Einsendung an die „Rätselecke" oder den „R. R." (Rätsel-Redakteur) zu richten.

Die Prämien sind in der „Office der Abendpost Co." abzuholen. Wer eine Prämie durch die Post zugesandt haben will, muß die ihn vom Gewinn benachrichtigende Postkarte und 5 Cents in Briefmarken einsenden.

Nebenrätsel:

1. Rätsel.

Mit D hat das Rätsel ein Haupt voll Verstand.
Mit L gilt als Haupt es von Leuten und Land.
Doch beiden hat es in früheren Tagen
Mit H ihre Häupter oft abgeschlagen.

2. Rätsel.

Es hat vier Beine, doch keinen Bauch;
Wohl einen Rücken, der Kopf fehlt auch;
's ist stark zum Tragen, doch kann's nicht geh'n;
Hast du wohl jemals sowas geseh'n?
So toll es klingt, so ist's doch whar;
Du hast es nötig, oft lieb sogar.

3. Rätsel.

Was immerdar gewesen
Und immerdar währt fort,
Sagt rückwärts abgelesen,
Dasselbe kleine Wort.

Auflösungen zu den Preisrätseln in voriger Nummer:

Bilderrätsel (6150).
Hungerkur.
Richtig gelöst von 67 Einsendern.

Rätsel (6151).
Sieg — Friede.
Richtig gelöst von 65 Einsendern.

Silbenrätsel (6152).
Klatschbase.
Richtig gelöst von 69 Einsendern.

Visitenkartenrätsel (6153).
Landbriefträgerin.
Richtig gelöst von 58 Einsendern.

Geogr. Silbenrätsel (6154).
Beverly, Lansing, Indianapolis, Janesville, Zürich, Austin, Reno, Dover.
Richtig gelöst von 71 Einsendern.

Homonym (6155).
Sekretär.
Richtig gelöst von 47 Einsendern.

Auflösungen zu den Nebenrätseln in voriger Nummer:

1. Rätsel — Dachs usw.
2. Rätsel — Suhl, Stuhl.
3. Rätsel — Kummer, Kutter.

Richtige Lösungen sandten ein:

Fr. Claire Bechtold (6 Preisaufgaben — 3 Nebenrätsel); B. C. A. König (6—3); Julius Fordamand (5—2); H. Langfeldt (4—3); Elsie Schulze (wieder da? Du fehltest dem Onkel.) (—3); L. Kratzmüller (6—3); F. J. Schiele (6—3); Fr. Elsie Sterzer (6—3); Peter Filser (danke, das wollen wir gern raten.) (0—2); Frank Dschatz Nr. 3 war doch recht; warum ein ?) (4—3); H. Hand (aber so ein Freund!) (6—3); F. Joggerst (sogar die Tanten sind recht; leider war Ihr Name bei 6150 ausgefallen) (4—2); Frl. Lydia Arey (5—3); Michael Schmitt (6—3); L. Behrendt (4—3); Theodor Lange (hoffentlich noch oft.) (5—3); Fr. H. Fröhlich (6—3); Hy. Heckmann (ja ja, der böse; dafür muß er bald mit Ihrem Rätsel sich plagen.) (5—3); Fr. W. E. Nehrke (der steht Ihnen wohl in böser Erinnerung?) (1—0); Ludwig Rippe (danke!) (6—3); Fr. Bertha Borck (5—3); A. C. Sagel (also bin ich dem kohlenlosen Montag dankbar.) (6—3); H. Zimmermann (6—3); Frieda Zimmermann (6—3); Namenlos (3—2); Fr. Emma Pabst (6—3); F. H. Roetzler (6—3); E. J. C. Fischer (Sie sind ein Künstler im „Blizzardzeichnen".) (4—3); C. E. Windler (6—3); J. Kroeger (5—2).

Otto Kaiser (4—3); Oskar Arnold (6—3); Jacob Boresch (3—3); Fr. M. Katz (und bald kommen Schneeglöckchen! Nein, nicht von mir.) (6—3); Frieda Woerner (2—3); Margaretha Löwenstein (Sie hatten recht geraten, daß 5 richtig geraten waren!) (5—3); Frances Akermann (2—2); Mathias Straka (4—3); Fr. Anna Pinnow (6—3); Lina Felsch (5—2); Max Maurer (4—3); Wm. Deubel (4—3); Herman Kornrumpf (6—3); Fr. Hedwig Brachetti (5—3; Fr. Minna Nissen (Haben Sie auch Ihre Karte bekommen und eingeschickt?) (4—3); Fr. Auguste Lehmann (5—3); F. Paulmann (5—3); Karl Manshaupt (4—3); Geo. Geerdts (5—3); Selma Zellenberger (4—3); Fr. A. Gnadle (6—3); T. C. Nickel (4—3); Fritz Altner (5—3); Pauline Benkwitz (6—3); Arno Maurer (6—3); Fr. A. Walter (5—3); Emil Weissig (6—3); Fr. Adolphine Hensel (6—3); R. Hartman (6—3); Marie Christiaans (nicht der Name tut es, sondern das Herz, und das bleibt treu!) (5—2); M. Raecke (5—2); Paul Krauß (ja wir sind hier im Norden wieder „in Ordnung".) (5—3); Max Sonnenschein (6—3); Fr. E. Richter (3—2); Fr. M. Schadt (6—3); Fr. Martha Rogge (6—3); F. W. Heinke (6—3); Fritz Joch (6—3); Ernst Ganser (1—0); J. Leiser (Nr. 52 war doch zu schlimm; allerdings sind R. Basen schlimm genug.) (4—3); Carl Chaske (5—2); Fr. L. Kofsky (3—2); C. W. Schwarz (6—3); Peter Kommer (auch der Onkel freute sich darüber.) (3—3); Fr. R. Stuke (4—3); Marie Wolff (5—3); Fr. Käthe Schmidhofer (noch gerade 10 Minuten vor Toresschluß!) (5—3); Fr. Emilie Joch (6—3).

Prämien gewannen:

Nr. 6150 — 67 Lose — Nr. 3. Julius Fordamand, 1308 Washington Blvd.
Nr. 6151 — 65 Lose — Nr. 39. Karl Manshaupt, 4951 Augusta Str.
Nr. 6152 — 69 Lose — Nr. 8. Frank Dschatz, 7321 St. Lawrence Ave.
Nr. 6153 — 58 Lose — Nr. 41. Pauline Benkwitz, 1536 Otto Str.
Nr. 6154 — 71 Lose — Nr. 12. Frl. Lydia Arey, 1839 Bissell Str.
Nr. 6155 — 47 Lose — Nr. 45. Carl Chaske, 1007 N. Ashland Ave.

Gelehrtensprache.

Professor (der schon öfters schlechte Milch zum Morgenkaffee erhalten): „Die Milch, mein lieber Herr Wirth, ist überhaupt der dunkelste Punkt in Ihrem Kaffee...!"

Neues Maß.

„Wünschen Herr Commerzienrath den Ueberzieher wieder so lang wie den alten?"

„Nein! Machen Se ihn zwei bis drei Coupon-Breiten länger!"

— Sehr nobel. — Chef (in einer Ansprache an sein Personal): „Die große Freude an dem selten schönen Ereigniß des hundertjährigen Bestehens meiner Firma veranlaßt mich denn auch, sämmtliche Herren, welche seit der Gründung in meinem Hause tätig sind, mit einer Gehaltsaufbesserung zu bedenken!"

Der Stammtisch.

Von Albert Weiße.

Quabbe: .....Und nun hören Sie doch auch endlich auf, über Ihre angefrorene Nase zu jammern, liebes Gottlieb! Selbst wenn Sie eine zweite Nase, oder wie Freund Lehmann, Junge von seiner alten, im Gesicht hätten, würde Ihnen Ihre Olfactory (Riechorgan) schwerlich noch im Februar einfrieren. Mit dem dicksten Ende des Winters sind wir ja glücklich durch! Februar ist da! Wie lange kann es, selbst wenn der Wettermann sein Schlimmstes versucht, da noch dauern, bis die Robins kommen und die Mailüfterle weh'n!

Grieshuber: Sie unterschätzen die Unbilden, die uns der jetzt beginnende Monat noch bringen mag, ganz gewaltig. Der Februar ist ein schlimmer Gesell. Selbst die kulturrückständigsten Bauern wissen es. In vielen Dorfschenken meiner westpreußischen Heimat findet man ein Bild an der Wand, auf dem der scheidende Monat Januar seinem Winterkollegen Februar bei seinem Dienstantritt folgendes Kompliment macht: „Hätt' ich gekonnt, wie Du — ich hätt' erfrieren lassen das Kalb in der Kuh!"

Lehmann: Trotz die unbegrenzten Möglichkeiten in dieses Land kann die Kälte im Februar unmöglich so jroß werden, det die Kälber in die Küh verfrieren dun. Det wäre ja jräßlich, janz besonders bei die heutige Fleisch-, Milch- un sonstige Rindviech-Knappheit. Aus ein in 'n Mutterleib erfrorenes Kalb wird nie nich 'ne Milchkuh, un' 'n fetter Mastochse erst recht nich'!

Charlie: Schäm' Dich, August. Uebrigens, den höchsten Rekord an Kälte wird wohl in diesem Winter der Januar seinem als schlimmer verschrieenen Nachfolger Februar vorweggenommen haben. Der Patrolman an diesem „Beat" erzählte mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit eines Tages vor etwa zwei Wochen, daß in der vorhergehenden Nacht sämmtlichen Koppers, die auf der Station in Reserve liegen und schlafen, der Whisky in den Schnapsbuddeln unter dem Kopfkissen eingefroren sei.

Grieshuber: Interessanter, und vielleicht der Wahrscheinlichkeit näher kommend hätte Deine Fabel gelautet, wenn Du einem Temperenzpfaffen die eingefrorene Schnapsflasche während einer sogenannten „Andachtsübung" in die hintere Hosentasche geschoben hättest. Bei Leuten, die wie wir die Muckergesellschaft aus dem ff kennen, wärest Du auf keinen Unglauben gestoßen. Wir Alle wissen ja, daß nicht bloß in Euren Kneipen, in denen dem Teufel Alkohol sehr gegen den Wunsch des Dr. Garfield am Montag Opfer gebracht werden, sondern auch an den Stätten, wo den in die Klauen dieses Satans gefallenen Sündern die Hölle heiß gemacht wird, oft wegen Kohlenmangels bittere Kälte herrscht.

Charlie: Als loyaler Bürger befolge ich, wie Ihr wißt, die Gesetze des Landes gewissenhaft, und komme den Wünschen der Administration ohne Murren nach. Von Sonntag 12 Uhr 1 Minute bis 5 Uhr Dienstag früh sind meine Saloontüren hermetisch verschlossen, und meine Giftbude bleibt während der ganzen Zeit dunkel wie das Grab und kalt wie ein Eiskeller. Abgesehen von meiner Loyalität hält mich die Rücksicht auf meine Gesundheit ab, den wöchentlichen Extrafeiertag für die Geschäftswelt zu entheiligen; bin ich doch keiner von den Schnapswirten, die häufig von Räubern in die Eisbox eingesperrt und solchergestalt an sibirische Kälte gewöhnt worden sind. Ich würde mir also bei der illoyalen Ausübung meines Berufs wahrscheinlich eine schwere Erkältung zuziehen und mir beim Herumtappen in der Dunkelheit vielleicht sogar Hals und Beine brechen.

Kulicke: Als Saluhnkiehper hast Du iesig zu tahken...Wenn Du am Mondäh Dein Dschoint (Spelunke) klohst, macht es keine Differenz for Dein Bißniß. Deine Kostümers versaufen ännihau ihr Geld bei Dir, ob in fünf oder sechs Tagen, ist ganz immateriell. Different ist es aber mit die Piepels, wo for Wädsches schaffen. Der „workleß" Mondäh ist ännihau ein hewwiger (heavy) Loß for ihnen...und for diesen Riesen kicken viele wie hell gegen diesen payleß und workleß hallidäh.

Charlie: Am lautesten werden wohl diejenigen Lohnarbeiter gegen diesen ihnen jetzt aufgezwungenen Ruhetag protestiren, die bisher gewohnheitsmäßig den zweiten Tag in der Woche als „blauen Montag" feierten, wenn sie auch gerade nicht ganz so faule Individuen sind, wie der Hobojack da auf der Eisbox am Ofen. Der Lump hat seit 27 Jahren weder am Montag noch an einem anderen Tage eine richtige Tagesarbeit getan. Das Ausfegen meines Lokals und die Reinigung der Spucknäpfe war immer die „Limit" seiner Anstrengungen; nichtsdestoweniger märkirt er jetzt die sittliche Entrüstung darüber, daß ihm der Kohlendiktator durch sein Dekret die Möglichkeit, am Montag zu arbeiten, abgeschnitten hat.

Quabbe: Lieber Charlie, Sie tun Unrecht, an ihrem arbeitsscheuen Aushilfsknecht das Maß für den amerikanischen Durchschnittsarbeiter zu nehmen. Der Hobobill kann höchstens als Antithesis zum amerikanischen Arbeitsgeiste in Betracht kommen. Die Arbeit und der Lohn dafür ist das A und O im Leben des amerikanischen Arbeiters, und wenn ihm Beides, wie jetzt, durch den Ukas des Dr. Garfield auch nur auf einen Tag in der Woche entzogen wird, so ist es nur natürlich, daß er, ohne der Notwendigkeit einer solchen Beschränkung Rechnung zu tragen, verstimmt wird und solcher Verstimmung durch Protestiren Ausdruck verleiht.

Lehmann: Recht bedauerhaft is et vom Arbeiter-Jesichtswinkel aus, det dieser Februar nur 18 Tage hat, wo sie schaffen un 10 Tage hat, wo sie blau machen müssen, nämlich an vier kirchliche Sabbathe, vier blaue Montage un' an Washington's un' Lincoln's Jeburtstaje.

Kulicke: Ich wunder, wo die Expreschen „Bluh Mondäh" herkommt.

Lehmann: Trotz meine jediejene Kenntnisse in die sprachliche Erforschungs-Wissenschaft kann ick Dich det nich verraten! .... Dafor will ick Dich aber an diesen „blauen Montag" anschaulich un' bejreiflich machen, wie ooch in die Arbeiterverhältnisse der wechselnde Zeitjeist Veränderungen und Wandlungen schafft! Wer in's mehr oder wenijer jraue Mittelalter am Montag blau machte, wurde von die Obrigkeit hart dafor bestraft; zu die aufjeklärteren Zeiten der Jewerbefreiheit, wo Du als fechtender Schneiderjeselle durch die Lande strichst, war det Feiern von'n blauen Montag die Arbeiter weder verboten, noch erlaubt, also sozusajen un' jewissermaßen die reenste Jeschmacksache. Der jetzige blaue Montag aber, wo vom Krieje jezeugt un' von die Kohlenknappheit als „Neun-Wochen-Kind" zur Welt jebracht is, is 'ne Notdurftsmaßrejel, wo die Arbeiter zwingt, am Montag uff ihr Menschenrecht uff Arbeit zu verzichten, un' die Hände, wenn ooch mit tränenden Oojen, in den Schooß zu lejen! — Wehe, wehe, dreimal wehe!

Charlie: Vergieß doch keine Krokodilstränen, Du Heuchler; Du kannst noch mit viel mehr als zehn arbeitslosen Tagen im Monat sehr gut fertig werden! Während Du in der Oeffentlichkeit, d. h. in der Spelunke beim Charlie drüben über die aufgedrungenen Feiertage räsonnirst, singst Du im Geheimen, d. h. wenn Dich die Mrs. Lehmann nicht hört: „Ach, wenn doch alle Tag Montag wär! Dann dünkt ich mich reich auch als Proletariär!"

Grieshuber: Ich gehe noch weiter in der Beurteilung dieses arbeitsscheuen Pharisäers. Ich bin überzeugt, daß August, wenn's auch gar nicht Not tut, ganz ohne Arbeit leben kann!

Lehmann: Bei Jott und die durch den Krieg janz aus dem Konzept jekommene Weltordnung is heutzutag kein Ding nich unmöglich. Wenn es dem Oberfuttermeister unserer Nation uff dem innjeschlajenen Weje der allmälijen Futterverkürzung fortfahrend, jelingen sollt', uns pöh-a-pöh det Essen janz abzujewöhnen, wird et for mir un' ooch for jeden andern arbeitswütijen Zeitjenossen kein Kunststück nich mehr sind, ohne jede Arbeit auszukommen.

Charlie: Du stichelst schon wieder. Halts Maul! Oder willst Du Dich mit Gewalt in Trubel bringen? Die Nahrungsmittel-Verwaltung ist ein integrirender Teil unserer Administration, und als solche geschützt gegen alle Kritik Unberufener. Was sie tut „ist wohlgetan". Das ist nicht graue Theorie; das ist eine durch die Praxis bestätigte erfreuliche Tatsache! — Ohne des trefflichen Hoover und seiner Assistenten unermüdliche Arbeit würden wir heute große Löcher ins Hungertuch nagen, während uns die Lebensmittel-Wucherer ungestraft und sogar mit höllischem Vergnügen das Fell über die Ohren ziehen dürften. Daß Hoover nicht unfehlbar ist, und bei dem ungeheuer komplizirten Geschäft für die Ernährung von Abermillionen von Menschen zu sorgen, bisweilen einen Mißgriff macht, und daß er auch jetzt, noch dazu mitten im Winter, keine Kartoffeln aus der Erde stampfen oder sich kein Weizenfeld auf der flachen Hand wachsen lassen kann, versteht sich am Rande. Aber trotzdem Hut ab vor Hoover, und in die Wolfsschlucht mit Denen, die ihm durch Bekrittelung und Bemängelung seiner Herkules-Arbeit, oder Widerhaarigkeit oder Lässigkeit in Befolgung seiner Anordnungen einen Stein auf seinen Weg zu rollen versuchen! —

Kulicke: Was meine Sister-in-Lah ist, die Drugstorewittwe, die hat in die Päpers genotiest, daß die Piepels viel mehr noch gegen den Kohlendiktäter Garfield, wie gegen den Fuhtdiktäter Hoover kicken.

Charlie: Mach' Deine geehrte Apotheken-Schwägerin darauf aufmerksam, daß der große Menschenkenner Goethe schon vor mehr als hundert Jahren den Ausspruch getan hat: „Das Volk bleibt ewig kindisch." — Unser Volk bildet keine erfreuliche Ausnahme von dieser betrüblichen Regel. Geradezu kindisch ist es, von dem Kohlenverwalter Unmögliches zu verlangen und ihm die ganze Schuld an den Shortcomings bei der Kohlenversorgung des Landes in die Schuhe zu schieben. Kann er den Stürmen gebieten zu schweigen? Kann er die Erde heißen, ihren Schoß aufzutun und ihre Schätze an schwarzen Diamanten automatisch auszuspeien? Kann er die hunderttausende von Eisenbahnwagen, die zum Abrollen der Kohlen benötigt sind, aus den Wolken herabordern?

Lehmann (schnell einfallend): Nee, det kann kein Mensch natürlich nich, selbst wenn er ein Kohlen-Diktator und verflossener Professor der höheren Viehzucht un' Wertschaftslehre is. Wat er aber hätte tun können: er hätte sich bei seine Anordnungen von wejen den kalten Montag jrößere Unparteilichkeit befleißijen sollen! Wie kam er dazu, 'nen Unterschied zwischen die Balbiere, wo ihre Kunden in ihre eijene Buden abkratzen, un die, wo ihr Verschönerungs-Geschäft in die Hotels besorgen, zu machen?

Grieshuber: Hat er denn das getan?

Lehmann: Na, un ob! Im Hotel-Barbershop sind 68 Jrad Verfahrenheit (Quabbe: Sie meinen: Fahrenheit) erloobt, während in alle Privat-Enthaarungsgeschäfte ooch nich einmal ein Bruchteil von einen einzijen Jrad Wärme jestattet is! Wo bleibt da die Moral?

Quabbe: Die Moral von der Geschichte wird wohl die sein: Dr. Garfield hat bei seinen vielen Reisen am eigenen Fleische die Erfahrung gemacht, daß jeder Gast im Hotel auf die schändlichste Weise von den Bartkratzern über den Löffel barbiert wird.

Lehmann (schnell einfallend): Ach so! Nu versteh' ick.. Die anjenehme Wärme soll ihn über den Schmerz bei der Operation an seinen Jeldbeutel hinwegtäuschen!

Alle: Au! Au! Au!

Charlie: Das tut's, tut's vollständig! (zum Hobobill) Heut ist nicht Montag! Spring hinter die Bar — und bring den Herrn die Karten! —

Vortragsreise:

Franz Sigel wird über die „Freunde deutscher Demokratie" sprechen.

Franz Sigel, der Präsident der „Freunde deutscher Demokratie", der Vereinigung, welche dem deutschen Volke helfen will, in Deutschland eine demokratische Regierung zu schaffen, wird Mitte Februar eine Vortragsreise durch das Land antreten. Er ist ein Sohn des durch die Volkskämpfe von 1848—49 in Deutschland und durch den amerikanischen Bürgerkrieg berühmt gewordenen Generals Franz Sigel und gedenkt die Wahrheit über die Kriegsziele Amerikas zu verbreiten, sowie der Vereinigung die Mitwirkung aller zu sichern, welche die von den „Freunden deutscher Demokratie" gestellten Ziele begünstigen.

Herr Sigel will berichten über das, was die Organisation bis jetzt erreicht hat, und über ihre Pläne für die Zukunft. Zu diesen gehört die Abfassung von Flugblättern, in denen die wirklichen Ursachen des Eintritts der Vereinigten Staaten in den Krieg, und die Missetaten der deutschen herrschenden Gewalten dem deutschen Volke zugänglich und klar gemacht werden sollen, u. a. durch Abwerfen der Flugblätter von Flugzeugen auf deutschen Boden. Der Redner wird 45 Städte im Osten und Mittelwesten, darunter auch Chicago, Milwaukee, Sheboggan, St. Paul, Minneapolis, Sioux City, Omaha, Belleville, Peoria, Decatur, Terre Haute, Indianapolis u. s. w. besuchen.

Die Gesellschaft „Freunde deutscher Demokratie" hat ihr Hauptquartier im Gebäude 32 Union Square, New York, und Zweige in den größeren Städten des Landes. Ihr Zweck ist Förderung der Sache der Demokratie dadurch, daß dem deutschen Volke geholfen wird, in Deutschland eine dem Volke verantwortliche Regierung zu schaffen. Die Mitgliedschaft setzt sich aus amerikanischen Bürgern von deutscher Geburt oder Abstammung und Anderen zusammen, welche mit den Zielen der Gesellschaft sympathisiren. Alle Mitglieder müssen für eine kräftige Betreibung des Krieges eintreten, bis die Ziele der Bundesregierung erreicht sind. Herr Sigel ist Präsident des nationalen Vollzugsausschusses, die anderen Beamten sind Frederick L. Hoffman, Vizepräsident; Dr. Frank Bohn, Sekretär; Julius Koettgen, Hilfssekretär; Dr. S. Adolphus Knopf; Herbert Welsh, und William Sleicher, Schatzmeister.

Börsennotirungen.

Chicago, den 2. Februar 1918.

Nachstehend die heutigen Notirungen an der Getreidebörse:

	Offen	Niedrigst	11 Vorm.	Schluß
Mais—				
März	$ —	$ —	$ —	$1.26¾
Mai	1.25⅛	1.24½-⅝	1.24½-⅝	1.24¾
[illegible]				
März	.82⅞	.81⅞	.81⅞	.81¼
Mai	.80⅛	.78⅞	.78⅞	.79
[illegible]				
Mai	—	—	—	46.77
[illegible]				
Mai	25.52	25.40	25.47	25.52
[illegible]				
Mai	24.65	24.55	24.57	24.62

Produkten-Börse.

Wochenbericht.

Die Preiserhöhung verschiedener Mehlsorten war wohl das bedeutungsvollste Ereignis, das die täglichen Marktberichte der vergangenen Woche aufwiesen, besonders Roggen- und Gerstenmehl unterstanden derselben. In die Höhe gegangen sind außerdem die Preise für Rind- und Schweinefleisch, während Kalbsfleisch fest blieb. Käse ging in die Höhe, ebenso auch die Preise für Hühner, lebend wie geschlachtet. Ein kleines Nachlassen der Notirungen ist auf dem Kartoffelmarkt zu konstatiren, doch ist keine Aussicht auf „billige" Kartoffeln.

Die Zufuhr steht im Allgemeinen hinter derjenigen der Vorwoche zurück, wie die nachfolgende Tabelle ausweist:

	diese Woche	letzte Woche	entspr. Woche des Vorjahres	
Butter	34,593	45,307	38,158	Kübel
Käse	2,554,000	1,440,000	2,419,000	Pfund
Eier	5,735	7,082	22,394	Kisten
Geflügel	850	1,250	—	Lattenkisten
Kartoffeln	141	182	185	Waggonladungen

Die folgenden Preise gelten für den Großhandel. Beim Einkauf kleinerer Quantitäten sind die Preise etwas höher.

Für Bäcker und Zuckerbäcker.

(Notirungen und Bericht von W. H. Jahn Co., 130 Nord Franklin Straße.)

Kakao .... $0.18 —0.22
Starke Nachfrage, doch Preise steig. 20% gut losbar, wie oben geringere Grade billig nach Butterfettgehalt. Preise steigend wegen geringer Vorräte an Kühlwaare und frischem Material.
Gelatine .... 0.08 —1.05
Gute, eßbare Waare sehr wenig offerirt. Importirte abgeschnitten. Vor Schluß der Saison droht Mangel an Waare einzutreten.
Japanische Gelatine (Agar-Agar)—
Nr. 1 .... 0.62
Nr. 2 .... 0.58
Nr. 3 .... 0.40
Getrocknete Eier 0.75
Nur Eiweiß 1.05
Gummi — Arabischer .... 0.32½—0.50
Tragantb, für Icecreampowder .... 1.75 —2.40
„Icecreampowder" .... 0.25 —0.30
„Maple"-Zucker (kanadisch) .... 0.25 —0.26
Milchstreupulver 0.24½
(Die Ernte ist ausverkauft.) (Viele Export-Orders.)
Reismehl .... 0.08 —0.09
Große Nachfrage.

Zucker.

Standzucker, Stand. 100 Pfd. 7.72½
Granulirt, 100 Pfund 7.72½
Rübenzucker, 100 Pfund 7.72½

Molkerei-Produkte.

Butter.

(Notirungen von Bahne & Low, 159 West South Water Straße.)

„Creamery", extra, das Pfund 0.49
„Extra Firsts", das Pfund .... 0.48 —0.48½
„Firsts", das Pfund .... 0.45 —0.47½
„Seconds", das Pfund .... 0.41 —0.44
Packwaare, das Pfund .... 0.37 —0.37½
„Ladles", das Pfund .... 0.39 —0.40

Käse.

(Notirungen von der Käsebörse.)

„Cheddars", das Pfund .... 0.26 —0.26½
Rahmkäse, „Twins", das Pfd. .... 0.26 —0.26½
„Young America", das Pfund 0.28
„Daisies", das Pfund .... 0.27 —0.27½
„Brick", das Pfund 0.26½
„Long Horns", das Pfund .... 0.28 —0.28½
Schweizer, rund (neu) Pfund .... 0.43 —0.45
do., (Block), neu, Pfund .... 0.33 —0.34
Limburger, 2 Pfd.-Stücke, Pfd. .... 0.28 —0.29
do., 1 Pfund-Stücke .... 0.29 —0.30

Eier.

(Notirungen von Bahne & Low, 159 West South Water Straße.)

„Fresh Firsts", das Dutzend 0.61½
„Ordinary Firsts", das Dtz. .... 0.58 —0.60
Gemischte Waaren, Kisten eingeschlossen, das Dutzend .... 0.55 —0.60
„Dirties", das Dutzend .... 0.44 —0.45
„Checks", das Dutzend .... 0.32 —0.33
(Eier für Grocers ungefähr 2c höher.)
Kühlhauseier
das Dutzend .... 0.43 —0.44½

Geflügel und Fleisch.

Geflügel (lebend)

(Notirungen von Jepsen & Murmann, 226 West South Water Straße.)
(Die Preise gelten nur für fünf Lattenkisten oder mehr, einzelne Lattenkisten ½ Cent das Pfund höher.)

Hühner, das Pfund 0.27
„Springs", das Pfund 0.26
Truthühner, lebend, das Pfd. 0.28
Hähne, das Pfund 0.19
Enten, das Pfund .... 0.25 —0.26
Indian Runner Enten, d. Pfd. 0.24
Gänse, das Pfund .... 0.23 —0.24
Perlhühner, das Dutzend 3.50
Alte Tauben, lebend, Dutzend 1.25
„Squabs", lebend, Dutzend 1.75
do., zugerichtet, Dutzend .... 2.00 —3.00
Kleine, magere weniger.
(Zur Notiz für Geflügelsender! — Nur gute, fleischige Tiere sind hier verkäuflich.)

Geflügel (zugerichtet).

Hühner, das Pfund .... 0.28 —0.30
Truthühner, das Pfund .... 0.33 —0.34
Enten, das Pfund .... 0.29 —0.30
Gänse, das Pfund .... 0.25 —0.26

Rindfleisch (zugerichtet)

Rippen, Nr. 1, das Pfund ...$ 0.28
do., Nr. 2, das Pfund 0.20
do., Nr. 3, das Pfund 0.14
„Loins", Nr. 1, das Pfund 0.35
do., Nr. 2, das Pfund 0.22
do., Nr. 3, das Pfund 0.15
„Rounds", Nr. 1, das Pfund 0.18
do., Nr. 2, das Pfund 0.16
do., Nr. 3, das Pfund 0.14
„Chucks", Nr. 1, das Pfund 0.17
do., Nr. 2, das Pfund 0.16
do., Nr. 3, das Pfund 0.14
„Plates", Nr. 1, das Pfund 0.16
do., Nr. 2, das Pfund 0.14
do., Nr. 3, das Pfund 0.12

Schweine (zugerichtet)

Gesalzen, das Faß .... 47.50 —48.00
Schmalz, 100 Pfund 25.40
Rippen, das Pfund .... 0.24½—0.25
„Plates", das Pfund .... 0.23½—0.25¼
Schenkel, das Pfund .... 0.24½—0.25¾
Speck, das Pfund .... 0.24½—0.35
Schultern, das Pfund .... 0.27½—0.28

Kälber (geschlachtet)

(Notirungen von Jepsen & Murmann, 226 West South Water Straße.)

50— 60 Pfd. Gewicht, Pfd. .... 0.15 —0.16
60— 70 Pfd. Gewicht, Pfd. .... 0.16 —0.17
70— 80 Pfd. Gewicht, Pfd. .... 0.17 —0.18
90—120 Pfd. Gewicht (ausgesucht), das Pfund .... 0.18 —0.19

Beeren.

Erdbeeren, California, Pints 0.25
do., Florida, Quarts .... 0.60 —0.65

Südfrüchte.

(Notirungen von George F. Grimm & Co., 179—181 West South Water Straße.)

Apfelsinen, California Navels, die Kiste zu .... 5.50 —6.00
do., Florida, die Kiste .... 4.50 —4.75
Zitronen (240), die Kiste 6.50
do. (420), die Kiste 6.00
Grape Fruit, Florida, Kiste .... 3.50 —4.25

Frisches Obst.

Aepfel usw.

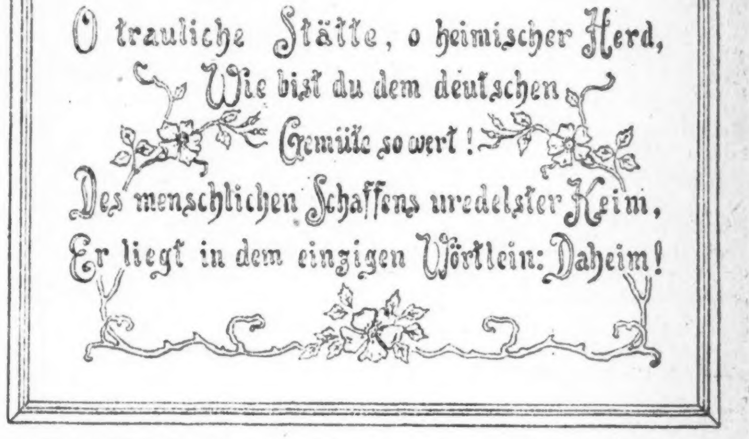
(Notirungen von George F. Grimm & Co., 179—181 West South Water Straße.)

Northern Spies, das Faß .... 5.50 —6.00
York Imperials, das Faß .... 5.00 —5.50
Willow Twigs, das Faß .... 4.50 —5.00
Baldwins, das Faß .... 5.00 —5.25
Golden Russets, das Faß .... 5.00 —5.50
Kings, das Faß .... 5.50 —6.00
Talman Sweets, das Faß .... 4.50 —5.00
Jonathans, das Faß .... 5.50 —5.75
Greenings, das Faß .... 6.00 —6.50
Ben Davis, das Faß .... 3.75 —4.25
Kochäpfel, das Faß .... 2.50 —3.50
Westliche, in Kisten—
Spitzenberg .... 2.00 —2.50
Delicious .... 2.25 —3.00

Nüsse.

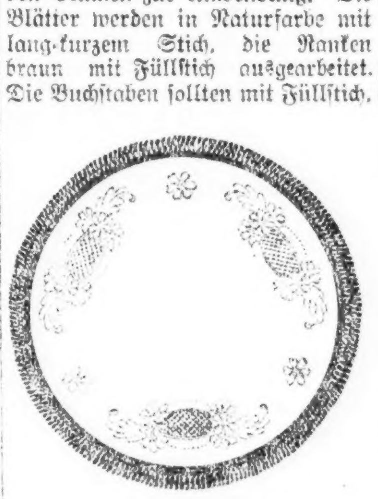
Hickory, das Pfund .... 0.02½—0.03

Stickmuster.



Zwei Muster für Wandsprüche oder Kissen mit hübschen Sprüchen. Lang-kurzer Stich, rosa, und französische Knoten, grün kommen bei den Blumen zur Anwendung. Die Blätter werden in Naturfarbe mit lang-kurzem Stich, die Ranken braun mit Füllstich ausgearbeitet. Die Buchstaben sollten mit Füllstich, sonst mit Stilstich bearbeitet werden.

Die Stickmuster, Nr. 1060 und 1060a (letzteres mit den Worten: „O trauliche Stätte" anfangend), 18 bei 27 Zoll groß, sind auf lohfarbigem Kunstlinnen vorgedruckt und kosten einzeln 60 Cents.



Eine Tischdecke, die mit Stil-, lang-kurzem Stich und französischen Knoten in rosa, gelb und verschiedenen Schattirungen von grün auszuarbeiten ist.

Das Stickmuster Nr. 1294, 36 Zoll groß, kostet mit dem zur Ausarbeitung erforderlichen Zubehör 85 Cents.

Man bekommt diese Stickmuster in der Stickmuster-Abteilung der „Abendpost", 225 W. Washington Str. Bei Postbestellungen wolle man 5 Cents für Porto beifügen. Checks und Money Orders sollten an „The Abendpost Co." ausgestellt werden.

Frisches Gemüse.

(Notirungen von George F. Grimm & Co., 179—181 West South Water Straße.)

Artischoken, die Kiste 4.50
Blumenkohl, Cafe .... 1.35 —1.50
Gurken, Streator, extra .... 2.75 —3.00
do., Florida, Dutzend .... 1.50 —1.75
Karrotten, das Faß .... 3.00 —3.50
do., do., der Sack 0.75
Knoblauch, Louisiana, Strang .... 0.25 —0.30
Kraut, Wisconsin, das Faß 4.00
do., neues Florida, Hamper .... 1.75 —2.25
Meerrettig, Dutzend Wurzeln 0.70
Pastinaken, der Sack 0.75
Petersilie, Louisiana, Faß 4.50
do., krause, das Faß .... 5.00 —5.50
Pfeffer, Crate .... 3.50 —4.00
Pilze, Minnesota, Pfund 0.35
do., hiesige, das Pfund 0.70
Radieschen, Jll., Dtd. Bündel 0.40
Rhabarber, 20 Pfund Kübel .... 1.50 —1.75
do., Bündel .... 0.35 —0.40
Rosenkohl, große Trommel .... 10.00 —12.00
do., das Quart .... 0.14 —0.15
Rüben, rote, das Faß .... 4.50 —5.00
do., heimische, der Sack 0.75
Salat, Kopf—
Florida, Hamper .... 1.75 —2.00
Iceberg, Crate .... 2.00 —2.25
Endivien, das Faß .... 4.50 —5.00
do., französischer, Pfund 0.20
Eskarol, das Faß .... 4.50 —5.00
Blattsalat, die Kiste .... 0.22½—0.25
Schalotten, das Faß .... 3.00 —3.50
Schnittbohnen, grüne, Hamper .... 7.00 —7.50
do., gelbe, do. .... 6.00 —6.50
Sellerie, Michigan .... 1.25 —1.40
Spinat, das Faß 9.00
Squash, das Faß .... 2.00 —2.25
Tomaten, Cuba .... 2.00 —2.50
Turnips, das Faß .... 5.50 —6.00
do., der Sack 0.90
Zwiebeln, Jll., Sack 70 Pfd. 1.40
do., Ohio, Sack 100 Pfund .... 2.25 —2.50
do., California, gelbe .... 2.25 —2.50
do., do., weiße .... 2.50 —2.75

Süßkartoffeln.

Illinois, Hamper .... 2.25 —2.40

Kartoffeln.

(A. Starks Co., 192 N. Clark Str.)
(Die Preise gelten nur bei Abnahme von Waggonladungen.)

Minnesota, Wisconsin, Dakota, per 100 Pfund .... 1.90 —2.15
Westliche, per 100 Pfund .... 2.00 —2.20

Getreide, Mehl u. Heu.

(Baarpreise.)

Winterweizen—(Regierungspreise)—
Nr. 1, hart 2.20
Nr. 2, do. 2.17
Nr. 1, rot 2.20
Nr. 2, do. 2.17
Sommerweizen—
Nr. 1, nördlicher 2.20
Nr. 2, do. 2.17
Nr. 3, do. 1.75
Mais—
Nr. 5, gemischt .... 1.50 —1.58
Nr. 6, do. .... 1.38 —1.55
Nr. 4, gelb .... 1.65 —1.70
Nr. 5, do. .... 1.50 —1.62
Nr. 6, do. .... 1.40 —1.55
Nr. 5, weiß .... 1.50 —1.65
Nr. 6, do. .... 1.35 —1.63
Zufuhr—
Weizen .... 4,000; Mais 108,000
Verschiffung—
Weizen .... 1,000; Mais 55,000
Hafer—
Nr. 2, weiß 0.88½
Nr. 3, do. .... 0.86¾—0.88½
Nr. 4, do. .... 0.86¼—0.86½
„Standard" .... 0.88 —0.89
Gerste—
Malz .... 1.60 —1.75
Futter .... 1.40 —1.52
„Screenings" .... 0.90 —1.25
Roggen—
Nr. 2 .... 2.15
Mehl—
Winter 10.75
Frühjahr .... 10.75 —11.00
Gemischt 12.25
Roggen 11.75
do., dunkel .... 11.00 —11.15
Gerste .... 11.00 —11.45
Mais .... 10.35 —10.45
Kleie, die Tonne .... 35.00 —38.00
Heu (Verkauf auf den Geleisen)—
Timothy, hochfein .... 29.00 —30.00
do., Nr. 1 .... 28.00 —29.00
do., Nr. 2 .... 27.00 —28.00
do., Nr. 3 .... 25.00 —26.00
Kansas, Oklahoma und Missouri Prairie .... 24.00 —25.00
do., Nr. 1 .... 22.00 —24.00
do., Nr. 2 .... 20.00 —22.00
do., Nr. 3 .... 18.00 —20.00
Illinois, Indiana, Wisconsin—
Futter .... 16.00 —19.00
Packheu .... 13.00 —15.00
Stroh—
Roggen .... 12.00 —13.00
Hafer .... 11.50 —12.00
Weizen .... 10.50 —11.00
Kleesamen, „Kash Lots" .... 24.00 —31.00
Timothysamen, „Country Lots" .... 5.00 —8.25
Flachs—
Duluth .... 3.53½—3.64½

Oel, Harz und Alkohol.

(Preise vom Paint, Oil and Varnish Club, 900 West 18. Straße.)

Standard, weiß, 175 ....$ 0.20½
Naphtha 0.20½
Red Crown Gasolin 0.21
Winteröl, schwarz .... 0.13 —0.14
Leinsamenöl, roh, im Faß 1.35
do., gereinigt, do. 1.36
Terpentin, im Faß, Gallone 0.56
Reines Bleiweiß, in 100 Pfd. Fässern, das Faß 11.50
Kleinere Quantitäten, das Faß .... 1.60 —6.00
Extra Qual. Gilders' Whiting, in Fässern, 100 Pfund .... 2.00 —3.00
New Yorker Gyps, 1 bis 4 Fässer, das Faß .... 2.50 —3.50
Schellack, orangefarben 3.25
do., weiß 3.50
Denatur. Alkohol, 190-grad 0.80

Schlachtvieh.

Rinder (per 100 Pfund)—
Gute bis ausgew. Ochsen .... 13.10 —14.15
Mittlere bis gute .... 9.60 —13.00
Jährlinge .... 10.50 —13.75
Fette Kühe und Rinder .... 7.75 —11.50
Bullen .... 6.85 —10.35
Kälber .... 9.75 —16.00
Schweine (per 100 Pfund)—
Im Durchschnitt .... 16.15 —16.45
Schwere Fleischerwaare .... 16.30 —16.50
Leichte Fleischerwaare .... 16.20 —16.50
Leichte Speckwaare .... 15.90 —16.35
Schwere Packwaare (260 bis 400 Pfund) .... 16.10 —16.40
Gemischte, do., 200—250 Pfund .... 16.10 —16.35
Ferkel, mindere bis beste .... 13.25 —15.25
Schafe (per 100 Pfund)—
Lämmer, gew. bis beste .... 15.00 —17.75
do., geringere Sorten .... 14.00 —15.25
Jährlinge .... 12.75 —15.50
Wethers, geringe bis beste .... 12.50 —13.70
Ewes, geringe bis beste .... 7.50 —13.00
Böcke .... 8.50 —10.00

Bauerlaubnißscheine.

wurden ausgestellt für:

427—441 W. Randolph Str., 14-stöck. Backstein-Kühlspeicher; Chicago Union Station Company, $2,500,000.
2133 Lincoln Ave., 2-stöck. Backstein Teppich-Wäscherei; Imperial Dyers and Cleaners, $4500.
738 N. State Straße; 2-stöck. An- und Umbauten; Frau Celia Hoffmann, $12,000.
Calumet-Fluß und 95. Str., Stahl Thaw Haus; Iroquois Iron Co., $6000.
3861—63 Cottage Grove Ave., 2-stöck. Umbau; Wilson Bros., $3600.
N. Clark Str., Backstein Speisehaus; J. R. Thompson, $10,000.

Wöchentliche Briefliste.

Nachfolgendes ist die Liste der im hiesigen Postamt lagernden für Empfänger mit deutschem Namen bestimmten Briefe. Wenn dieselben nicht innerhalb 14 Tagen von obenstehendem Datum angerechnet abgeholt werden, so werden sie nach der „Dead Letter Office" gesandt.

Chicago, den 2. Februar 1918.

3601 Beither Philipp	3622 Lerzen B
3604 Cohen J	3624 Marcus Salomon
3605 Cohen K	3625 Masarik Rudolf
3607 Horsberg Arel	3626 Mattilainen Hilda
3608 Friedberg A	3627 Nachima Meyer
3609 Friedmann M	3628 Nappa Johann
3610 Goodmann M	3631 Remenaar Albert
3613 Haminen John	3633 Sarfe Mollie
3614 Hartroell D C	3636 Schoffer Jake
3615 Hiltunen Fanny	3638 Simon Hans
3616 Jwenoff Franz	3643 Vogel M
3618 Kaminsky J	3644 Weinberg D
3619 Koy Davis	3645 Weiß R
3620 Krenberg M	

— Der Urlaub. — Der Bureaudiener Säbelbein möchte gern acht Tege Urlaub haben. Er geht also zu seinem Chef hinein und bittet darum. — „Ah, das geht nicht!" sagt der Chef. „Sie müssen um den Urlaub schriftlich einkommen!" — „Ich kann fulchene Gesuch nicht machen!" meint Säbelbein. — Der Chef, ein sehr freundlicher Herr, sagt: „Also, so setzen S' Ihnen daher, ich werd' Ihnen das Gesuch diktiren!" Und er diktirt's dem Säbelbein. Eine halbe Stunde lang. „So," sagt er dann, „Jetzt schreiben Sie 's sauber ab, picken S' einen Stempel d'rauf und bringen Sie 's mir dann herein!" — Säbelbein tut, wie befohlen. Der Chef nimmt das Gesuch, liest aufmerksam das selbstdiktirte Urlaubsgesuch durch und sagt dann: „Das ist alles recht schön, lieber Säbelbein aber ich kann Ihnen den Urlaub nicht geben — es ist zu viel zu tun im Geschäfte!"

Telephon: Franklin 5722.

L. KAUFMANN & CO.

Bankgeschäft, 28 S. Fifth Ave., neue Straßen-Benennung 28 Süd Wells Straße, Staats-zeitungs-Building.

Offen täglich von 8:30 bis 5:30, auch Sonntags von 9 bis 12:30 Uhr Mittags.

Russische Banknoten

wie alle anderen Banknoten halten wir stets billigst auf Lager, immer billiger als anderswo; kommt und überzeugt Euch.

Geldanlagen,

erstklassige, 7—9% Zinsen tragende Staats-Stadt-Anleihen, Hypotheken — Geldbonds.

Orders auf **Stocks und Bonds**

an allen Börsen koulantest effektuirt.

Liberty-Bonds

stets gegen Baargeld sofort zu bestem Tagespreise eingelöst.

Kollektionen

überall billigst besorgt.

Darlehen und Vorschüsse

gewährt auf Wertpapiere und Banknoten und Eigentumstitel.

GREENEBAUM SONS BANK AND TRUST COMPANY

Eine Staatsbank

S.-O.-Ecke La Salle und Madison Str.

Aeltestes Bankhaus in Chicago

Gegründet 1855

Kapital und Ueberschuss $2,000,000

Alle Zweige des Bankgeschäfts.

Chicagoer erste Hypotheken und Bonds für Geldanleger

3% Zinsen auf Spareinlagen

Spar-Dept. auf dem Grundflur

Offen Montag Abends bis 8 Uhr.

Check-Kontos erwünscht.

Eröffnet Euer Konto jetzt.

Sicherheits-Gewölbe, Kästen $3 und aufwärts.

29Jl,son*

NORTH AVENUE STATE BANK

NORTH AVE. & LARRABEE ST.

CHICAGO

3% auf Ersparnisse 3%

Gelder, vor oder am 10. eines jeden Monats hinterlegt, ziehen Zinsen vom ersten desselben Monats.

Sicherheits-Gewölbe

Beamte:

Landon Cabell Rose, Präsident.
John T. Emery, Vizepräsident.
Charles E. Schick, Vizepräsident.
Otto G. Roehling, Kassirer.
Victor H. Thiele, Hilfskassirer.

Offen Samstag Abend von 6 bis 9.

1a25jlsonbi*

Foreman Bros. Banking Co.

S.-W.-Ecke LaSalle u. Washington Str.

Check-Kontos erwünscht.
8% Zinsen bezahlt auf Spareinlagen

Grundeigentumsdarlehen

auf verbessertes Chicago Grundeigentum zu den niedrigsten Raten geliehen.

Allgemeines Bankgeschäft

Kapital u. Ueberschuß $2,000,000

lanl4sonmi*

KRAUSE STATE SAVINGS BANK

1341 MILWAUKEE AVE. - NEAR PAULINA.

Kapital und Ueberschuß $350,000.00

Allgemeine Bankgeschäfte.

Die einzige Staatsbank auf der Nordwestseite, die 3 Prozent Zinsen pro Jahr vier mal im Jahre bezahlt (am 1. Januar, 1. April, 1. Juli und 1. Oktober).

Darlehen auf Grundeigentum.

Abends offen Montag und Samstag.

Aelteste Bank an Nordwestseite.

Geld zu verleihen

auf Grundeigentum zu den günstigsten Bedingungen.

Vorzügliche erste Hypotheken zu 5½% und 6% Zinsen stets an Hand.

A. Holinger & Co. (Inc.)

Lumber Exchange Bldg., 11 S. La Salle Str. Telephon Randolph 1191. o15milson*

— Fein parirt. — Zweihandlungsreisende kamen in der Geschäftsunterhaltung etwas in Eifer, ja Erregung, so daß sich der Reisende Neidig zur Bemerkung verstieg: „Bei all Ihren Bestrebungen und Geschäftsmanipulationen erkennt man allenthalben nur das Trachten nach Verdienst, das heißt Geld, während ich und beziehungsweise mein Haus mehr nach Ehre trachten!" — „Ganz richtig," erwiderte gelassen der Reisende Schneidiger: „Es trachtet eben jeder nach dem, das ihm fehlt!"

— Hereingefallen. — Dichterling: Haben Sie das Gedicht auch gelesen, das ich vorige Woche für Sie geschrieben, Fräulein Laura? — Frl. Laura: Gewiß habe ich es gelesen — vor ein paar [illegible]

Aus dem Werdegang einer amerikanischen Großstadt.

In St. Louis begeht man gegenwärtig die Jahrhundertfeier der Ankunft des Bischofs Dubourg. Wie das damalige St. Louis aussah, ergibt sich aus den Schilderungen des Prinzen Bernhard von Weimar, der die Stadt etwas später, im Jahre 1826, besuchte. „Die Stadt besteht aus einer langen, mit dem Strome parallel laufenden Hauptstraße, von welcher mehrere Seitenstraßen nach den hinter der Stadt hinlaufenden Höhen führen", heißt es in den Reiseberichten des Prinzen. „Die meisten Häuser sind neu, von Backsteinen, zwei Etagen hoch; einige wenige aber von Bruchsteinen und andere von Holz und Erde, im Geschmack der spanischen Kolonien und so wie die alten Häuser in New Orleans.

Von öffentlichen Gebäuden, Kirchen, Erziehungsanstalten berichtet der deutsche Reisende hier noch nichts. Doch spricht er von dem Wall, „um die Stadt herum, längs der Anhöhe, der jetzt abgetragen ist", und von den massiven, runden, defensiven Türmen — die auf den Ecken dieses Walls standen — und „von welchen man noch die Mauern sieht." Ebenso fielen ihm die alten Mounds auf, die St. Louis seinen Uebernamen gegeben: „Nördlich von der Stadt stehen sieben in zwei Reihen erbaute Hügel, die Parallelogramme bilden."

Schon zwanzig Jahre später war St. Louis eine ansehnliche Stadt geworden. Das ergibt sich aus den Schilderungen des Wiener Domkapitulars Salzbacher, der St. Louis im Jahre 1842 besuchte. Auf einem Dampfschiff dort angelangt, begab er sich sofort zur Kathedrale. „Sie ist ein schönes und herrliches Gebäude", schreibt der Prälat, der im wundervollen Stephansdom in Wien zu Hause war, „von 136 Fuß Länge, 84 Fuß Breite und 40 Fuß Höhe . . . Der Bau hat bis zu seiner Vollendung $85,000 gekostet." Die Zahl der Kirchen der Stadt, bereits geweiht und im Bau begriffen, gibt Salzbacher mit sieben an; in der ganzen Diözese aber waren es sechsundvierzig! Es bestanden zudem zwei Tag- oder Freischulen für Knaben in St. Louis und eben so viele für Mädchen mit zusammen an die siebenhundert Kindern. Es gab schon Wohltätigkeitsinstitute, darunter ein Waisenhaus, dessen Unterhaltung sich mehrere Vereine zur Aufgabe gemacht hatten.

Seitdem sind nur etwas über fünfundsiebzig Jahre verflossen, schreibt die St. Louiser Amerika. Noch leben Personen, die damals bereits in St. Louis waren, als der Domkapitular zu St. Stephan in Wien nach einem Aufenthalt von vier Tagen Nachmittags am 7. Juni die Stadt mit der Postkutsche verließ, um nach der damaligen Bischofsstadt Vincennes in Indiana zu reisen. Die erstaunlichsten Wandlungen haben sich in dieser kurzen Spanne Zeit vollzogen. Die Entwickelung auf kirchlichem Gebiete war nicht minder bedeutend. Als Salzbacher St. Louis verließ, nahm ihn eine Kutsche auf, die nur vier Sitze hatte und mit nur zwei mageren Pferden bespannt war. Das Zeichen zur Abfahrt aber gab der Kutscher mit einem Blechhorn, worauf wir, wie der Reisende berichtet, „längs der Breitstraße zur Fähre am Mississippi fuhren, welche uns über den Fluß bringen sollte". Und diese Fähre war ein Teamboot, das heißt Pferde lieferten die motorische Kraft.

Es gibt in St. Louis sogar eine Frau, eine Elsässerin, die bereits zwei Jahre zählte, als ihr Landsmann Dubourg, das Ziel seiner mühsamen Wanderschaft erreichte. Als sein Nachfolger, Rosati, den Grundstein zu jener Kathedrale legte, die so lange den Stolz des oberen Missippitales bildete — ein für seine Zeit schier zu kostspieliges Bauwerk — war sie eben zur Jungfrau herangewachsen. Als Greisin von 93 Jahren erlebte sie dann selbst hier in St. Louis die Feier der Weihe des Ecksteins jenes Monumentalbaus, der als neue Kathedrale bekannt ist. Und nun erlebte diese Frau den Tag, an dem vor 100 Jahren Bischof Dubourg nach St. Louis kam, wo er nur ein ganz bescheidenes Kirchlein vorfand. Heute ist St. Louis eine moderne Grosstadt. Und nach abermals 75 Jahren, was dann? Der äußere Fortschritt wird sich verlangsamt haben, scheint doch die Aufgabe der kommenden Generation in dem inneren Ausbau des Werkes bestehen zu sollen, das mit der Ankunft Dubourgs in St. Louis so bescheiden in die Erscheinung trat.

— Der dramatisch veranlagte Kommis. — Prinzipal: „Herr Trobblich, Sie kommen immer zu spät, das kann nicht so fortgeh'n!" — Kommis: „Spät kommt er, doch er kommt!"

BRUCHLEIDENDE

Wir reduzieren **jeden Bruch** leicht oder kompliziert, mit unseren selbstfabrizierten Bandagen.

Kostenfreies Anpassen und reelle Bedienung 30jährige Erfahrung.

Offen von 8-6 Sonntags von 9-12

THE WOLFERTZ CO.
GEO. WEGNER MGR.
154 N. 5TH AVE.

(Für die „Sonntagpost".)

Das unterdrückte Asien.

Von Dr. N. Krishna.

LII. Der königliche Sport der Tigerjagd.

Viele der Waffen, die in den Kriegen benutzt werden, verdanken ihren Ursprung der Jagd. In alten Zeiten mußten die Menschen sich und ihre Familien fortwährend gegen wilde und gefährliche Tiere aller Art beschützen. Langsam aber vermehrte sich die Weltbevölkerung, und die wilden und reißenden Tiere wurden immer spärlicher. Leider entwickelten sich aber Habgier und Selbstsucht immer mehr im Menschen, so daß unsere Vorfahren bald der Vervollkommnung dieser einstmaligen Jagdwaffen zu dem Zweck größere Aufmerksamkeit zuwandten, um sich ihrer gegen ihre Mitmenschen bedienen zu können. Das Erstechen der Wildschweine, der Elephantenfang, die Tigerjagden werden allgemein als die männlichsten, schneidigsten und am meisten Gewandtheit erfordernden Sports betrachtet. Tigerjagden sind die teuersten, gefährlichsten und mühevollsten, aber nur zu oft erfolglos. Dieser Sport ist mit so großen Unkosten verknüpft, daß er ein ausschließliches Vergnügen der Reichsten unter den Reichen genannt werden darf. Daneben erfordert er sehr viel Zeit und große Uebung. Deshalb huldigen ihm meist nur die Könige unter den Menschen; damit meine ich beide Kategorien: die Herrscher der Länder und die Fürsten der Finanz. Das berechtigt uns, die Tigerjagd wirklich den königlichen Sport zu nennen.

Bis vor Kurzem gehörte ein wohl ausgebildetes Talent zur erfolgreichen Tigerjagd zu den fast unerläßlichen Erfordernissen, Tugenden, ja sogar zur Würde von Königssöhnen und jungen reichen Edelleuten. Dieser Sport erfordert viel Geduld, bringt viel Ungemach und manche Mühseligkeit im Urwald, setzt große Sinnesschärfe — hauptsächlich der Augen — große Geschwindigkeit in den Bewegungen, Entschlußfähigkeit in der Sekunde und eine sichere Hand voraus. Nur ein guter Scharfschütze darf daran denken, sich an einer Tigerjagd zu beteiligen. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen ein Mann, der ein guter Tigerjäger ist, auch oft vorzügliches Talent zum Führer oder Herrscher hat. Die Jagd stählt die Selbstbeherrschung, die Nerven, den Blick, die Hand; sie erzieht zur Geduld und fördert die Beobachtungsgabe und die strategischen Fähigkeiten. Deshalb ermutigen bis auf den heutigen Tag die reichen Eltern ihre Söhne zu diesem Sport. Die Beschwerden und Härten, welche solch ein Sportsmann durchzumachen hat, bilden oft für ihn eine recht gute Schule. Dieser wundervolle Sport fördert gute Kameradschaft und lehrt den Sportsmann, seinen Dienern zu vertrauen. Aber der Höhepunkt der Freude eines Tigerjägers ist zweifellos der nervenzerreißende Moment, wenn er endlich den gefährlichsten und gefürchtetsten Feind der Unschuldigen zur Strecke bringt: den Feind unbewaffneter, hilfloser Opfer. Jeder erlegte Tiger ist gleichbedeutend mit der Errettung von jährlich 100 Menschenleben und vielen Haus- und Nutztieren. In Indien allein werden alljährlich ungefähr 20,000 Menschen von den Königen des Dschungels zerrissen und aufgefressen. Deshalb sind die Tigerjäger ein rechter Segen für die unbeschützten Armen, und ich wünschte nur, es gäbe mehr von ihnen.

Der indische Tigersport ist grundverschieden von der europäischen Jagd. Einige Indier gehen zusammen mit ihren Dienern und den berufensten Tigertreibern in die Berge und verweilen dort von 5 bis 25 Tage. Sie nehmen — falls sie überhaupt etwas Eßbares mit sich führen — nur sehr wenige Provisionen mit sich, denn ein Mann, der Tiger jagen will, sollte imstande sein, alles was er zu seinem und seiner Leute Unterhalt bedarf, im Dschungel zu finden; sonst wird er ausgelacht, verspottet und gehänselt und büßt in den Augen seiner Freunde alle Jägerwürde ein. Dazu gehört, daß die Tigerjäger auch noch gute Schwimmer sein müssen. Sie müssen oftmals ganze Tage in der Nähe eines Flusses oder einer Quelle im Hinterhalt liegen, da sich die Tiger selbst oft schlau in der Nähe der Flußufer in einem Hinterhalt zu verstecken wissen, um ihrer arglosen Beute aufzulauern — entweder durstige, einsame Bergwanderer, harmloses Bergwild oder verirrtes Hausvieh irgend eines armen kleinen Farmers — die sich an einem frischen Trunke laben wollen. Während solcher Jagdausflüge verschwindet fast jeder äußerliche Unterschied zwischen Herren und Dienern. Die Kleidung ist aufs Notwendigste beschränkt. Jetzt gibt es nur noch Sportskameraden. Kurz vor Sonnenuntergang wird trockenes Holz gesammelt und allnächtlich ein gutes Feuer angefacht. Das Feuer ist der beste Freund und Beschützer der Jäger, sobald die Dunkelheit herein bricht. Alle wilden Tiere fürchten mehr oder weniger den Feuerschein, und so hält er alle Gefahren von den Jägern fern, die mitten im wildesten Dschungel in Sicherheit schlafen können. Die Tiger ganz besonders fürchten jedes grelle Licht. Sie scheuen das helle Tageslicht und hassen geradezu das Feuer. Daher wird auch nur äußerst selten einmal einer am hellen lichten Tage erlegt. Die frühen Morgen- und die Nachmittagstunden, wenn die Sonnenstrahlen schräg fallen und die Wälder fast im Dunklen liegen, sind daher die vorteilhaftesten für den Jäger. Ist das Glück ihm hold und ist er ein guter Schütze, so kann er unter Umständen in 5 bis 25 Tagen bis zu zehn Tiger erlegen. Dies ist die Art, wie die reichen Indier und die indischen Edelleute auf die Tigerjagd ziehen.

Anders und prunkvoller ist es schon wieder bei den großen indischen Herrschern. Die Rajas und Maharajas, ganz besonders aber die Herrscher von großen Staaten unterhielten früher großartige private Tigerjagdgründe nebst allem dazu gehörigen Personal. Auch noch heute besitzen einige von ihnen große Tigerjagden, welche sie vorgeblich zur Befriedigung ihrer persönlichen Sportsliebe beibehalten; in Wirklichkeit aber stehen dieselben hauptsächlich dem Vizekönige, den europäischen Gästen der indischen Regierung zur Verfügung. Eine Einladung zur Tigerjagd von einem der indischen Herrscher ist gleichbedeutend mit einer Einladung zu einem Hofball bei einem europäischen Herrscher. Wie die europäischen Herrscher die hohen Beamten und Offiziere und die anderen Großen ihrer Nation nebst den ausländischen diplomatischen Vertretern einladen, so laden die indischen Herrscher die großen Männer, hohen Beamten und Würdenträger ihrer Staaten zu Tigerjagden ein. Ein großer Herrscher ladet zur Tigerjagdpartie bis zu hundert Gäste ein. Er mag 400 bis 500 Diener zu dieser 2 bis 3 Wochen dauernden Jagd mitnehmen. Gewöhnlich wird vor dem allgemeinen Jagdaufbruch, nachdem die eingeladenen Gäste aus den verschiedenen Landesteilen angelangt sind und sich einige Tage erholt haben, innerhalb des Schloßgartens ein Galajagdaufzug gebildet. Zu diesem wahrhaft königlichen Schauspiel werden die besten Hofelephanten und die feinsten Reitpferde von den Hofbeamten und Dienern in reichsten Uniformen vorgeführt.

Das Jagdhorn wird geblasen und unter schmetterndem Trompetenschall besteigen die versammelten Gäste die Tiere, während die Hofkapelle Jagdlieder spielt. Das ist das Signal zum Aufbruch, an dem die Einwohner der Residenz erkennen, daß ihr königlicher Herr eine Tigerjagd gibt. Das Hoftor öffnet sich und der pompöse Zug wälzt sich langsam und stattlich vorwärts. Er bringt die Jäger bis zum Fuße des für die Jagd auserkorenen Berges oder bis zum Ansatz des Urwaldes; dort verlassen die Jagdteilnehmer die Elephanten und Pferde, und die hohen Hofbeamten und Freunde, die zur Eskorte gehört hatten und die nicht an dieser Jagdpartie teilnehmen, kehren mit dem Aufzug, den Elephanten und prächtigen Pferden und dem Rest der Dienerschaft zum Schloß zurück. Nun begeben sich der Herrscher und seine Gäste nebst Dienerschaft und Köchen zu Fuß in den Urwald oder beginnen den Bergaufstieg. Die ersten paar Tage werden mit genauen Studien der riesigen Jagdgründe ausgeführt, und dann schließt sich die Verteilung der Jäger; jeder erhält mit den ihm zugesellten Dienern und Treibern ein eigenes Revier. Dann erst beginnt die wahre Jagd. Sie erlegen Vögel, wilde Tiere aller Gattungen, sie töten Schlangen und alles was ihnen in den Weg kommt, nur schonen sie in der Regel die harmlosen Waldbewohner und die schönen, buntgefiederten Singvögel. Hin und wieder heißt die Parole allerdings auch harmloseres Wild zu erlegen, wenn es sich gar zu sehr vermehrt hat. Jeder der Jäger versteckt seine Jagdbeute mit größter Vorsicht vor den vorwitzigen Waldbewohnern, damit er sie zur festgesetzten Stunde zum Rendezvous am Sammelplatz — meistens am großen, d. h. des Herrschers Zelt, mitbringen kann. Dann beginnt das gesellige Begrüßen und der Austausch von seltsamen Erlebnissen. Man zählt die Stücke, bewundert die Beute und rechnet sie zusammen. Nicht selten kommt es dann vor, daß die Meisten keinen einzigen Tiger zu sehen bekommen hatten, obwohl sie 5000 oder noch mehr andere Tiere zur Strecke gebracht haben mögen. Ein einziger aber von ihnen mag vom Jagdglück so begünstigt worden sein, daß er zehn Tiger erlegen konnte. Der glückliche Jäger aber, der die größte Anzahl Tiger erlegt hat, wird der Mittelpunkt des Interesses; er wird von allen Seiten beglückwünscht und wird von Stunde an für diese Saison der „Champion-Tigerschütze der königlichen Jagd" genannt. Dann geht es wieder zum Fuße des Berges hinunter oder bis zur Lichtung des Dschungels, wo der Galaaufzug ihrer wieder harrt und unter Trompetengeschmetter und Fanfaren geht's mit der Beute zum Schloß zurück. Ehe die Gäste schließlich das Schloß verlassen, erhält ein jeder von ihnen von dem Herrscher ein Geschenk — irgend einen wertvollen Gegenstand — zum Andenken an dieses gemeinsame Erlebniß. Die erlegten Tiere, die Schlangen und Vögel werden dann ausgestopft und als Geschenke an Museen im In- und Auslande verteilt. Tigerfelle sind bekanntlich die beliebtesten Jagdtrophäen aller Jäger und schmücken manch einen europäischen und amerikanischen Salon. Seltsamer Weise kommen die indischen Museen bei der Verteilung stets am kürzesten. Man findet in ihnen kaum einen Bruchteil der vielen Dschungel-Spezien, welche die europäischen und amerikanischen Museen aufweisen. 95 Prozent der indischen Bevölkerung haben keine Gelegenheit, auch nur 5 Prozent der wilden und reißenden Tiere, der Haustiere und Vogelarten, der Pflanzen- und Blumenpracht ihrer indischen Heimat zu sehen, weil es eben an wohl ausgestatteten freien Museen in Indien mangelt.

Die meisten Europäer jagen die Tiger auf ganz andere Art. Sie sind viel weniger sportsmännisch dabei. Es liegt ihnen nur das Jagdergebniß, eine reiche und bequeme Beute, im Sinn. Die Europäer sehen es gerne, wenn man sie mit der Jagdbüchse im Arm und einen toten Tiger zu ihren Füßen photographirt. Und noch schlimmer machen es die europäischen Damen; sie schreiben ihren Freunden in Europa und anderswo seitenlange, phantasiereiche und fesselnde Episteln über ihre Tigerjagderlebnisse im Dschungel, und wie viele dieser gefährlichen Bestien sie in zwei Stunden erlegt hätten u. s. w. Wenn ich in illustrirten Wochenschriften die Bilder der sogenannten Tigerjäger sehe, kann ich mich nie des Lachens enthalten; denn es scheint mir immer, als ob das Fliegenfangen auf dem klebrigen Fliegenpapier im Sommer ein größerer Sport ist, als die Tigerjagden der meisten Europäer in Indien. Allerdings muß zugegeben werden, daß einige der besten Schützen in Indien Europäer sind.

Aber ein guter Vogeltreffer zu sein, wenn man im Kreise seiner Freunde sich befindet, ist doch etwas ganz Anderes wie eine Tigerjagd im dichten indischen Dschungel. Wie die Europäer auf die Tigerjagd gehen, will ich hier beschreiben: An gewissen Plätzen im Urwalde oder auf den Bergen lassen sie Hütten errichten. Diese Hütten sind zuerst bloße Pfähle mit einem Dach. In den ersten Tagen werden da einige Lämmer oder Ziegen angebunden. Diese hilflosen, unschuldigen Opfer locken natürlich die Tiger an und die Dschungelkönige holen sie sich ohne Zögern. Dann wird langsam eine Mauer um die Hütte errichtet, nur eine Seite wird zuletzt offen gelassen, damit die Tiger sich daran gewöhnen, ein- und auszugehen. Inzwischen vermehrt man immer wieder die Zahl der Lockopfer in der Hütte und die Tiger gewöhnen sich sehr bald an diese zarte, junge und bequeme Lockspeise, die sie ohne jede Mühe und Gefahr finden. Das macht sie nach und nach etwas nachlässiger und träger. Sie gewöhnen sich daran, sich nicht mehr weit von diesem Teile des Dschungels zu entfernen. Eines Tages hört man dann, daß der Vizekönig oder dieser oder jener Gouverneur mit seiner Gemahlin und einigen Freunden und deren Gattinnen zur Tigerjagd gehen. Aber schon wochenlang vorher wurden viele hundert Treiber vorausgesandt, deren Aufgabe es ist, die Tiger nach dem Teile des Urwaldes zu treiben, wo die Europäer sie zu erlegen wünschen. Nun werden in Eile Wege angelegt, die bis in das Herz des Dschungels hinein führen; denn die Jagdpartie wird auf Elephanten unternommen. Auf jeden Elephanten werden ungefähr 150 Soldaten oder Diener zu Fuß gerechnet. Diese bilden eine lebende Menschenmauer um das für das Tigerschießen vorgesehene Revier, wohin die Treiber die Bestien mit viel Lärm, leeren Schüssen, Knallen, wilden Trompetenstößen und anderen ungewöhnten Tönen und Schreckmitteln treiben und des Nachts durch Feuer am Entrinnen verhindern. Die lärmende lebende Mauer wird von 3 Seiten immer enger zusammengezogen. Die indischen Jäger haben wohl geladene Büchsen, aber ihre Hauptaufgabe besteht vorläufig darin, die wilden Bestien den Europäern entgegen zu treiben. Hoch oben auf dem Elephantenrücken thronen der europäische Jäger und seine Gemahlin. Der freie Platz vor ihm ist so eng, daß es keinem auch noch so kleinen Tierchen gelingen könnte, zu entkommen. Einer nach dem andern werden die verstörten und gehetzten Tiger bis zum Elephanten des edlen Lords und seiner Lady getrieben. Dann bleibt dem Europäer als ganzer Sport nichts weiter übrig, als auf jeden König des Dschungels einen oder zwei Schüsse abzufeuern; natürlich sorgen von allen Seiten die wohlgezielten Schüsse der Indier dafür, daß der Tiger nicht entkommen kann. — Dann gehen lange Telegramme über ganz Indien und rühmen das Sportsmanntum des hohen Beamten, der an einem einzigen Tage 15 Tiger erlegte und dessen noch kühnere Gattin am selbigen Tage 18 Tiger zur Strecke brachte. Man munkelt vielleicht auch noch — oder erzählt offen, daß sich beide großen Gefahren ausgesetzt hatten, daß aber der wohlgezielte Schuß von Lady X. im entscheidenden Augenblicke das Leben ihres hohen Gemahls rettete, und wohl auch gar noch, daß der gute Volltreffer von Lord X. das Leben der Lady rettete. Wenige Wochen darauf bringen die illustrirten Wochenschriften anschauliche Bilder über die „Jagd". Das nennen die Indier „Damen-Eitelkeitstag".

Leset die „Abendpost"

„Er" wird diese Anzeige in „irgend einer Zeitung" „irgendwo" lesen. Er wird auch wissen, daß Ihr sie lest; vorausgesetzt, daß Ihr schnell handelt und ihm ein „Smileage" Buch heute schickt.
Es gibt Waisen in der Armee und sie brauchen irgend einen gutherzigen Freund, der sie adoptirt und darnach sieht, daß „sie" im Lager angemessene Unterhaltung finden. — „Smileage" wird dies für Euch besorgen.

„Seid darauf bedacht, dass er immer lacht"

Ihr könnt das heute tun, indem Ihr ihm ein „Smileage"-Buch schickt. „Smileage" verschafft ihm Zutritt zu einem Lager-Theater, wo er die besten dramatischen Talente, die am Broadway Erfolg gehabt haben, erste Vaudeville-„Stars" sehen und die vorzüglichsten Vorlesungen hören kann für einen kaum nennenswerten Betrag. Diese Unterhaltung erhöht seine Tüchtigkeit und macht ihn doppelt wertvoll für Onkel Sam und doppelt gefährlich für Kaiser Bill. Es beschleunigt die Herbeiführung eines siegreichen Friedens. Könnt Ihr sagen, daß Ihr Eure volle Pflicht getan habt?

Der Krieg verlangt Opfer. Er bringt die seinigen dar. — Dieser Junge, der die Annehmlichkeiten und Ueppigkeiten aufgegeben hat, welche Ihr genießt durch die Gefahren und das harte Leben an der Front. Der Tod ist bereit, ihm die Hand zu schütteln, der Sternenregen der Geschosse ladet ihn zu seinem Ende ein — die Geier kreisen über seinem Haupte. Wie armselig sind da Eure Opfer im Vergleich zu den seinigen.

Dieser Junge befindet sich jetzt in dem Ausbildungslager, um sich fertig zu machen für den Ruf „nach drüben". Kraft und Mut verleiht ihm die Moral des Heeres. Moral — und Napoleon sagte, daß es ohne Moral keine Armee gäbe — erhält er durch unaufhörlichen, ermüdenden Drill und durch gesunde Unterhaltung. Das Eine ist so wichtig, wie das Andere. Das Komite für Ausbildungslager-Beschäftigungen hat das eine Programm zusammengestellt, Gen. Pershing das andere. — Zahlreiche Stars haben freiwillig ihre Dienste angeboten. Euch ist es überlassen, mit ihnen Hand in Hand zu arbeiten. Kauft heute ein „Smileage"-Buch und macht einen Soldaten glücklich.

Geschäftsleute und Angestellte sind ersucht, jedem ihrer Jungen, der jetzt in den Ausbildungslagern ist, in jedem Monat ein „Smileage"-Buch zu senden.

Western Office,
War Dept. Smileage Committee,
1629 Monroe Bldg., Chicago.

Tatsachen betreffs der „Smileage" Bücher.

1. „Smileage"-Bücher sind Bücher, die Koupons enthalten, die einen Soldaten zur Zulassung in Liberty Theatern, Liberty Zelten usw., Kantonments der National-Armee und Lager der Nationalgarde in den Vereinigten Staaten berechtigen.
2. „Smileage"-Bücher werden unter Aufsicht des Kriegsdepartements von dem „Military Entertainment Committee" herausgegeben.
3. „Smileage"-Bücher mit 20 Koupons kosten $1 das Stück. „Smileage"-Bücher mit 100 Koupons kosten $5.00 das Stück. Die Preise für die Unterhaltungen betragen von fünf bis zu fünfundzwanzig Cents.
4. „Smileage"-Bücher können nur benutzt werden in Kantonnements der National-Armee und in Lagern der Nationalgarde
5. „Smileage"-Bücher können im ganzen Lande von lokalen „Smileage" Komites gekauft werden.
6. In jedem Buch ist Platz für Namen des Soldaten und Namen der Person, die es schickt. „Smileage" Bücher sind an Soldaten in Uniform übertragbar. Sie können von Zivilisten nur benutzt werden, wenn sie von einem Soldaten begleitet sind.
7. Sechzehn Theater sind gebaut, Chatauka-Zelte aufgeschlagen. Ein vollständiges Verzeichniß der Unterhaltungen ist zusammengestellt.
8. „Smileage"-Bücher sind vonnöten für unsere Millionen von Soldaten, kauft Eures heute — schickt es sogleich an Euren Soldaten.

Smileage Koupon

Western Office,
War Dept. Smileage Committee,
1629 Monroe Bldg., Chicago.

Bitte, geben Sie meine Bestellung auf „Smileage"-Bücher auf, wie unten angegeben

. . . $1 „Smileage"-Bücher . . . $5 „Smileage"-Bücher

Mein Name. . . . .

Meine Adresse. . . . .

Ich lege bei. . . . .
(Baargeld, Check, Post- oder Expreß-Geldanweisung)

Zur Beachtung: Aufträge von außerhalb der Stadt können gesandt werden durch diese Zeitung oder direkt an The Military Entertainment Council Commission Training Camp Activities, 19th and G Streets, Washington, D. C.

Seite 9 bis 16

Sonntagpost

Seite 9 bis 16

Sonntagpost, Chicago, Sonntag, den 3. Februar 1918.

(Für die „Sonntagpost".)

Kurze Geschichten

Von Albert Weiße.

III. Serie.

XIV.

Kuriosa bei der Packet-Post-Beförderung.

Vor mehreren Jahren wurde bekanntlich im Kongreß der Antrag eingebracht, daß den Mitgliedern dieser Körperschaft fortan die unentgeltliche Beförderung ihrer Postsachen nicht mehr gewährt sein sollte.

Es wurde viel pro und contra geredet. Die Gegner der Vorlage erhoben ein Klagegeschrei, daß man den Vertretern des Volkes ein, durch das Herkommen geheiligtes Vorrecht entziehen wolle, während die Befürworter derselben Beweise über Beweise erbrachten, daß das Post-Frankatur-Privilegium ein, für die Postverwaltung kostspieliger Unfug sei, der von vielen unskrupulösen Mitgliedern des Kongresses zu ihrem eigenen persönlichen Vorteile in schmachvoller Weise ausgenützt würde!

Bei dieser Beweisführung schoß der Abgeordnete Normann von Alabama den Vogel ab, indem er dem hohen Hause der Gesetzgebung folgenden Bären aufzubinden suchte:

„Ein Mitglied des Kongresses aus den Südstaaten, dessen Namen ich aus Gründen kollegialischer Distretion nicht preisgebe, wollte im vergangenen Jahre einen Mastochsen nach den „Stockyards" in Chicago schicken! — Abgesehen von anderen Scherereien, die den Versendern von lebendem Vieh die Eisenbahn-Verwaltungen machen, hätte er über 50 Dollars Fracht entrichten müssen. Das ging ihm gegen seinen Geldbeutel oder wie er sich selber einredete, gegen sein Ehrgefühl als Volksvertreter. Sollte er sich so erniedrigen und wie ein gewöhnlicher Viehhändler der Eisenbahn für die Beförderung seines Ochsen einen hohen Tribut bezahlen, während Onkel Sam ihm noch nie einen Cent für den Transport aller möglichen und unmöglichen Sachen berechnet hatte? Unser Freund aus dem Süden wußte sich zu helfen!—Er nahm eins der großen Kouverts, das jedes Kongreßmitglied zur portofreien Benutzung für seine Korrespondenz gratis erhält, schnitt die Ecke, auf der sich der Vermerk „Official-Business" befindet, heraus, und klebte das herausgeschnittene Stück in der Größe und Form einer Briefmarke dem Rindvieh vor die breite Stirn. Dann leitete er den Ochsen am Stricke in eigener Person nach der Postoffice, und ersuchte den Postmeister, das Vieh nach Abstempelung auf „postalischem Wege nach seinem Bestimmungsorte zu befördern. Die Art und Weise, wie es dem Postmeister gelang, den Wunsch unseres Kollegen zu erfüllen, entzieht sich meiner Kenntniß. Tatsache aber ist es, daß der Ochse wohlbehalten und portofrei in den „Stockyards" in Chicago anlangte."

* * *

An diese alte selbstverständlich sehr frei erfundene und von dem Kongreßmann ad hoc erzählte Ochsengeschichte wurden wir unwillkürlich durch eine Notiz erinnert, die in diesen Tagen des „Großen Schneesturms" in einer hiesigen, englischen Zeitung erschien. Wir bringen sie in wörtlicher Uebersetzung:

Brownstone, Jnd., Jan., 11. 98.

Opal Davis, die kleine Tochter unseres sehr geehrten Mitbürgers Eduard Davis, ist wohl die einzige lebende Person, die die Erfahrung gemacht hat, als Postgut verschickt zu werden. — Das ungefähr sieben Jahre alte Kind befand sich auf Besuch bei ihrer Tante, Mrs. Fowler, in Clear Springs. Als die Abfahrtszeit des Zuges, mit dem das Kind heimkehren sollte, herannahte, traf die Nachricht ein, daß der Bahnverkehr infolge der schrecklichen Schneeverwehungen auf der ganzen Strecke eingestellt sei. — Da die Kleine sich ganz ungeberdig zeigte, und beständig schrie, daß sie nach Hause und zu ihrem Papa und ihrer Mama wollte, versuchte die Tante den, am Heimweh leidenden kleinen Schreihals per Axe nach Brownstone zurückzuspediren. Die Entfernung von unserem Ort bis dort beträgt nur sechs Meilen, aber trotzdem Mrs. Fowler jeden Tom, Dick und Harry, der einen Wagen besaß, darum anging, fand sich doch keiner für Geld und gute Worte bereit, bei dem Unwetter, die Fahrt nach hier zu machen. Da das störrige Kind absolut nicht zu bändigen, viel weniger noch zu beruhigen war, und es den Anschein gewann, daß die Kleine in Schreikrämpfe verfallen werde, kam die Tante auf den ihr von der Verzweiflung eingegebenen Einfall, nach der Postoffice zu laufen, und dort ihr Glück zu versuchen. Bei dem Ansinnen, ein lebendes Kind als Postpaket zu befördern, schüttelte der Postmeister anfänglich gar bedenklich sein graues Haupt;— ein solcher Fall war weder in seiner Dienstinstruktion noch in den Tarif-Bestimmungen vorgesehen!—Aber die flehentlichen Bitten der Frau und sein gutes Herz siegten schließlich über das Bedenken, seine Dienstobliegenheiten zu überschreiten! Er wog die Kleine, fand ihr Gewicht als zulässig zur Beförderung in der ersten Zone der Packetpost, klebte die tarifgemäße Gebühr von 80 Cents in Briefmarken auf ihr Mäntelchen, stempelte die Marken ab, und übergab sie selbst dem, die R. R. 13 bedienenden Postmann Calver zur Beförderung, der das Postpacket „eigener Art" neben sich in den Wagen setzte und es noch in später Nacht, etwas verfroren, sehr verbrüllt, im Uebrigen aber unversehrt an die Adressaten „Mr. Davis and Wife" ablieferte!"

So steht es kurz erwähnt und gedruckt in einer hiesigen englischen Zeitung. Trotzdem kann die Geschichte möglicher Weise wahr sein; leben wir doch in einer Zeit, in der täglich Zeichen und Wunder geschehen.

XV.

Sie war ihm zuvorgekommen.

Man sagt den Ehefrauen nach, daß sie eine „Faible" dafür haben, ihren schlafenden Männern durch die Taschen zu gehen. Wir haben niemals die Gelegenheit gehabt, so zu sagen und gewissermaßen am „eigenen Fleische" die Probe auf dieses Exempel zu machen. Erstens erfreuen wir uns keines festen Schlafes, zweitens lassen wir aus naheliegenden Gründen niemals über Nacht Geld in unseren Taschen stecken, und drittens und hauptsächlichst ist unser Thereschen so gebaut, daß sie über jeden Zweifel an ihrer Ehrlichkeit berghoch erhaben ist.

Daß aber bei manchem Manne ein Zweifel an der Ehrlichkeit seiner Frau und also auch an der Sicherheit seines Geldes in seinen Hosentaschen doch sehr wohl angebracht ist, bewies uns eine Verhandlung in einem Munizipalgerichte an der Südseite, der wir im letzten Herbst als Zuhörer beiwohnten. Wir führen unseren werten Leserinnen diesen Fall in der nachfolgenden kleinen Szene vor.

Der Richter (eröffnet die Sitzung).

Der Stadtanwalt (verliest die Anklage).

Der Gerichtsclerk stellt an den Angeklagten, James Donald, die stereotype Frage: „Schuldig oder nichtschuldig?"

Der Angeklagte plaidirt „Nicht schuldig!"

Der Richter (zum Angeklagten): Sie haben doch gestern nach Ihrer Verhaftung der Polizei gegenüber Ihre Schuld eingestanden?

Der Angeklagte: Jawohl, Euer Ehren! Ich habe ein Geständniß abgelegt, doch nicht im vollen Umfange der soeben verlesenen Anklage. Zugegeben habe ich, daß ich nächtlicher Weile in das von Mr. und Mrs. Meyer bewohnte einstöckige Haus 1622 Newberry Ave. durch ein offenstehendes Fenster eingestiegen und nach dem Schlafzimmer der Eheleute geschlichen bin, wo ich das ganze Geld, das sich in den Hosentaschen des schlafenden Mr. Meyer befand, mir rechtswidrig aneignete. Ich leugnete aber ganz entschieden der Polizei gegenüber und bleibe auch jetzt dabei, daß es nicht achtzehn Dollars, wie die mich anklagende Mrs. Meyer auf der Wache behauptete, sondern nur sechs Dollars waren, die ich stahl. Mehr Geld war in den Taschen des Mr. Meyer nicht; ich habe sie gründlich untersucht und von innen nach außen und von außen nach innen umgedreht. Uebrigens wird auch der Officer hier, der mich, als ich auf das Hilfegeschrei der Mrs. Meyer aus dem Fenster sprang, arretirte, bezeugen, daß er mich sofort einer Leibesvisitation unterzog, aber nur die sechs Dollars und keinen weiteren Cent an meiner Person fand.

Der Richter ruft den Officer Maldoon auf, und dieser bestätigt die Aussagen des Angeklagten.

Der Richter: Ob der Angeklagte übrigens 18 Dollars, wie die Klägerin der Polizei gegenüber behauptet hat, oder, wie er selbst angibt, nur 6 Dollars gestohlen hat, ändert an der Tatsache nichts, daß er sich eines schweren Diebstahls schuldig gemacht hat, da er zur Begehung dieses Verbrechens sich auf widerrechtliche Weise in ein fremdes Haus Zugang verschafft hat. Dieser Gerichtshof könnte also ohne Weiteres den Angeklagten der Grandjury überweisen, sieht sich aber aus gewissen Gründen veranlaßt, den Widerspruch in seiner und der Angabe der Mrs. Meyer aufzuklären.

Mrs. Meyer (die sich an den Richtersitz vorgedrängt hat): Verzeihung, Herr Richter, daß ich mir unaufgefordert zum Wort melde. Der niederträchtige Spitzbube da lügt, und der rothaarige Kopper hilft ihm dabei. Na, was Sie von der Sorte zu halten haben, wissen Sie ja selbst, Herr Richter! Das wäre mir ja die schönste Rarität, wenn ich mir hier aufs hohe Gericht von Spitzbuben und Polizisten zu einer Lügnerin machen lassen sollte!

Der Richter: (warnt die Frau alle beleidigenden Redensarten einzustellen und sich auf die Beantwortung der Fragen, die er ihr stellen wird, zu beschränken.) Wie wußten Sie, daß Ihr Mann 18 Dollars in der Tasche stecken hatte?

Mrs. Meyer: Gestern war Zahltag in der Fabrik. Da hat er seinen Wochenlohn von 21 Dollars ausgezahlt erhalten. Weil er mit einem gehörigen Rausch nach Hause kam, dacht' ich, daß der Saufaus, wie er es schon oft getan hat, mit seinen liederlichen Kameraden wieder den halben oder ganzen Wochenlohn durch die Gurgel gejagt hätte. Ich bracht' ihn zu Bett, nahm die Hosen in die Hand und zählte das in den Taschen steckende Geld. Es waren 18 Dollars. Dann steckte ich das Geld wieder zurück und legte mir schlafen, bis das Geräusch, wo der Einbrecher machte, mir aufweckte.

Der Richter: Sie behaupten also, daß Sie das herausgenommene Geld wieder in die Taschen Ihres Mannes zurücksteckten? Welcher Grund veranlaßte sie dazu?

Mrs. Meyer: Sie kennen meinen Mann nicht, Herr Richter, sonst würden Sie mir nicht so fragen. Er ist ein Barbar — er hat gedroht, daß er mich tot, mausetot schlagen würde, wenn ich ihm wieder durch die Taschen gehen und ihm auch nur einen Cent fortnehmen würde.

Der Richter: Sie haben es also früher schon getan?

Mrs. Meyer: Na, natürlich; aber dieses Mal nicht; ganz gewiß nicht. Der elende Spitzbube hat die ganzen 18 Dollars gekriegt!

Der Richter (nach längerem Bedenken): Ich gebe Ihnen eine Minute Zeit, Ihre Aussage dahin zu berichtigen, daß Sie 12 Dollars Ihrem Manne aus der Tasche nahmen und behielten. Bleiben Sie bei Ihren, unter Eid gemachten Behauptungen, so werde ich Sie auf den Verdacht hin, einen Meineid begangen zu haben, ins Gefängniß abführen lassen. Es ist nämlich ganz undenkbar und beinahe eine physische Unmöglichkeit für eine Frau — die Erfahrung jedes Ehemannes bestätigt es — daß sie das Geld, das sie ihrem Gatten aus den Kleidern gestohlen hat, dem Bestohlenen auf demselben Wege wieder zurückerstatten sollte. Auch Sie haben es nicht getan, benutzen vielmehr die sich jetzt Ihnen bietende Gelegenheit, durch Verdächtigung des Einbrechers sich selbst vor dem Verdacht des Diebstahls sicher zu stellen. Gestehen Sie das zu?

Mrs. Meyer schweigt.

Der Richter (drängend): Entschließen Sie sich! Sie haben die Wahl zwischen der Rücknahme Ihrer falschen Angaben oder der Untersuchungshaft wegen Meineides!

Mrs. Meyer (weinerlich): Ach Gott! Ach Gott! Sie haben Recht! So, wie Sie sagen, war es. Ich habe gestohlen und gelogen: aber kein vernünftiger Mensch kann mir das verübeln. Ich habe die 12 Dollars meinem Mann weggenommen, damit er nicht das ganze Geld totschlagen sollt' — und damit er mir nicht selbst totschlagen sollt', hab' ich die Schuld auf den Einbrecher geschoben. Der kriegt ja so wie so seine Straf', der Gauner!

Der Richter: Dieser Gerichtshof kann sehr wohl Ihre Auffassung begreifen, wenn er ihr auch durchaus nicht zustimmen kann. Da Sie jetzt aber die Wahrheit gesagt und das Strafgesetz den Diebstahl zwischen Ehegatten nicht bedroht, sieht sich der Gerichtshof nicht veranlaßt, gegen Sie weiter einzuschreiten. Sie sind entlassen. — (Zum Gerichtsclerk): Der Angeklagte wird der Grandjury unter 1500 Dollars Bail wegen Einbruchs und Diebstahls überwiesen. Call the next case!

XVI.

Der arme Rockefeller.

Ueber den Millionen Armen, denen die bösen Blizzards dieses Winters nichts Gutes zugeweht haben, soll man aber auch der Leiden nicht vergessen, die die Schneestürme und die furchtbare Kälte über die, sonst auf der Sonnenseite des Lebens wandelnden Plutokraten gebracht haben. Der alte John D. Rockefeller ist einer von diesen Multimilliardären, der unser herzliches Mitleid in hohem Grade in Anspruch nehmen muß. Als die grimme Kälte bereits acht Tage angehalten, und der erste Blizzard seine Verheerungen angerichtet hatte, erhob er sich eines Morgens in seinem Palaste an der Lacleде Ave. in Cleveland, O., von seinem Lager, verzehrte das ihm von der höchsten ärztlichen Autorität vorgeschriebene kärgliche Frühstück und machte sich dann an das unangenehmste Stück Arbeit seines an Unannehmlichkeiten so reichen Lebens. Er wollte nämlich überschläglich ausrechnen, welchen Verlust in dieser Zeit die Standard Oil Co. durch den Rückgang des Gasolinverbrauchs erlitten habe, da in Folge der widrigen Witterungsverhältnisse der Autobetrieb im ganzen Lande so gut wie eingestellt war. Er ist zwar nicht mehr der Hauptkoch und Buddelwascher des Riesengeschäfts, wohl aber der Hauptaktionär, dem jeder Verlust der Firma ganz bedeutend auf die kranken Nieren schlägt.

Als er auf einen Augenblick mit einem Seufzer von den so betrüblichen Zahlenreihen aufsah, erblickte er durch das Fenster einen Reiter, der sich und seine Rosinante mit Todesverachtung durch die gewaltigen Schneemassen vor seinem Palaste hindurcharbeitete. Staunend erkannte er in dem Reitersmann seinen Sohn und Stammhalter John, den er hinter seinem Arbeitspult in seiner Office in New York wähnte. Aber sein Erstaunen wuchs und eine Wolke finstern Unmuts flog über seine Züge, als John ins Zimmer trat und ihm den Zweck der ungewöhnlichen Uebung erklärte: „Lieber Däddi, infolge des herrschenden Kohlenmangels flehen wir, meine Familie und ich, in Gefahr, in New York zu erfrieren. Da Du in Deinem Palast außer der Anlage für Kohlenheizung auch eine solche für Petroleum hast, sind wir — Frau und Kinder sitzen noch eingeschneit in meiner Privat-Car de Luxe auf dem Bahnhofe — zu Dir geflüchtet, um bei Dir Obdach und Aetzung zu finden!"

Was blieb dem alten „Philanthropen" anders übrig, als seinen Sohn und später dessen Familie willkommen zu heißen. Er tat es aber mit süßsaurem Gesichte und der süßsauren Bemerkung: „Ich freue mich sehr über Euren lieben Besuch, obgleich das Besuchtwerden in dieser teuren Zeit der H. C. of L. eigentlich nicht zu den Annehmlichkeiten des menschlichen Lebens gezählt werden kann!" . . . .

Wintermondnacht.

Von Ludwig Fulda.

Von dem weißen Mond hernieder
Ist ein weicher Schnee gefallen,
Spiegelt ihm sein Bildniß wieder
Aus den glitzernden Kristallen.

An die Brücke brandet kühnlich
Treibend Eis in dumpfem Grollen,
Und das Mondlicht funkelt grünlich
Durch die jäh geborstenen Schollen.

Ueberschneit am Ufer flimmert
Kahler Weiden bleicher Schemen,
Die der kalte Schein umschimmert
Mit gefrornen Diademen.

— Der Rauch. — Durchlaucht sitzen im Eisenbahncoupé und versuchen nach Möglichkeit die Reize der Landschaft zu genießen, durch welche der Zug dahinsaust. Aber gerade auf der schönen Aussichtsseite verhüllt der dichte Rauch der Lokomotive das Gebirgsbild. Ungeduldig wendet sich Durchlaucht zu seinem Begleiter: „Kindermann, lassen Sie dem Maschinenführer sagen, er möge, äh, möge den Rauch auf die andere Seite auslassen! Hier verdeckt er ja die schönste Gegend!" Kindermann erhebt sich verlegen und will die Sache mit der Windrichtung begründen; aber Durchlaucht wehrt entschieden ab. Kindermann geht in den Durchgang hinaus und bespricht die Sache scheinbar mit dem Schaffner, natürlich ohne Erfolg. Durchlaucht wartet in übelster Laune auf die Rückkehr seines Begleiters. Kindermann versichert, es werde das Möglichste geschehen. Aber nach wie vor verdeckt der Rauch die Landschaft auf der linken Seite. Durchlaucht wird immer erregter. Da beschreibt die Bahn eine Kurve — der Wind treibt den Rauch auf die andere Seite. Und Durchlaucht spricht mißmutig: „Na also— warum geht es jetzt? Daß die Leute so schwerfällig sein können!"

Voran die Liebe.

Von S. Fritz.

Das Schild der Firma Morheimer & Co. in der kleinen Fabrikstadt prangte seit nahezu einem Jahrhundert in ungetrübtem Glanze. Keiner seiner Träger hatte je einen Raufhandel gehabt, keiner hatte falsche Wechsel in Umlauf gesetzt, keiner war ein Spieler gewesen, keiner hatte aus Liebe geheiratet. Hochzeiten hatte es freilich auch hier gegeben, aber die Ehebündnisse, welchen die ehrende Aufgabe zuteil wurde, den Stammbaum der Morheimer mit frischen Zweigen zu versehen, waren ausschließlich das Resultat sorgfältiger, in der Schreibstube der Firma vorgenommener Berechnungen gewesen, und die Erziehung, welche die Sprößlinge des Hauses von Kindheit an genossen hatten, war danach angetan, diese Berechnungen zu unterstützen. Arithmetik und Buchführung, Handels- und Wechselrecht, Chemie und Maschinenkunde waren im Lehrplan der Knaben mit so vielen Stunden verzeichnet, daß den künftigen Handelsherren für brotlose Künste absolut keine Zeit übrig blieb. Und die Mädchen? Ach, diese Armen, deren Erscheinen in der Welt ohnehin nur mit mäßiger Freude begrüßt wurde, lernten kochen, schneidern und wirtschaften und wurden dann baldmöglichst mit einigen frommen Segenswünschen an befreundete Geschäftsleute hintangegeben.

Das Städtchen besaß keine Leihbibliothek, und die Kolporteure, die hier ihre Gedicht- und Romanliteratur absetzen wollten, wurden mit ihrem Kram regelmäßig abgewiesen; so bestanden die Worte „Neigung" und „Liebe" in den jugendlichen Köpfen nur als ziemlich unklare Begriffe.

Auf Grund dieser ehrwürdigen Hausgesetze hatte der jetzt regierende Chef Paul Arnold Morheimer seine inzwischen verstorbene Marie Dorothea heimgeführt, und auf Grund der nämlichen Gesetze hatten seine beiden älteren Söhne ihren Hausstand gegründet. Der Erstgeborene hatte sich aus der Hauptstadt eine längliche, knochige Lebensgefährtin geholt, deren Wert nicht etwa bloß in ihrer sehr bedeutenden Mitgift bestanden hatte, sondern durch baldigst zu erhoffende Erbschaften auf mehr als das Doppelte zu veranschlagen war. Den Zweitältesten hatte das zwar reizlose, aber sehr reiche Fräulein von Gradowitz, Tochter eines frischgeadelten Kommerzienrates, mit dem Geschenke ihrer Hand ausgezeichnet.

Und nach bewährter Methode wurde eines Tages auch der jüngste Sohn Robert, mit guten Empfehlungen versehen, auf die Suche nach einem Weibe ausgesandt. Die Tochter des Geschäftsfreundes Eberstein war ihm bei diesem Anlasse als sehr wohl erzogen besonders gerühmt worden. Und in der Tat schien die belobte Erziehung nicht ohne Eindruck auf ihn zu bleiben; nur kam der Eindruck weniger von dem Zöglinge als von der nur um Weniges älteren Erzieherin. Vom allgemein menschlichen Standpunkte aus betrachtet, konnte man das dem jungen Manne nicht verübeln; denn der Zögling hatte schiefe Schultern und eine Mopsnase, während die Erzieherin eine jener lichten Erscheinungen war, über welche die Anmut ihren unwiderstehlichen Zauber gegossen hatte, der Jung und Alt gefangen nimmt.

Wer aber beschreibt die Verblüffung in dem alten Kaufmannshause, als dort von Robert die telegraphische Nachricht einlangte, er habe sich mit einem von ihm heißgeliebten Mädchen, bisher Erzieherin im Hause Eberstein, verlobt. Zuerst hatte man geglaubt, daß eine Mystifikation durch einen Spaßvogel vorliege; doch als der alte Geschäftsfreund Eberstein die Richtigkeit der Tatsache bestätigt hatte, ward zu einer vertraulichen Besprechung mit dem Hausarzte geschritten.

Die besorgte Familie erinnerte daran, daß sich bei Robert schon in früheren Jahren bedenkliche Anzeichen verworrenen Geistes gezeigt hätten, daß der Unglückliche schon wiederholt Verse gemacht, einmal bei einem Sylvesterfeste einen Trinkspruch auf die weibliche Jugend vom Stapel gelassen und auch sonst mehrere ähnliche Ueberspanntheiten geleistet habe. Aber nachdem der kluge Hausarzt zur lebhaften Verwunderung des Familienrates trotz all dieser Gravamina auf die volle Verstandeskraft Roberts erkannt hatte, blieb nichts übrig, als eben diese Verstandeskraft anzurufen.

Nicht weniger als sechs Briefe mit dem Stempel „Morheimer & Co." gelangten an einem Tage in die Hände Roberts. Der Vater, die Brüder, die Schwägerinnen, sogar der alte Kassirer des Hauses hatten geschrieben. Es wurde dem Verblendeten auseinandergesetzt, welche Vorteile er aus der Hand gebe, auf welche Verbindungen ein Mitglied des Hauses Morheimer, dessen Fabrikate in ganz Europa Absatz fänden, Anspruch machen könne, und ähnliches mehr. Diesen Briefen, welche milde und herzlich klangen, folgten andere in schärferer Tonart. Brief- und Depeschenträger gaben sich die Türklinke in die Hand; aber alle Vorstellungen prallten an dem hartnäckigen Sinne Roberts ab. Er liebe Magda und werde keine andere heiraten, lautete ziemlich gleichmäßig seine Antwort.

Wochen verflossen — bis schließlich, da Robert doch großjährig war und deshalb ein längerer Widerstand nichts gefruchtet hätte, die in der Heimat Ja und Amen sagten. Aber die Zustimmung des Vaters war so kalt und verdrießlich gegeben worden, daß sie dem Liebespaar keine Freude bereiten konnte. Zu der Trauung, die in einer kleinen Dorfkirche stattfand, erschien Niemand von Roberts Angehörigen.

Nach einem kurzen wonnigen Fluge durch das Märchenland Italien langte das junge Paar in der Fabrikstadt an. Obschon man von Seite der Familie auf dieses Ereigniß nicht wenig gespannt war, gab man sich doch nicht die geringste Mühe mit Empfangsfeierlichkeiten. Keiner der Verwandten stellte sich auf dem Bahnhofe ein, kein Blumenstrauß erwartete die Neuvermählten innerhalb ihrer vier Mauern. Man hatte ihnen die Wohnstätte nicht wie allen sonstigen Angehörigen der Familie im großen Fabrikshause zurecht gemacht; nein, ein kleines, weitab gelegenes Häuschen war den Neuvermählten zugewiesen worden. Lebten ja doch noch zwei junge Mädchen, Roberts jüngere Schwestern, im Hause, und die durfte man dem Kontagium der Liebe nicht aussetzen; das Uebel mußte lokalisirt werden.

Der Antrittsbesuch, den die jungen Leute bei ihren Verwandten machten, bot wenig des Angenehmen. Sie wurden nicht in die Wohnstube, sondern in das große Empfangszimmer geleitet, in welchem viele verstorbene Morheimer in würdigen weißen Krawatten, Ehrfurcht erweckend, von der Leinwand herabblickten. Und die lebendigen Morheimer wetteiferten mit jenen in den goldenen Rahmen in der Steifheit der Begrüßung. Der Herr Papa hatte sich eine Miene zurecht gelegt, die man bei ihm nur einmal im Leben hatte sehen können, einem Faktor seiner Fabrik gegenüber, gegen den der Verdacht vorgelegen war, daß er eine Farbenmischung an einen Konkurrenten verraten habe. Die älteren Brüder konnten wegen Ueberbürdung mit Geschäften ihrer neuen Verwandten nur wenige Augenblicke widmen, und von den beiden Frauen Schwägerinnen klimperte die eine bei jeder Redewendung mit ihrer halben Million, während die andere von dem stolzen Gipfel ihrer „geborenen von Gradowitz" nicht herabzubringen war. Es war für alle Teile eine Erleichterung, als das junge Paar zum Aufbruche rüstete. Doch im Hausflur wurde der jungen Frau eine kleine Freude zuteil. Die beiden Schwestern Roberts, Anny und Dora, die während des Besuches, durch Winke beeinflußt, immer nur scheu zu ihr hinübergeblickt hatten, waren ihr mit Blumensträußchen nachgelaufen und versicherten, daß sie ihr vom Herzen gut wären.

Der Besuch der Neuvermählten wurde von der Familie mit größter Förmlichkeit erwidert; aber hiermit war auch der Verkehr abgeschnitten. Die strengen Schwägerinnen decretirten, man könne mit Leuten, die sich so unverantwortlich benehmen, nicht umgehen. Erzählte man ihnen ja nach, daß sie sich zu Tageszeiten, in denen dies gar nicht üblich ist, küßten, und daß die junge Frau zu einer Stunde, da jede gute Wirtin in der Küche zu tun hätte, im Fenster lehne und ihrem Manne schon von ferne zuwinkte und Kußhände zuwerfe!

Frau Magda nahm das schroffe Benehmen ihrer neuen Verwandten durchaus nicht gleichgiltig hin; aber sie verfügte über einen so reichen Schatz unverbrauchter Lebensfreudigkeit, daß letztere immer den öfters aufsteigenden Unmut besiegte. Die Wände ihres Heims hatte sie mit jenen tausend Sächelchen geschmückt, die nur die Liebe findet und die einer Wohnung mehr Reiz gewähren, als etrurische Vasen, amerikanische Farrenwedel und alle Tapezierkunst. Aus jedem Winkel der bescheidenen Wohnung guckte ein schöner Gedanke.

Jeden Abend nach der Sperrstunde der Fabrik holte Robert seine kleine Frau zu einem Spaziergange durch die hübsche Umgebung des Städtchens ab. Da hüpfte das Herz Magdas vor Lust und Freude. Wohl konnte sie anfangs ein Erröten nicht unterdrücken, wenn ihr dieser oder jener Vorübergehende, den es gelüstete, das Wunderwesen zu schauen, welches der junge Morheimer gegen den Willen seiner Familie heimgeführt hatte, starr ins Gesicht sah; aber schließlich gewöhnte sie sich auch daran.

Das sonnige Glück der beiden wurde noch verstärkt, als sie nach Jahresfrist ein pausbäckiger Junge aus seiner Wiege anlachte. „Paul Arnold" wurde das Knäblein nach seinem Großvater getauft, und Frau Magda ließ es sich nicht nehmen, das herzige Ebenbild ihres geliebten Robert selbst zu nähren. Freilich verstieß sie damit wieder gegen die Satzungen des Hauses, da die Frauen Schwägerinnen gewohnt waren, solche Dienste durch eine hannakische Amme in roten Strümpfen besorgen zu lassen.

Aber das Glück hat eine magnetische Kraft — man atmet gern in seiner Nähe. Die schneeweißen Gardinen und die Rosenstöcke an den Fenstern des epheuumrankten Hauses, vor allem aber die hübsche Stimme Magdas, wenn sie ihrem Kleinen ein lustiges Liedchen sang, wirkten so einladend, daß nach und nach mancher Spießbürger, statt an dem Häuschen vorüberzugehen, gerne über seine Schwelle trat.

Und mit der Zeit folgten den Fremden die Mitglieder der Familie; Anny und Dora waren die ersten in dieser Reihe. Es gab schließlich zu wenig Vorwände, den heranwachsenden Mädchen das Haus ihrer Schwägerin zu verbieten. Und dieses Haus wurde bald der beliebteste Ausflugsort der beiden. Es tat den Mädchen so wohl, manchmal von etwas anderem als von der Bereitung von Dunstobst und den verschiedenen Arten der Mottenvertilgung sprechen zu hören. Und wie gern machten sie sich bei Magda nützlich! Es gewährte den Fräulein Tanten ungemeinen Spaß, an der Erziehung ihres kleinen Neffen, der just bei den ersten Gehversuchen angelangt war, mitzuhelfen. Jedes neue Wort, das sie dem kleinen Prinzen beibringen konnten, galt ihnen als Erfolg. Aber freilich gab es auch hin und wieder Stunden, da Mutter und Tanten alle Pädagogik im Stiche ließen und sich zum Entzücken des Kleinen im Tellerreiben zu Dritt bis zur Erschöpfung drehten.

Und die kleinen Schwestern lockten nach und nach die großen Brüder in das von diesen so lange gemiedene Haus. Die Herren Schwäger statteten Magda bald mehr Besuche ab, als die Konvenienz dringend geboten hätte. Es war wohl Bosheit, daß die Welt behauptete, sie befänden sich in des Bruders Hause behaglicher als in ihrem eigenen.

Die größte und merkwürdigste Eroberung jedoch hatte Frau Magda an dem Herrn Papa gemacht. Erst jede Woche einmal, dann aber öfter und immer öfter und zum Schlusse täglich schlich dieser auf Umwegen wie ein heimlicher Sünder in das Haus seines jüngsten Sohnes. Die Heimlichkeit hatte ihren guten Grund; denn die unermüdlichen Stichelreden seiner älteren Schwiegertöchter waren ihm zuwider geworden. Dem alten Manne, dessen ganzes Leben sich zwischen Webstuhl und Schreibstube abgewickelt hatte, tat sich zwischen den vier Wänden bei Robert und Magda eine neue Welt auf; er wußte jetzt plötzlich, was Familiensinn, was Familienglück bedeute. Frau Magda hatte es nicht auf eine Eroberung abgesehen, es gab kein Sturmrennen nach dem Herzen des Alten, langsam, aber desto sicherer vollzog sich die Wandlung. Das „Grüß Gott, Papa", mit dem Magda ihn bewillkommte und das ganz anders klang, als das ihm bekannte „Guten Abend, Herr Schwiegervater", die herzige Art, mit welcher der kleine Paul auf den Großpapa zusprang und ihm den Stock aus der Hand schmeichelte, wie Magda ihm seine kleinen Gewohnheiten ablauschte und ihnen Rechnung trug, und hundert kleine Aufmerksamkeiten, die man ihm erwies, sprachen ihm zu Herzen. Aber mehr als all dies berührte ihn die Weise, mit der Mann und Frau miteinander verkehrten, wie sein großer Junge alles tat, was er der kleinen Frau von den Augen ablesen konnte, und wie diese kleine Frau, wenn ihr Robert einmal etwas brummig nach Hause kam, nicht eher ruhte, als bis sie ihm die letzte Falte von der Stirn geküßt hatte. Verklärten Auges sah der alte Herr dem allem zu, und es mußten ganz eigentümliche Gefühle sein, die ihn beherrschten. Aber er gab ihnen selten Ausdruck; nur manchmal, wenn er sich vor innerem Behagen nicht mehr zu helfen wußte, streichelte er sanft die Wange Magdas oder murmelte auch ein „brav, brav."

Leider konnte sich Papa Morheimer dieses neu aufkeimenden Glückes nicht lange erfreuen. Das Alter machte seine Rechte geltend, er fing zu kränkeln an, und bald darauf kam ein Tag, an dem vom Giebel des Fabrikshauses eine breite Trauerflagge wehte, während die Maschinen feierten und die Arbeit ruhte. Unter aufrichtiger Teilnahme geleitete die ganze Einwohnerschaft des Städtchens Paul Arnold Morheimer auf den Kirchhof hinaus; doch unter den weiblichen Wesen, die da in langen, wallenden schwarzen Gewändern in erster Reihe hinter dem Sarge schritten, weinte keines heißere Tränen als Magda.

Nach dem Begräbnisse fand die Eröffnung des Testaments statt. Und neue Tränen der Rührung perlten über die Wangen der jungen Frau, als der Notar zu folgender Stelle kam: „Zum Vormunde meiner beiden unversorgten Töchter bestelle ich meinen jüngsten Sohn Robert. Sollte einmal ein braver Mann kommen, gleichgiltig, ob arm oder reich, mit dem Anny oder Dora glücklich zu werden glaubt, möge Robert als mein Stellvertreter die Verbindung fördern. Durch diese Bestimmung bitte ich zugleich Robert und Magda das Unrecht ab, das ich beging, indem ich mich ihrer Verbindung so lange widersetzte. Meine Entschuldigung dafür ist, daß ich während meines arbeitsvollen Lebens die Macht der Liebe erst zu spät kennen gelernt habe."

Punsch-Geschichten.

Im Jahre 1695 wurde zum ersten Male das neue Jahr bei einer Punschbowle von einem Engländer begrüßt. Freilich geschah das nicht in England selbst, sondern in Cadiz, wo der englische Admiral Russel einen Riesenpunsch am Weihnachtstage veranstaltet, der dort noch als Beginn des neuen Jahres galt, wie auch heute noch die Engländer ihre Glückwunschkarten zum neuen Jahr am Weihnachtsabend versenden. Ueber diesen Riesenpunsch berichtet ein Teilnehmer: Mitten in einem Garten von Limonen und Orangen befand sich eine Fontäne, die sauber mit holländischen Ziegeln ausgelegt war. In diese wurden am Christtage sechs Kufen Wasser gegossen, ein halbes Orthof echten Bergmalagas, 200 Gallonen Branntwein, 600 Pfund Zucker, 12,000 Limonen und genügend Muskaten. Admiral Russel lud alle englischen Kaufleute und das ganze Offizierskorps der Flotte zu Tisch, nach dem Essen geleitete er die Geladenen zu der Riesenbowle. In dem Punschbassin befand sich ein Boot, in dem ein geschmückter Knabe mit Bechern saß, mit denen er die Gesellschaft bediente.

Eine andere Punschgeschichte knüpft sich an den Namen des englischen Seehelden Rodney. Im Februar 1781 eroberte er eine Anzahl französischer Kolonien und gewann endlich am 12. April 1782 auf der Höhe von San Domingo einen glänzenden Sieg über die französische Flotte. Zur Belohnung für diesen Sieg spendete Rodney den Offizieren seiner Flotte einen Riesenpunsch, wie er weder nach wie vorher je gebraut worden ist. Dieser Punsch bestand aus 4 Tonnen Wasser, 1200 Flaschen Malaga, 600 Flaschen Rum, 600 Flaschen Kognak, 600 Pfund Zucker, 200 Muskatnüssen und 2600 Zitronen. Als Punschbowle diente ein Bassin aus Marmor, in dem ebenfalls ein Knabe, als Hebe gekleidet, in einem Kahn aus Acajouholz herumruderte und den Punsch schöpfte. Um den Rand dieser marmornen Riesen-Punschbowle saß Rodney mit seinen Offizieren herum und labte sich an dem Getränk.

Schließlich sei noch einer anderen reizenden Punschgeschichte Erwähnung getan, die Charlotte Niese in einer ihrer Heimatnovellen mitteilt. Der dänische König Friedrich VII. war nach Flensburg gekommen und hatte die schleswiger Ständemitglieder zu Tisch befohlen. Da er die tiefgekränkte mittel- und südschleswigsche Bevölkerung gern versöhnen wollte, sandte der leutselige Monarch nach Tisch den Hofmarschall zu den großbäuerlichen Ständedeputirten mit der Frage, ob sie denn auch mit der Bewirtung ganz zufrieden seien? Die Befragten bejahten dies, schienen jedoch einen gewissen Vorbehalt zu machen, der nach Tisch gereichte Punsch hatte ihnen nicht gefallen, und ein stattlicher alter Dorfmagnat meinte: „Bei dem Getränk kann der Mann doch unmöglich gesund sein!" Die Bauern hatten das am Tafelschluß gereichte und parfümirte Fingerspülwasser als Punsch getrunken.

Arthur Schreiner.

Roman eines Deutschen in Amerika

von Charles Ed. Kollmann.

(35. Fortsetzung.)

Unter solchen Umständen konnte man nicht an Hochzeiten denken. Kam keiner der Söhne heim, dann konnte Frau Harris Bella nicht entbehren, und ebensowenig konnte Louis seinen Vater jetzt verlassen. So verstand sich eine Brautschaft auf längere und unbestimmte Zeit von selbst.

Der Brautstand hatte aber das Gute, daß die Stimmung der Angehörigen dadurch gehoben wurde. Die Brautleute waren so ganz anders wie früher. Sie gingen gleichsam aus sich selbst hervor, waren fröhlich und gesprächig, lachten, sangen und tanzten wie nie zuvor. Das ist ansteckend, und alle machten mit. Die Folge war, daß dadurch den bösen Nachrichten die scharfe Spitze abgebrochen wurde, so daß sie nicht so tief und bei weitem nicht so ernsthaft davon berührt wurden, als wie es sonst wohl der Fall gewesen wäre.

So verging der Winter und der Frühling kam in voller Pracht in diesen trauten Erdenwinkel. Das kaum Verwelkte erblühte aufs Neue; Lust und Frohsinn herrschte überall.

Hatten die Herren bisher vermieden, über den Krieg und die möglichen Folgen zu sprechen, so hatten sie sich doch mit dem Gedanken an alle Folgen desselben vertraut gemacht und gingen jetzt frei und unverhohlen darauf ein, um den schlimmsten Fall zu besprechen und darauf vorbereitet zu sein. Lee hatte zwar im Mai wieder eine Schlacht über John Hooker bei Chancellorsville gewonnen; aber Grant hatte seine Armee um Vicksburg zusammengezogen, schon mehrere Siege gewonnen und die Stadt eingeschlossen.

Grant hatte so eine eigene Art festzuhalten, einerlei was vorging, zum Schluß war er immer oben. Und dann räumte er, wo er hinkam, so gründlich auf, daß da nichts mehr zu holen war. Breckenridge war mit einer Armee von Tennessee gekommen, um Vicksburg zu retten, aber Grant schlug auch ihn. Unter diesen Umständen war es ratsam, sich auf alles gefaßt zu machen. Ihre einzige Hoffnung war Lee, von daher mußte die ersehnte Hilfe kommen, und deshalb richteten sich aller Augen dahin.

Lee hatte seinen Marsch von Chancellorsville nach Norden bereits angetreten und ließ erkennen, daß er nach Maryland und Pennsylvania vordringen wollte.

Mitte Juni waren Harris und Wornals bei La Rues zum Besuch und saßen im Pavillon, welcher jetzt vollständig möblirt war. Die Damen unterhielten sich leise, aber die Herren waren umsomehr aufgeregt und laut.

„Wenn Lee das tut, dann macht er damit den größten Fehler, den er machen kann!" rief Louis.

„Er sieht eben die Sache anders an," wandte sein Vater ein. „Er muß eine Entscheidung so bald als möglich herbeiführen, weil unser Nachwuchs unsere Verluste nicht lange mehr ersetzen kann. Wenn er jemals Washington nehmen will, dann muß er es jetzt tun, und ich vermute, das ist seine Absicht. Gelingt es ihm, dann kann er dort die Friedensbedingungen diktiren."

„Das gebe ich zu," entgegnete Louis. „Wenn es ihm aber nicht gelingt, dann ist er und seine Armee verloren!"

„Ja, der Gefahr setzt er sich aus," stimmte der Doktor bei, „aber wie soll denn der Krieg zu Ende kommen? Wer nichts wagt, kann nichts gewinnen."

„Er setzt alles auf eine Karte," beharrte Louis. „Südlich von dem Potomac ist Lee im Vorteile, nördlich davon die Unionleute. Unsere einzige Hoffnung auf Erfolg ist, daß der Enthusiasmus da oben erkaltet und der Norden selbst Frieden verlangt. Deshalb muß unser Plan sein, den Krieg in die Länge zu ziehen, keinen Mann zu riskiren, und in der Defensive zu verharren."

„Dabei würden wir uns einfach langsam verbluten," war Herrn La Rues Ansicht. „Unsere Mittel sind mehr wie erschöpft; unser Kredit ebenfalls; die Zufuhr ist abgeschnitten, und fast jeder waffenfähige Mann steht im Felde. Jetzt hat Lee noch eine Armee, die der des Nordens annähernd gleich kommt, und die Gegner in Erfahrung, Kühnheit und Tapferkeit weit übertrifft. Lee weiß, daß Lincoln keinen General hat, der ihm ebenbürtig ist. Jetzt, oder nie! Einen großen Sieg! Washington ist die Losung! Ich stehe bei Lee."

„Lieber Nachbar," lachte der Doktor, „Sie sind so enthusiastisch, daß ich fürchte, Sie brennen uns bei erster Gelegenheit durch, und nehmen die Muskete auf die Schulter. Na, na! Denken Sie an unseren Spaziergang nach Corinth!"

„Gar keine Gefahr, Doktor. Aber glauben Sie nicht auch, daß Lee das Rechte gewählt hat?"

„Ja, das glaube ich recht gern; er wird es jedenfalls besser wissen als ich. Wir urteilen immer erst nachher. Hat er Erfolg, dann war es das Rechte, und er wird verehrt und vergöttert. Hat er keinen Erfolg, dann war es eine Dummheit."

„Frau Harris hatte schon lange nicht mehr auf das Geplauder der Damen geachtet; sie lauschte gespannt auf das, was die Herren sagten. Ihr Liebling, ihr Hektor, war ja dabei beteiligt, und das wog alles andere auf. Sie wußte, Hektor würde rücksichtslos seine Pflicht tun, ohne Zaudern durch Feuer und Kugelregen reiten; aber die Worte des Doktors berührten sie peinlich: „Hat er keinen Erfolg, dann war es eine Dummheit." Das war dann der Lohn, der seiner wartete für seine Aufopferung. Das war das herzlose Urteil der Welt, wenn er seine Mission nicht erfolgreich ausführen konnte. Da krampfte sich das Mutterherz zusammen, und sie flüsterte leise vor sich hin: „Ja, nur der Sieg wird belohnt, nicht der bittere Kampf. Aber, wer kann denn immer siegreich sein?"

Unter Hoffen und Bangen verliefen die folgenden Tage schnell. Die Telegraphen arbeiteten unaufhörlich, und meldeten getreulich, was vorging. Jetzt marschirten beide Heere auf Gettysburg zu; jetzt trafen die Spitzen auf einander; jetzt war der Kampf im vollen Gange. Hurrah! — Lee hat gesiegt! — Das war am Abend des 1. Juli. Am 2. wiederholte sich dieselbe Geschichte mit der Abänderung: „Große Vorteile errungen! Schwere Verluste auf beiden Seiten." Den nächsten Abend kam die Nachricht, daß Lee geschlagen und auf dem Rückzuge sei. Und den folgenden Tag, 4. Juli: „Vicksburg hat kapitulirt." Für Frau Harris kam das Schlimmste erst am 5. Juli: „Hektor vermißt!"

Das war zu viel auf einmal. Unter der Wucht dieser Schicksalsschläge brach sie zusammen. Die Freunde eilten herbei, um ihr Beileid zu bezeigen und sie zu trösten; aber da gab es keinen Trost. Sie hatte felsenfest gehofft, der Süden würde siegreich sein; jetzt trauerte sie um das Vaterland und um den Sohn. Kein Zureden half, sie glaubte jetzt, Hektor sei tot. Keine Träne feuchtete ihre brennenden Augen. Bleich und steif saß sie in einem Lehnstuhle, sah wie geistesabwesend starr vor sich hin und schien Niemanden zu bemerken.

Frau Harris hatte sich früher keine Freunde gemacht. Ihr stolzes Wesen war zu abstoßend gewesen, und seitdem sich das gemildert, war sie gar nicht mehr in andere Gesellschaft gekommen. Dieses Leid aber brachte ihr die Herzen näher, und jeder fühlte für sie das tiefste Mitleid. Louis nannte sie schmeichelnd „seine süße liebe Mama"; Bella schmiegte sich zärtlich an sie an und bat sie, sich doch zu fassen. Florence weinte und wußte doch eigentlich nicht recht warum.

Herr La Rue und Aline saßen ratlos dabei, ohne ein Wort zu sagen. Unter den vielen anderen, die sich einfanden, war auch Doktor Wornal und Thea; alle drückten schweigend die Hand der gebeugten Frau.

Endlich nahm der Doktor neben ihr Platz und sprach mit gedämpfter Stimme zu ihr: „Frau Harris, Sie dürfen sich nicht so gehen lassen. Bedenken Sie doch, daß Sie noch eine heilige Pflicht zu erfüllen haben, die vielleicht Ihre ganze Kraft in Anspruch nimmt. Reiben Sie sich und Ihre Kraft nicht nutzlos auf, Sie brauchen sie bald. In ein paar Tagen dann hören wir wohl mehr darüber und dann — na, Sie wissen doch, wie mein Freund und ich losgingen und die Jungens heimholten. Sehen Sie sich jetzt den Louis mal an! Da sieht man gar nicht mehr, wie schlecht es damals mit ihm stand. Wie wäre es aber mit ihm, wenn wir damals die Hände tatenlos in den Schoß gelegt hätten? Ueberlegen Sie sich mal ordentlich, was da alles möglich ist und rüsten Sie sich auf alle Fälle. Sie werden auch wohl lieber allein sein wollen? Ja, das versteh' ich. Ich will Ihnen die Besucher schon fernhalten und für Sie alle Fragen beantworten."

Die Anderen stimmten dem Doktor bei und redeten Frau Harris zu, bis sie sich von Louis und Bella in ihr Zimmer führen ließ.

Was war aus Hektor geworden, und wo waren Henry und Felix? — Das waren die Fragen, über die sich La Rues und Wornals die Köpfe zerbrachen. Frau Harris war ernstlich erkrankt, sie konnte sich um nichts bekümmern: deshalb mußten die Freunde nach dem Rechten sehen. Aber alle ihre Bemühungen, von den Vermißten zu hören, blieben erfolglos. Lee lag mit seiner Armee bei Williamsport am Potomac und konnte nicht hinüber. Jeden Augenblick mußte er gewärtig sein, von Meade angegriffen zu werden, und dann war er verloren. Da hatte man also keine Zeit, nach einem einzelnen Mann zu suchen, und von daher konnte man keinen Aufschluß erwarten.

So vergingen zwei Wochen, ohne daß etwas bezweckt wäre, da erhielt Herr La Rue einen Brief von Arthur. Das Ereigniß traf dann wie ein Sonnenstrahl in diese Nacht der Trübsal. Eiliger als sonst noch winkte er Aline herbei, und als sie dicht nebeneinander saßen, öffnete er den Brief und begann vorzulesen. Ganz weit kam er damit nicht, denn plötzlich sprangen beide auf und riefen jubelnd: „Gefunden, gefunden!"

„John, laß die Kutsche anspannen, aber schnell!" rief Herr La Rue aus der Tür. „Laß auch ein Pferd satteln und rufe einen Burschen, der es reiten kann!"

In aller Eile schrieb er dann auf ein Papier:

„Liebe Nachbarn! Arthur schreibt, daß Hektor bei ihm ist. Er ist krank, aber nicht gefährlich. Ich fahre zu Harris, um die Freudenbotschaft zu überbringen. La Rue."

Dieses Billet mußte ein Reiter, der bald vor der Tür hielt, nach Wornals bringen. Der alte Herr und Aline fuhren zu Harris.

Arthur hatte keine Zeit versäumt, sondern gleich an Herrn La Rue alles berichtet, was er selbst in der kurzen Zeit von Hektor erfahren. Er verheimlichte nicht, daß Hektor arg verletzt war; es gereichte aber doch zur Beruhigung, daß er gefunden, in guter privater Pflege war, und daß ein guter Arzt ihn in Behandlung hatte.

Frau Harris war sehr krank und es entstand die Frage, ob es ratsam sei, ihr die Nachricht zu überbringen.

„Der Doktor sagt, Freude tötet nicht! Ich bin dafür, daß sie gleich alles erfährt!" entschied Louis.

„Das ist auch meine Ansicht," stimmte Herr La Rue bei. „Es wird für sie die beste Medizin sein."

Louis übernahm es, ihr die Mitteilung zu machen.

„Gute Nachricht, Mama! Wir haben gute Nachricht von Hektor. Er ist bei Arthur Schreiner in Chicago."

Ein leichtes Lächeln überflog bei diesen Worten das Gesicht der Kranken, und ihre Augen ruhten erwartungsvoll auf Louis. Als dieser noch schwieg, frug sie leise: „Woher weißt du das?"

„Sie sind zu schwach, Mama, als daß ich Ihnen alles jetzt genau erklären kann; aber mein Vater hat soeben von Arthur einen Brief erhalten, worin er alles schreibt."

„Ist dein Vater hier?"

„Ja, Mama! Er ist gleich hierher gefahren, um Ihnen die frohe Botschaft zu bringen."

„Dann richte mich etwas höher auf im Bette, und laß ihn und alle hereinkommen."

„Nein, das geht nicht! Das würde Sie zu sehr anstrengen!"

„Nicht doch, es wird mich gesund machen. Tue was ich dir sagte."

Geräuschlos, aber mit heiteren Mienen kamen die Angehörigen herein. Herr La Rue begrüßte die Kranke ehrerbietig, berührte leicht ihre Hand und setzte sich auf ihren Wink neben das Bett.

„Ist es wahr?" frug sie ihn leise.

„Ja, es ist wahr. Hier ist der Brief."

„Bitte, lesen Sie mir vor, was er über Hektor schreibt."

Herr La Rue kam ihrem Wunsche nach, und las alles, was über ihn im Briefe stand. Noch während dem Lesen bekam ihr Gesicht etwas Farbe, es regte sie auf, aber zum Guten. Sie atmete freier und tiefer und lächelte zufrieden.

„Das gibt mir das Leben zurück," sagte sie nach einem tiefen Atemzuge. „Nun muß ich machen, daß ich gesund werde, damit ich ihn pflegen kann. Bella, gib mir etwas Portwein; der Doktor sagt, der würde mich stärken."

„Ja, das tut er auch," sagte der Doktor, der eben eintrat und die Worte hörte. „Trinken Sie nur, geehrte Frau, es wird Ihnen gut tun. Sehen Sie, ich bin direkt hierher geritten, um mich mit Ihnen zu freuen. So was tut gut. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß Sie sich auf Arthur verlassen können; der ist ein ganzer Mann. Was schreibt er denn eigentlich?"

Herr La Rue reichte ihm den Brief, den er schnell überlas.

„So, so," fuhr er dann fort. „Wendet sich da an die falsche Adresse und kommt doch recht. Famos, gerade wie auf Bestellung. Frau Harris, nehmen Sie mein Wort darauf, Ihr Sohn ist da eben so gut aufgehoben, als wie in Abrahams Schoße."

„Ich muß doch hin und ihn pflegen!"

„Versteht sich auch ganz von selbst!" bekräftigte der Doktor; „die Mutter muß den Sohn pflegen. Machen Sie nur, daß Sie zu Kräften kommen, denn die Krankheit ist gehoben. Wir müssen doch noch den nächsten Brief abwarten; bis dahin haben Sie sich soweit erholt, daß Sie nach Chicago gehen können. Das kühle Klima dort wird Ihnen auch zu Gute kommen."

Denselben Abend sollte Frau Harris nochmals freudig überrascht werden. Felix kam heim. Gefolgt von Bella und Florence kam er, bestaubt und beschmutzt wie er war, eilig in ihr Zimmer, beugte sich zu ihr nieder, küßte und herzte sie und fragte ängstlich, was ihr fehle.

„Sorge dich nicht mehr um mich, Felix, in ein paar Tagen bin ich wieder ganz besser. Aber, wie siehst du aus? Wo kommst du her?"

Fröhlich lachte Felix auf. „Mama, wir sind dem Grant von Vicksburg durchgebrannt, Henry und ich; auch noch einige andere, wenn sie durchgekommen sind. Am 3. Juli hörten wir, daß Pemberton die Stadt am 4. übergeben wollte, und da war unser Plan bald gemacht. Wir kennen den Fluß, und der Fluß kennt uns, und das machten wir uns nutzbar. Das Wasser ist seit einiger Zeit immer langsam gefallen, deshalb traten die Sandbänke im Flusse, weit draußen dem Ufer entlang, fast zu Tage. Letzten Winter, als das Wasser so niedrig war, konnten wir sie ganz deutlich sehen, und, nur so im Spaß, besprachen wir so einen Fall. Jetzt sollte es ernst werden. Die Yankees hatten ihre Postenkette dem Wasser zu nicht verlängert. Das gab uns freien Raum, den Fluchtversuch außer Schußweite zu machen. Die Nacht war recht trübe und finster, gerade, wie wir es wollten. Wir waren natürlich sehr vorsichtig; bald krochen wir auf dem Bauche, bald schwammen wir durch tiefes Wasser, dann marschirten wir auf den Inselsandbänken dahin, bis wir endlich aus dem Bereiche des Lagers waren und festes Land betraten. Damit war aber die Gefahr nicht vorüber. Wir konnten unsere Uniform nicht vertauschen, und überall trafen wir auf feindliche Truppen. Wir schlichen uns deshalb erst weit östlich, marschirten nur des Nachts, die Einwohner waren uns freundlich gesinnt und halfen uns gern durch, und so kamen wir heute hier glücklich an."

La Rues saßen beim Nachtessen und sprachen dabei über Arthurs Brief, und die darin enthaltenen Mitteilungen, als die Tür aufging und ein schlanker Mann, in die Rebellenuniform gekleidet, die über und über mit Schmutz bedeckt war, in das Zimmer trat. Einige Schritte von der Tür blieb er stehen und salutirte mit seinem eingewickelten Degen; doch schnell warf er ihn in eine Ecke, lief auf Herrn La Rue zu und schloß ihn in seine Arme.

Louis und Aline erkannten ihren Bruder dann auch gleich und drängten sich heran. Da wurde dann umarmt, geherzt und geküßt, gefragt und gelacht, als hätten sie sich hundert Jahre nicht gesehen.

„Achtung! Aufgepaßt!" rief Henry schließlich mit Kommandostimme: „Jetzt erhalte ich ein großes Glas Wein, dann mache ich einen Generalreinigungsprozeß durch, dann esse ich alles auf, was Ihr übrig gelassen habt, und dann will ich erzählen, so lange Ihr wollt!"

„Angenommen!" lachte Louis; „das ist nicht mehr wie recht und billig."

Aline klatschte vor Vergnügen in die Hände und besorgte den Wein.

Nach einer geraumen Weile erschien Henry wieder, in einen hellen Hausanzug gekleidet, und begann nun die dritte Nummer im Programm auszuführen, wobei er einen großartigen Eifer entwickelte.

Alle sahen ihm lange Zeit lächelnd zu; dann frug der Vater:

„Nur eine Frage jetzt, Henry; hast du Urlaub?"

„Ja! französischen!" sagte er, ohne das Kauen zu unterbrechen. „Wir sind Grant durchgebrannt, Felix und ich."

„Na, dann laß dich nicht stören. Ich will dir, während du ißt, erzählen, was sich hier zugetragen hat."

Das paßte Henry sehr gut, und er gab dem Vater hinreichend Zeit, so daß dieser seine Mitteilungen gar nicht einzuschränken brauchte. Endlich wischte er sich mit der Serviette den Mund ab, lehnte sich im Stuhle zurück, und sagte nach einem tiefen Atemzuge:

„So, das wäre überstanden. Ihr müßt wissen, daß ich seit Wochen keine rechtschaffene Mahlzeit gehabt habe. Die Leute hätten uns gern alles gegeben, sie hatten aber selbst nichts. Was unsere Soldaten nicht genommen, das haben die Bundestruppen aufgegabelt. O, es sieht traurig aus im Lande. Mir ist die Lust am Kriege ganz vergangen," und finster setzte er halblaut hinzu: „Sie sollen die Nigger frei setzen, wenn sie wollen, was geben wir darum."

„Wenn das alles ist — ja, die Sklaven können sie frei setzen, für die Sklaverei fechten wir nicht, nur indirekt. Wir kämpfen für unsere Prinzipien, für unser Recht, daß jeder Staat einzeln und allein frei und unabhängig sein soll!" sagte der Vater.

„Wir sind gar nicht so weit auseinander, wie Papas Worte andeuten," vermittelte Louis zu Henry gewandt. „Wir können darüber später noch genug sprechen; aber heute Abend laß Politik in Ruh'; erzähle uns lieber deine Erlebnisse."

Der Vorschlag fand Anklang, und Henry erzählte. Er schilderte die Schlachten um und vor Vicksburg, das Leben in der Stadt, von den haushohen Erdwällen, die sie aufgeworfen und mit 170 Kanonen besetzt hatten, wie von Tag zu Tag ihre Hoffnung, die Stadt zu halten, schwand, und es schließlich zur Gewißheit wurde, daß das Ende nahe war. Wie er dann mit Felix in der Nacht vom 3. Juli die Postenkette im Flusse umgangen und sie ihre Flucht bewerkstelligt hatten.

Das war alles interessant genug, und ließ sich gut anhören. Er schilderte besonders die Reise durch das Land recht humoristisch; damit täuschte er aber seine Zuhörer gar nicht; die großen Gefahren und Strapazen, die er dabei durchgemacht hatte, waren unverkennbar.

Der Fluß war jetzt wieder der Schiffahrt geöffnet und die palastartigen Dampfschiffe fuhren wieder auf und ab wie früher. Frau Harris hatte sich zusehends erholt und hätte schon die Reise per Dampfschiff bis Cairo und von da mit der Eisenbahn nach Chicago aushalten können. Sie wartete aber auf den nächsten Brief von Arthur, und der wollte gar nicht kommen.

Felix und Henry wußten nicht recht, was sie tun sollten. Ihr Regiment, vielleicht noch 300 Mann, waren Kriegsgefangene unter Parole. Pemberton versuchte alle diese in einem Lager beisammen zu halten, um sie gleich wieder im Kriege zu verwenden, sobald sie ausgewechselt waren. Diese Beiden standen nicht unter Parole und konnten deshalb in irgend einem anderen Regimente so lange Dienste nehmen; doch das wollten sie nicht und so blieben sie vorläufig daheim.

Henry hatte Florence ernstlich erzürnt. Florence hatte am Morgen nach seiner Rückkehr schon auf ihn gewartet. Sie glaubte sicher, er würde ihr seine Arme schon von weitem ausbreiten, und sie wollte ihm dann an die Brust fliegen, aber statt dessen kam er ganz gemütlich auf sie zu, schüttelte ihr die Hände und sprach, als wenn sie gar nicht acht oder zehn Monate getrennt gewesen wären. Nein, der gefühllose Mensch! Der hatte gar kein Herz in der Brust! Das ließ sich ja gar nicht ertragen! Wenn sie an seinem Platze gewesen wäre, dann hätte sie ganz anders zugefaßt. Bald hatte sie diese schmerzliche Enttäuschung aber schon wieder vergessen und marschirte an seiner Seite lustig durch Feld und Wald.

Der erwartete Brief von Arthur kam dann auch endlich an. Er hatte sich an Major Carpenter gewandt, um über Hektors Unfall so viel Aufschluß wie möglich zu erhalten. Das erklärte die Verzögerung. Das Antwortschreiben hatte Arthur mit eingelegt.

Arthur schrieb, daß Hektor noch bettlägerig sei und keine große Fortschritte zur Besserung bis jetzt gemacht habe. Es ließe sich bei ihm nichts speziell feststellen; er sei im Ganzen verdrückt und gelähmt. Der Doktor glaubte, daß, wenn er erst das Bett verlassen und etwas Bewegung erhielte, dann ginge die Besserung schneller vor sich. Er wollte in kurzer Zeit den Versuch damit machen. Sonst bemerkte Arthur noch, es sei kaum möglich, daß seine Mutter ihn besser verpflegen könnte, als es die Familie Walbridge täte; er hätte aber mit Frau Walbridge darüber gesprochen, und sie habe ihn beauftragt, Frau Harris zum Besuch einzuladen und sie solle so lange bleiben, wie es ihr gefiele.

Arthur schrieb noch viel mehr; das stand aber auf anderen Blättern und wurde nicht vorgelesen.

Der Major schrieb:

„Lieber Arthur!

Mit der Rettungsgeschichte wird es wohl seine Richtigkeit haben, aber für mich ist blutwenig Verdienst dabei. Wir wollten unserer Kavallerie zu Hilfe reiten, die mit Ewell bei Williamsport im Kampfe begriffen war. Es war gegen Mitternacht am 4. Juli, der Regen goß in Strömen, Donner und Blitz folgten sich haarscharf und unaufhörlich, und der Sturmwind fegte und wirbelte wie rasend. Unser Führer hatte dabei den Weg verloren, und ich ritt mit Dok Reynolds an der Spitze meines Kommandos, die rechte Fährte suchend. Bei dem Leuchten der Blitze sahen wir Beide zu gleicher Zeit den Verunglückten. Wir sprangen von unseren Pferden, Dok untersuchte ihn flüchtig und fand, daß er noch lebte. Unsere Ambulanz war leer; ich ließ sie herbei holen und half den Mann hinein legen. Dabei sah er mich, als er auf Sekunden die Augen öffnete, denn der Himmel war wie ein Feuermeer und beleuchtete die Szene wie am hellen Tage. Gegen Morgen erreichten wir ein Feldhospital, da ließen wir ihn; aber ehe wir fortritten, sah er mich noch einmal an und wollte mir danken. Einliegend seine Brieftasche, sie hat für die Behörden keinen Wert, gib sie ihm zurück."

Frau Harris wäre nun gern gleich abgereist, und doch zauderte sie jetzt; sie ließ sich durch ganz unbedeutende Dinge aufhalten, für die sie keine stichhaltige Entschuldigung wußte. So verlief der August und sie war noch daheim. Ruhe fand sie dabei nicht. Arthurs Berichte über Hektor waren nicht so gut wie sie wünschte, immerhin aber doch besser als wie es hätte sein können. Sie sehnte sich danach, von Hektor einen Brief zu erhalten, den er selbst geschrieben, aber Arthur erklärte, der Kranke sei dazu außer Stande, da er noch gelähmt sei.

Frau Harris wurde ganz melancholisch. Sie sprach fast gar nicht, aß wenig und schlief wenig. Der Doktor sah, daß irgend etwas geschehen mußte, um sie aufzurütteln und drang nun darauf, daß sie so bald wie möglich die Reise nach Chicago antreten sollte. Gleichgiltig und willenlos nahm sie alles an, und so befand sie sich einige Tage später auf einem eleganten Dampfschiffe und fuhr, von den Segenswünschen der übrigen begleitet, nach Norden, dem feindlichen Lande zu.

Mr. Walbridge und Arthur waren sehr stark beschäftigt und konnten kaum von anderen Sachen Notiz nehmen. Hektor hatte sich schon in der ersten Woche so weit erholt, daß Arthur ihm erzählen konnte, wie er mit der Familie Harris bekannt geworden war, und was sich da zugetragen; er war aber dennoch so schwach, daß man ihm für weitere Berichte mehr Zeit lassen mußte. Die Beiden fühlten sich als gute Freunde, nur daß Hektor es nicht so aussprechen konnte, vieles blieb noch unerwähnt. Abends brachte Arthur gewöhnlich einige Zeit bei Hektor zu, weil er tagsüber dazu keine Zeit hatte; wenn er den Kranken dann auch nach manchem frug, so bekam er doch nur halbe Antworten, weil diesem das Sprechen noch so schwer wurde. Allmählich schien er mehr Interesse am Leben zu nehmen, erkundigte sich nach den Hausbewohnern und dergleichen mehr.

Eines Abends trat der Arzt in das Haus und meldete sich bei Frau Walbridge. Er erzählte ihr, wie es nach seiner Ansicht mit Hektor stand. Sein Leben sei nicht in Gefahr, aber es liege die Möglichkeit vor, daß er lebenslang gelähmt bleiben könnte. Versuchsweise hielt er es für angebracht, Hektors Gesichtskreis zu erweitern, um zu erfahren, was das für einen Einfluß haben würde. Wenn Frau Walbridge nicht abgeneigt sei, dann bäte er um die Erlaubniß, ihr Hektor vorstellen zu dürfen.

Frau Walbridge war gar nicht abgeneigt, im Gegenteil, sie freute sich sehr darauf. Ihr gutes Herz hatte schon längst geblutet, daß sie im Krankenzimmer nicht nach dem Rechten sehen konnte. So fand die Vorstellung denn gleich statt. Sie traten in das Krankenzimmer und der Arzt begann:

„Mr. Harris, ich erlaube mir, Ihnen Frau Walbridge, unsere liebe Wirtin, vorzustellen."

Hektor betrachtete einige Sekunden lang die freundliche, ansehnliche Frau, dann zog er ihren Blick auf seine Hand. Sie verstand ihn gleich; es fiel ihm schwer, auch nur eine Hand zu erheben, deshalb neigte sie sich zu ihm, schloß seine Hand in ihre beiden ein und sagte:

„Ich konnte die Zeit kaum erwarten, daß es mir erlaubt sein würde, mich persönlich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Jetzt, da der Arzt glaubt, daß mein Kommen Sie nicht zu sehr stört, hoffe ich, daß Sie mir erlauben, zuweilen bei Ihnen einzutreten."

Hektor fing nun gleich an, von Dank zu sprechen.

„O, bitte," unterbrach sie ihn lächelnd, „das kommt bei mir an die falsche Adresse, das können Sie später einmal bei meinem Manne und Mr. Schreiner anbringen. Aber sagen Sie mir, ob ich irgend etwas für Sie tun kann."

„Nein, ich bin gut aufgehoben und versorgt. Ich brauche nur Ruhe," erwiderte Hektor.

„Dann bitte ich um Entschuldigung, daß ich Sie störte."

„Nicht so, Frau Walbridge," und das erste Lächeln huschte über Hektors bleiches Gesicht, „Ihr Besuch hat mir wohlgetan und ich bitte Sie, kommen Sie so oft wie es Ihnen möglich ist. Mit Ruhe meine ich nur körperliche Ruhe, still und ohne Bewegung zu liegen."

„Ich glaube, es ist gut für Sie, wenn Sie mehrere Gesichter um sich sehen," sagte der Arzt. „Es kann nichts schaden, wenn wir den Versuch machen; und greift Sie das zu viel an, dann geben wir es wieder auf."

„Es wird mich nicht angreifen, ich kann aber nicht viel sprechen."

„Das wird auch nicht verlangt und hängt ganz von Ihnen ab. Strengen Sie sich gar nicht an. Oder soll man Ihnen vorlesen?" Als Hektor schwieg, fuhr der Arzt fort: „Ich möchte Sie aus dieser Lethargie aufrütteln. Wenn Sie so daliegen, kommen Sie nicht weiter. Medizin nützt uns nichts. Wir müssen Ihr Interesse an irgend etwas wachrufen, sonst können Sie noch hundert Jahre daliegen, ohne gesund zu werden."

Nun lachte Hektor wirklich, als er zu Frau Walbridge aufsah.

„Das wäre doch wohl zu viel von Ihnen verlangt, verehrte Frau; ich will es nur gestehen, ich fühle mich jetzt schon etwas besser."

„Wir gehen natürlich langsam und vorsichtig zu Werke," fuhr der Arzt fort. „Sie selbst müssen beurteilen, wenn es genug ist; kein Anderer kann das so gut wie Sie selbst. Was Sie aufregt, ist verboten; sonst nichts. Sie können tanzen, singen, Klavier spielen und Ihre Freunde empfangen. Alles was Sie wollen, nur sich nicht unnötig aufregen oder zu weit gehen."

„Damit werden Sie doch zufrieden sein," fiel Frau Walbridge ein. „Die Medizin schmeckt nicht bitter, Sie brauchen nur zu sagen, was Sie wünschen."

„Mit der Speisung bleibt es noch wie bisher, Frau Walbridge," instruirte der Arzt, „bis wir ihn aus dem Bette haben; dann können Sie an ihm erproben, was Ihre Küche vermag. Jetzt muß ich gehen. Ich empfehle mich Ihnen, meine Herrschaften."

Frau Walbridge begleitete den Arzt bis vor die Tür.

„Noch eine Frage, Doktor," hielt sie ihn an; „würden Bäder ihm vielleicht gut tun?"

„Jawohl, sehr, besser wie Abreibungen; aber Sie sind nicht darauf eingerichtet, und dann würde es zwei Mann erfordern, um ihn zu bedienen."

„Schön, dann werde ich das einmal mit meinem Manne überlegen. Sind heiße oder kalte besser?"

„Das kommt auf einen Versuch an und ich bin willens, ihm die Wahl zu überlassen."

„Danke. Guten Morgen, Doktor."

Frau Walbridge ging wieder zu Hektor und setzte sich neben das Bett.

„Der Arzt meint, daß Bäder besser für Sie sind, als wie das Abreiben; und Sie sollten selbst sagen, ob es warme oder kalte sein sollen. Wollen Sie das probiren, Mr. Harris?"

„Ich kann mich ja gar nicht rühren," erwiderte dieser.

„Das läßt sich schon machen, wenn es nicht zu schmerzhaft für Sie ist. Wir lassen dazu noch einen Mann holen, dann wird es schon gehen."

„Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen für alle die Mühe danken soll."

„Den Dank lassen Sie dann bei meinem Manne, da hole ich ihn mir ab. Wollen Sie warme oder kalte Bäder?"

Hektor sah seine Wirtin dankbar an: „Recht heiß, wenn es möglich ist!"

„Jetzt ist es zehn Uhr," sagte diese. „Um elf Uhr kann ich alles bereit haben. Dann nehmen Sie Ihr Bad, nach dem Bade darf ich Ihnen ein Glas Wein geben, dann essen Sie zu Mittag, und dann schlafen Sie. Angenommen?"

Hektor nickte der resoluten Frau lächelnd ein „Ja" zu. Diese besprach mit dem Aufwärter alles Nötige und frug, wen er zu Hilfe haben wollte.

Sie schrieb sich die Namen und die Adresse des Gehilfen auf und empfahl sich.

Um elf Uhr stand die Badewanne mit dampfend heißem Wasser gefüllt nahe bei dem Bette. Hektor wurde auf eine mehrfach zusammengelegte Wolldecke gehoben, und mit dieser in die Wanne gelegt. Das war ohne große Schmerzen geschehen. Anfangs war ihm das Wasser zu heiß, aber in wenigen Minuten schon war das vorüber, er fühlte sich recht behaglich und ließ den Kopf auf die dazu bereit liegenden Decken zurücksinken. Die Aufwärter machten erst das Bett zurecht und dann knieten sie neben der Wanne nieder und begannen ihre Massage. Beide waren gut geübte Krankenpfleger und wußten wie so ein Kranker angefaßt werden mußte. Dieses leichte Reiben, Streichen und Drücken, welches allmählich stärker wurde, ohne ihm Schmerzen zu machen, tat Hektor sehr wohl. Die nasse Wärme machte den Körper geschmeidig, und die Massage setzte das Blut in Bewegung. Er streckte sich, atmete freier und tiefer und ließ sie gewähren.

„Nun ist's genug," hörte er den einen sagen; und ehe er wußte, wie ihm geschah, lag er auf einer Wolldecke auf dem Bette, war mit einer andern zugedeckt, und unter dieser mit weichen Tüchern abgetrocknet. Dann wurden alle Decken entfernt, und Hektor lag, sich wie neugeboren fühlend, wieder in seinem Bette.

„Das haben Sie gut gemacht!" sagte er zu den Aufwärtern, die vor ihm standen und ihn aufmerksam betrachteten.

Beide lachten fröhlich auf: „Ja ja, das kennen wir. Sie haben es gut ausgehalten, nicht mit der Wimper gezuckt; da wird bald alles gut werden."

Schnell wurde die Badewanne entfernt, das Zimmer wieder in Ordnung gebracht und dann erhielt Hektor das versprochene Glas Wein, welches er behaglich austrank.

Dabei war es Mittag geworden. Eben schlug die Glocke zwölf, da trat Frau Walbridge mit der Wassersuppe in das Zimmer.

„Ei, Sie sehen aber gut aus!" rief sie Hektor überrascht zu. „Das Bad muß Ihnen gut bekommen sein, das muß ich sagen;" damit setzte sie sich neben Hektor und führte ihm löffelweise die Suppe zum Munde. Dabei plauderte sie munter weiter. „Gelt, nun schmeckt Ihnen auch das Essen besser. Ja, wir freuen uns schon darauf, wenn wir Ihnen erst Roastbeef und dergleichen bringen können. Das wird auch nicht mehr lange auf sich warten lassen. Und dann setzen Sie sich hinüber zu uns in den Parlor, da wird Ihnen dann die Zeit nicht mehr so lang. Sie können gewiß viel vom Kriege erzählen. Ja so!" unterbrach sie sich, „davon dürfen wir nicht sprechen; aber Sie können uns von Ihren Angehörigen erzählen. Das regt Sie am Ende auch zu viel auf? Nicht? Na, das ist auch gut. Bis dahin wird Ihnen auch ein bischen Aufregung nicht schaden. Wissen Sie, wir Frauen hören gern so Familiengeschichten. Was ich sagen wollte, wir brauchen über die Badekur nicht viel zu sprechen. Wenn sie gut anschlägt, wie ich glaube, dann wollen wir die Herren eines Abends überraschen, wenn sie heimkommen. Dann setzen Sie sich in den Parlor und warten auf sie; das wird eine Freude geben. Machen Sie nur, daß Sie bald besser werden. Sehen Sie, da ist die Suppe schon alle; soll ich mehr holen? Nicht? Na, dann legen Sie sich jetzt schlafen, ich sehe, Sie sind müde. Lassen Sie mich nur rufen, wenn Sie etwas wollen, ich komme gern." Damit entfernte sie sich, ohne Hektor Gelegenheit gegeben zu haben, auch nur ein Wort zu sprechen.

So kam es, daß keiner der Herren wußte, welche Fortschritte Hektor machte. Der Arzt war sehr zufrieden mit dem Resultate der Badekur, besonders nachdem er dem Wasser hatte Salz zusetzen lassen, und freute sich mit den Damen über den Erfolg. Damit stand freilich noch nicht fest, daß Hektor jemals ganz genesen würde, aber jedenfalls, daß er sich wieder allein helfen konnte, und das war nicht gering zu schätzen.

Hektor fühlte selbst, wie sich hier oder dort Bande lockerten, die ihn bisher gänzlich gefesselt hielten.

Er konnte ohne besondere Schmerzen aufrecht im Bette sitzen und mit Bedacht seine Suppe allein essen. Sein Appetit wurde täglich besser, und er fühlte schon Verlangen nach etwas Festerem. Auch fühlte er etwas wie Lebenslust in sich wach werden; er dachte über Erlebtes und Bevorstehendes nach, ohne daß es ihn aufregte oder näher berührte. Er sprach nicht viel, obgleich es ihn nicht mehr angriff; aber man hörte doch, daß sein Sprachorgan kräftiger wurde. Er war durchaus nicht sentimental angelegt und doch berührte ihn das einfache liebenswürdige Benehmen seiner Wirtin so eigentümlich. Oefters glaubte er, wie aus weiter Ferne leise Musik oder Gesang zu hören; dann lauschte er, ganz gegen seine Gewohnheit, bis er dabei einschlief, und dann hörte er es noch in seinem Traume.

Arthur besuchte ihn noch regelmäßig, und hatte ihm allmählich alles Nötige mitgeteilt, so daß er den Zusammenhang kannte. Auch von späteren Vorkommnissen hatte Arthur gesprochen, was gar nicht auffiel. Er frug nicht, woher er das wußte; so weit hatte er noch nicht gedacht. Jetzt aber nahm er schon mehr Interesse an allem.

Eines Abends sagte Arthur zu ihm, daß seine Mutter sich sehr um ihn geängstigt habe; seitdem sie aber wüßte, wo er wäre, hätte sie sich etwas beruhigt.

„Woher wissen Sie das?" frug Hektor ganz unvermutet.

„Das will ich Ihnen später sagen, hier braucht es noch sonst niemand zu wissen. Wenn ich darüber spreche, dann kommt noch manches andere mit dazu, und das kann noch aufgeschoben werden."

„Wie hat meine Mutter die Nachricht aufgenommen?" frägte Hektor.

„Ich wußte damals noch nicht, ob Sie überhaupt mit dem Leben davonkommen würden. Deshalb schrieb ich nur, daß Sie mit dem Pferde gefallen und dabei verletzt wären, und daß Sie in Privatpflege, folglich gut aufgehoben wären. Für Ihre Mutter war es schon ein großer Trost, zu wissen, daß Sie lebten."

„Ja, die Mama hat mich immer sehr gern gehabt," sagte Hektor gedankenvoll. „Wenn möglich, lassen Sie ihr sagen, daß ich mich bedeutend besser befinde."

„Das besorge ich, Hektor; und es ist der Wahrheit gemäß. Sie haben sich zusehends erholt. Halten Sie sich tapfer, dann wird es nicht mehr lange dauern, und wir gehen zusammen spazieren."

„Ich? Mit meiner grauen Uniform?"

Nun lachte Arthur herzlich auf: „Oh, wenn Sie das genirt, dafür kann Rat werden. Die packen wir ja doch ein, wenn ich Sie nach dem Süden bringe. So schnell gedenken Sie doch nicht wieder in den Dienst zu treten?"

„Das wird gute Wege haben, Arthur; für den Dienst passe ich nicht mehr!"

„Na, dann werden Sie wenigstens doch nicht auch noch totgeschossen!" lachte Arthur. „Nein Hektor, Sie haben Ihren Teil gewiß schon getan, dessen bin ich überzeugt, ohne Ihre Geschichte zu kennen. Es mag sich ja in die Länge ziehen, bis Sie ganz der Alte wieder sind; aber gesund werden Sie wieder, ganz ohne Zweifel. Sie sind ja sonst kein Schwarzseher; also fassen Sie Mut und haben Sie Geduld und Vertrauen."

Hektor nickte bestätigend. „Sagen Sie mir, Arthur, ich glaube oftmals Musik oder Singen zu hören, ist das Täuschung?"

„Nein, das wird keine Täuschung sein. Stört Sie das?"

„Nein, es stört mich nicht. Bisher gab ich nichts auf Musik, jetzt aber warte ich förmlich darauf, sie zu hören."

„So? Das wird die jungen Damen freuen. Sie haben alle Türen fest zugemacht und nur sehr leise musizirt, um Sie nicht zu stören. Wenn es Ihnen aber gefällt, dann können sie jetzt wenigstens eine Tür auflassen, damit Sie es besser hören können."

„Ja, es unterhält mich sehr angenehm."

Das geschah denn auch von nun an; und es paßte sich sehr gut, daß das Spiel der Mädchen kein Trommelschlag war. Deutlich und doch sanft drangen die einfachen Tonbilder in das Krankenzimmer und übten einen wohltuenden Einfluß auf den Kranken aus. Dann hörte er die lieblichen reinen Mädchenstimmen, die sich in Harmonie und Vortrag eng an einander schmiegten: dabei schloß er wohl die Augen und ließ alles wie einen schönen Traum an sich vorüberschweben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Heringshandel.

Deutschland verbraucht jährlich rund 1½ Millionen Faß Salzheringe, wovon nur 300,000 Faß aus eigenem Fang stammen. Darin liegt nicht etwa ein Mangel, denn die Arbeitskräfte der Seeküste und auch das Kapital wird besser und vorteilhafter in der Hochseefischerei verwendet, weil die Deutschen in Friedenszeiten von anderen Völkern Salzheringe in genügender Menge zu billigem Preise beziehen können. Schotten, Engländer und Norweger können deshalb billiger liefern, weil ihre Waare nach jedem Fang sofort an Land gebracht und von Frauen verarbeitet wird, während Deutsche und Holländer, die an denselben Stellen der Nordsee fischen, ihren Fang von Männern an Bord verarbeiten lassen müssen.

Mitte Mai erscheint an der Nordküste von Irland und der Westküste von Schottland ein junger Hering, bei dem Milch und Rogen noch gar nicht entwickelt sind. Es ist der bekannte und beliebte Matjes, d. h. Jungfernhering, der von den Engländern ganz mild gesalzen wird, während die Deutschen aus verschiedenen Ursachen ihn härter salzen. Der erste Fang wird stets von schnellfahrenden Schiffen, den „Jagern", an die Küste gebracht, da die Nachfrage zu Anfang die besten Preise erzielen läßt. Später erscheinen die Vollheringe, d. h. die kurz vor dem Laichen stehenden erwachsenen Heringe, u. von September ab bis zum Dezember werden die „hohlen" Heringe gefangen, die den geringsten Preis erzielen, aber viel gekauft werden. Die schottischen Vollheringe, von denen 600 bis 650 ein Faß füllen, kosten etwa 40 Mark, die hohlen „Spents" mit 900 Stück im Faß 27 Mark. Die deutschen auf denselben Fischgründen gefangenen Heringe erzielen etwas höhere Preise, weil sie unmittelbar nach dem Fang an Bord verarbeitet werden. Die Waare ist also gleichläßiger und frischer als die englische, die oft mehrere Tage lang zusammengepfercht liegen muß, ehe sie an Land verwertet wird.

Leset die „Abendpost".

Der verhängnißvolle Schneesturm.

Erzählung aus dem westlichen Iowa von **Valentin Fern.**

1.

Es war im Monat Februar und bitterkalt. Tausende von Meilen weit bedeckte den gewaltigen Missouri eine schneeschimmernde Eisdecke, die so dick war, daß man mit den schwersten Lastwagen ungefährdet von dem einen Ufer zum anderen fahren konnte.

In solcher Zeit ist das Leben in den Farmen außerordentlich eintönig; viel Arbeit gibt es in solcher Zeit nicht; der Brennholzvorrat ist im Herbst im Schuppen untergebracht; mächtige Scheite flammen und prasseln im Kamin. Während der größten Zeit des Tages sitzt die ganze Familie an dem lodernden Feuer, und dann werden Geschichten erzählt, alte und neue, wie es kommt. Bisweilen nimmt auch der Hausherr oder der älteste Sohn die Büchse zur Hand, zieht Schneeschuhe an und geht auf die Jagd oder auf den Fischfang.

Die Frauen unterhalten sich unterdessen daheim mit Nähen, Stricken, Kochen, Braten, Einsalzen, Scheuern und anderen nützlichen Arbeiten. Geschwatzt wird viel, gegessen noch mehr und der Kaffeekessel hängt beständig über dem Feuer. Man schläft gerne lange und langweilt sich so durch den langen harten Winter mit möglichst viel Geduld.

So leben die Leute im westlichen Iowa und im östlichen Nebraska zur Winterszeit, wenn der Missouri zwischen den beiden Staaten unter seiner starren knarrenden Eisdecke dahinschleicht.

Jetzt durchschneiden freilich Bahnlinien die beiden Saaten.

Aber zur Zeit unserer Erzählung gab es dort noch keine Eisenbahn. Da hatte am oberen Missouri, einige Meilen unterhalb Council Bluff, der strebsame und fleißige Farmer Thomas Cooper eine Niederlassung gegründet in schöner Gegend, wo der Boden fruchtbar ist, teils Bottomland, teils Holzland und Prairie. Die mächtigen Hickorys, Eichen und Sycomoren waren unter den Streichen der Axt gefallen und hatten das Material geliefert zu einem trefflichen, geräumigen und behäbigen Blockhause, welches von wohleingefenzten Mais-, Weizen- und Kartoffelfeldern umgeben war. Mit Hilfe seiner beiden Söhne Henry und James, sowie einiger Helps, hatte Cooper dies Improvement geschaffen und besaß nun Alles, was zu den Notwendigkeiten des **Lebens** gehört, im Ueberfluß.

Er war 50 Jahre alt, ein starker, robuster, willenskräftiger Mann von gutem Aussehen. Seine Söhne arteten nach ihm. Seine Frau Hanna und seine Tochter Judith, Erstere sehr würdig und Letztere sehr hübsch, waren echte Hinterwäldlerfrauen und zufrieden mit ihrem Schicksal, sofern nur alle Jahre einmal ein Peblar mit neuen Kleiderstoffen, Zwirn, Nähnadeln und dergleichen ins Haus kam.

Es war neun Uhr Abends. Draußen heulte der Schneesturm um das einsame Gehöft, daß die Fensterläden klapperten und das Gebält erkrachte. Inwendig aber war es licht und warm, große Klötze prasselten funkensprühend im Kamin und zwei angezündete Lampen verbreiteten Helle. Die Farmerfamilie hatte ihr Abendessen beendigt, sich noch ein Stündchen unterhalten und wollte sich eben zur Ruhe legen, als draußen das Schellengeläute eines Schlittens durch das Sturmesgebraus vernehmlich erscholl.

„Hoho!" rief der älteste Sohn Henry erstaunt, „wir bekommen Besuch! Wer zum Henker mag bei diesem Wetter auf dem Missourieis oder auf der Prairie umherstreifen?"

„Es ist vielleicht Jemand, der sich verirrt hat und Schutz sucht," meinte Cooper. „Er soll willkommen sein, wenn er Anspruch macht auf unsere Gastfreundschaft."

Er stand auf und schritt, gefolgt von Henry und James, welch Letzterer eine Lampe in die Hand nahm, vor die Haustüre. Sobald dieselbe geöffnet wurde, schlugen ihnen die Schneewehen ins Gesicht, so daß sie kaum sehen konnten.

„Halloh!" rief eine kräftige Stimme. „Kann man hier ein Obdach finden für die Nacht?"

„Versteht sich, Fremder!" versetzte der Hausherr. „Das ist ein entsetzlich schlechtes Wetter heute Nacht. Selbst die schuftigste Rothaut würde ich nicht von meiner Tür jagen, wenn sie zu mir käme und Schutz verlangte!"

Er watete mit Henry durch den Schnee bis zum Tor, wo der mit einem schwarzen Gaul bespannte plumpe Schlitten des Reisenden hielt, öffnete, half dem Fremden aussteigen und ging mit ihm ins Haus, indeß Henry den Schlitten im Schuppen und den Rappen im Stall unterbrachte.

Als der Fremde in die helle Stube kam, konnte man deutlicher sehen, was er für eine Art von Mensch war. Er war nicht mehr jung, anscheinend über die Vierzig, von stattlichem Wuchs und kräftig gebaut. Sein gebräuntes intelligentes Antlitz wurde von einem rötlichen blonden Bart umwallt und seine pechschwarzen Augen funkelten unter buschigen Brauen hervor. Nachdem er seinen Pelz abgeworfen, sah man, daß seine Kleidung die einfache landesübliche, halb trapper-, halb farmermäßige war.

Der Besuch eines fremden Reisenden im härtesten Winter und wildesten Schneesturm war für die Bewohner des Farmhauses ein so außerordentliches Ereigniß, daß vorläufig Niemand ans Schlafengehen dachte.

Man bereitete dem Gaste eine warme Abendmahlzeit, sowie eine Kanne heißen Kaffee und setzte auch die Whiskeyflasche vor ihn auf den Tisch. Er aß und trank wie ein Mann aus dem Westen, d. h. viermal so viel wie einer aus dem Osten. Als er sich gesättigt und seine Lebensgeister durch den Kaffee und mehr noch durch den Whiskey aufgefrischt hatte, fühlte er sich offenbar recht behaglich.

„Kalkulire, es ist ein Glück, daß ich diese gesegnete Farm fand," sagte er ruhig. „Hätte sonst leicht umkommen können in dieser verteufelten Sturmnacht. Konnte mehrmals kaum durch die hohen Schneewehen kommen auf dem Eis. Na, ich will hoffen, daß das Wetter wieder umschlägt zu scharfem Frost und daß die Luft morgen hell und klar ist. Habe große Eile nach Independence zu kommen."

„Bei Joe!" versetzte Cooper, „ich finde es kurios genug, daß Ihr bei solchem Hundewetter auf Reisen seid. Kommt Ihr vom Norden?"

„Ja. Geradewegs auf dem Eise den Strom herab. Bei klarem Frostwetter ist es die schönste Schlittenbahn, die man sich denken kann. Im Schneegestöber freilich, da kann man leichtlich den Tod von solchem Plaisir haben."

„Ihr kommt von weit her?"

„Von Fort Lookout."

„Das ist reichlich 300 Meilen von hier. Ein dreistes Unternehmen in dieser Jahreszeit, das muß ich sagen! Habt Ihr keine Ungelegenheiten gehabt unterwegs?"

„Mit den Rothäuten?"

„Das meine ich."

„Habe keinen einzigen gesehen. Ein Dutzend Wölfe habe **ich geschossen,** als ein Rudel meinen Schlitten umsprang und das Pferd scheu machte. Am schlimmsten war es im Schneesturm seit heute Mittag. Na, ich bin froh, daß ich unter Dach bin bei einem guten Wirte, dem die Gastfreundschaft eine angenehme Sache ist. Wie ist doch Euer Name, Sir?"

„Ich heiße Thomas Cooper."

„Schon lange hier in der Gegend?"

„Seit fünf Jahren. Früher war ich in Illinois, wo das Fieber mich wegtrieb. Wie ist denn Euer Name, Sir? Man will doch gerne wissen, mit wem man spricht."

„Nicht mehr als billig. Ich heiße Robin Fergus und gehöre zu einer Pelzjägergesellschaft, die in den Schwarzen Bergen und im Yellowstone-Stromgebiet jagte. Im Herbst zogen wir ostwärts, um über den Missisippi zu setzen und die kanadischen Seen zu erreichen. Ich wurde krank unterwegs; man brachte mich mit Not und Mühe nach Fort Lookout an dem Missouri, wo ich vier Monate zubrachte. Als ich wieder vollkommen hergestellt war, dachte ich an die Abreise, denn ich mußt notwendig so rasch wie möglich nach Independence, von wo ich weiter reisen will nach dem Osten, sobald das Eis aufgeht und die Dampfer fahren können. Ich zimmerte also den Schlitten zurecht, packte meine Habseligkeiten darauf, schirrte das alte, brave Packpferd vor und sauste ab auf der Eisbahn des Stromes. Die Offiziere im Fort rieten freilich von dem Wagniß ab; allein ich ließ mich nicht halten. Ich habe auch schon gefahrvollere Unternehmungen in meinem Leben ins Werk gesetzt."

„Will von Herzen wünschen, daß Ihr diesmal glücklich damit zu Ende kommt. Na, es ist schon lange Schlafenszeit. Kommt, Mr. Fergus, ich will Euch in Euer Schlafgemach führen!"

Thomas Cooper nahm ein Licht zur Hand und leuchtete dem Gast in die für ihn bestimmte Schlafkammer.

Auch die Hausgenossen legten sich zur Ruhe und eine Viertelstunde später war Alles still und dunkel in dem vom Schneesturm umbrausten einsamen Farmhaus.

2.

In dem etwas entfernt von dem Wohnhause stehenden Nebengebäude, an welches der Schuppen und der Stall stießen, befand sich die Kammer der beiden Helps.

Es waren dies ein paar rohe Missouriburschen, kräftig, arbeitsgewandt, aber auch zuweilen tollköpfig und zu schlechten Streichen aufgelegt. Jim und Joe wurden sie genannt. Um ihre Zunamen kümmerte sich kein Mensch.

Besondere Gründe mochten sie wohl veranlaßt haben, Missouri zu verlassen. Landstreichend waren sie nordwärts gezogen und von Cooper unter guten Bedingungen engagirt worden, als diese sich dazu bereit erklärten. Den Sommer und Herbst über hatten sie sich auch zufriedenstellend betragen und wacker gearbeitet; nun aber in der Winterszeit langweilten sie sich schrecklich, namentlich weil es kein Wirtshaus auf 100 Meilen in der Runde gab. Sie waren überhaupt veränderungslustigen Sinnes und längst schon hegten sie den Gedanken, wieder südwärts zu ziehen.

Sie hatten am Abend in der großen Stube des Farmhauses abseits in der Ecke sich aufgehalten und still ihre Pfeifen geraucht. Von dem angekommenen Fremden waren sie gar nicht beachtet worden; desto aufmerksamer aber hatten sie ihn betrachtet.

Als sie nun in ihrer eigenen Kammer in ihren Betten lagen, entspann sich zwischen ihnen folgendes Zwiegespräch im leisesten Flüstern:

„Hast Du den Rotbärtigen ordentlich betrachtet?" fragte Joe.

„Sollt' es meinen," versetzte Jim. „Und du hast ihn erkannt?"

„Nun, das versteht sich!"

„Es ist der tolle Bursche, den die Bürger von Atchison im August vor anderthalb Jahren aufhängen wollten, weil er einen Storehalter erschossen hatte, den er zuerst schmählich betrogen. Ich kenne ihn, als ob er mein leibhaftiger Bruder wäre."

„Ja, wir waren damals in Atchison. Das war ein Hauptspaß. Am Morgen waren alle Leute auf dem Markt versammelt und der Galgen stand schon parat. Da auf einmal hieß es: der Missetäter ist aus dem Gefängniß entwischt, hat das beste Pferd gestohlen und ist auf und davon. Und es war richtig. Fünfzig Reiter setzten ihm nach und konnten ihn doch nicht fangen."

„Er muß weit nach Norden durch die Indianergegenden geritten sein, und hat sich dann wahrscheinlich mit der Pelzjägergesellschaft vereinigt, von welcher er sprach."

„Was er von seiner Krankheit in Fort Lookout erzählte, halte ich für Schwindelei."

„Ich auch."

„Vermutlich hat er seine Gefährten ausgeplündert und vielleicht im Schlafe ermordet. Kalkulire, daß er seinen Schlitten voll der kostbarsten Pelze hat."

„Habe schon daran gedacht. Das wäre ein Geschäft für ein paar solche arme Jungen, wie wir sind, wenn wir ihm den Raub abjagten! Wir könnten viel Geld dafür lösen und dann im Süden entweder lustig leben oder etwas Solides anfangen."

„Jedenfalls müßten wir uns zunächst überzeugen, ob wirklich etwas Gutes im Schlitten ist."

„Na ja, da müßten wir 'mal in den Schuppen gehen und nachsehen. Bist du dabei?"

„Ich bin dabei!"

Die beiden Taugenichtse standen auf und kleideten sich an. Jim nahm eine Laterne und Joe ein Messer zur Hand. Sie gingen aus ihrer Kammer bis zum Schuppen, schoben den einfachen hölzernen Riegel zurück und traten ein.

Als Jim das Licht in der Laterne angezündet hatte, näherten sie sich dem Schlitten und begannen dessen Inhalt zu untersuchen.

Sie fanden eine Anzahl sorgfältig zusammengeschnürter Packete in Sackleinenumhüllung, von welchen sie einige behutsam öffneten. Es waren in der Tat Pelze darin von der seltensten und köstlichsten Art: Biberfelle, Pelze vom blauen Fuchs und vom Silberfuchs, sowie ausgezeichnete Otternfelle.

„Da sind ein paar Hundert der schönsten Pelze," sagte Jim. „Was mögen die wohl wert sein?"

„4000 bis 5000 Dollars sicherlich," bemerkte Joe. „In St. Louis gibt es Händler, welche ein Heidengeld für dergleichen zahlen."

„Unser Glück wäre gemacht, wenn wir uns das Alles zueignen könnten, zumal da wir doch diese trübselige Farm verlassen wollen. Dann würden wir wenigstens nicht mit leeren Händen abziehen."

„Wie sollen wir es anstellen?"

„Na, wir haben ja selber einen Vorrat von allerlei Fellen von Ottern, Hirschen, Racoons, Ferkelkaninchen, Opossums und anderem Ungeziefer, sämmtlich ohne besonderen Wert und nicht mit diesen hier zu vergleichen. Ich kalkulire, wir tragen die zehn Packete in unsere Kammer, packen die guten Felle aus und verbergen sie. Unsere schlechten Felle dagegen packen wir in das Sackleinen und verschnüren die Packete wieder sorgfältig, daß nichts zu bemerken ist."

„Ein teufelsmäßig guter Plan, Jim," sagte der zweite Help. „Morgen mag der Rote dann abfahren und zusehen, wie er mit dem Plunder Geschäfte machen kann."

„Faß an! Es ist keine Zeit zu verlieren. Wir nehmen Jeder zwei Packete zur Zeit."

Die beiden Spitzbuben nahmen die Packete aus dem Schlitten und trugen sie hinüber in ihre Kammer. Dort öffneten sie dieselben geschickt, ohne die Umhüllung und die Schnüre zu beschädigen, nahmen die kostbaren Pelze heraus und legten dafür die schlechten Felle, welche sie vorrätig hatten, hinein. Sie brauchten mehrere Stunden zu der Arbeit, welche ihnen übrigens so gut gelang, daß schließlich, als sie fertig waren, das äußerliche Aussehen der Packete den Betrug unmöglich verraten konnte. Sie trugen dieselben dann wieder nach dem Schuppen und legten sie in den Schlitten. Der Schneesturm wütete noch immer so gewaltig, daß er nach wenigen Minuten die gemachten Fußspuren gänzlich verwehte und unsichtbar machte.

Darauf hoben sie in ihrer Kammer ein Brett aus dem Fußboden, auf und verbargen darunter in der Höhlung die gut eingehüllten kostbaren gestohlenen Pelze.

Als sie diese Spitzbüberei ganz beendet hatten, legten sie sich zufrieden zu Bette und schliefen mit dem Gedanken ein, daß sie ein Unternehmen ausgeführt, welches ihnen mehr Dollars einbringen würde, als sie bisher in ihrem Leben jemals beisammen gehabt.

3.

Am anderen Morgen hatte das Wetter sich keineswegs aufgeklärt. Der Schneesturm wütete stärker als je und es schien auch nicht, daß er so bald aufhören würde.

„Es scheint, ich bin eingeschneit," sagte Fergus gedankenvoll, als er aus dem Fenster blickte. „Es ist nicht möglich, durchzukommen."

„Daran ist nicht zu denken," versetzte Cooper zustimmend. „Die Schneewehen auf dem Strome müssen ja sechs bis zehn Fuß hoch sein. Ihr würdet keine tausend Schritte vorwärts kommen, ohne stecken zu bleiben. Na, dankt Gott, daß Ihr unter Dach und Fach seid, und rennt nicht mutwillig in den Sturm hinaus."

„Wenn das Schneegestöber noch Tage lang oder sogar Wochen lang fortdauert, so sitze ich hier gründlich fest."

„Mag's doch sein. Was verliert Ihr denn dabei?"

„Ich komme zu spät nach Independence."

„Die Erhaltung Eures Lebens muß Euch wichtiger sein, als die Betreibung eines Geschäfts. Geht Ihr unterwegs zu Grunde, so geht das Geschäft ohnehin in die Lappen."

„Wohl wahr. Aber ich kann die Gastfreundschaft doch nicht mißbrauchen und Euch zur Last sein."

„Davon ist keine Rede. Nichts kann mir in dieser Zeit der Einsamkeit willkommener sein als ein Gast. Ei, Ihr werdet mir allerlei erzählen von dem Leben und Treiben der Jäger in den Schwarzen Bergen drüben am Yellowstonefluß."

„Mit Vergnügen."

„Versteht Ihr Poker?"

„Ich verstehe alle Kartenspiele."

„Da seid Ihr ja ein Prachtstück von Gast. Na, laßt uns ins andere Zimmer gehen! Meine Alte hat den Kaffee parat, wie ich rieche!"

Robin Fergus verstand es, sich bei dem schlichten, ehrenwerten Farmer in Gunst zu setzen. Er besaß eine gute Bildung, schien manches im Leben durchgemacht zu haben und wußte angenehm zu sprechen über Alles, was einen Hinterwäldler interessiren kann.

Im Kartenspiel zeigte er so glänzende Fähigkeiten, daß Cooper ihn bewundern mußte. Und eines Tages, als das Wetter eingermaßen gut war und man eine Bahn vor dem Hause schaufelte, zeigte der braungesichtige Trapper bei einem improvisirten Scheibenschießen, daß er ein besserer Schütze sei als sein Wirt und dessen beiden Söhne. Ja, er verstand es sogar, die Blicke der schönen Judith auf sich zu lenken, und es schien wirklich, als ob zwischen den Beiden eine gegenseitige Neigung im Entstehen sei. Sie hörte gerne zu, wenn er von dem wilden Jägerleben in den Felsengebirgen des Nordwestens erzählte, von Kämpfen mit Indianern, Bären, Wölfen und anderen Schrecknissen.

Für ein Hinterwäldlermädchen kann es ja auch nichts anders sein: Tapferkeit, Mut und Entschlossenheit sind in ihren Augen die schönsten Eigenschaften eines Mannes.

Uebrigens hatte sie ja auch keine besondere Auswahl vor Augen. Es konnten Jahre vergehen, bevor einmal ein junger Mann nach der einsamen Farm verschlagen ward, der allenfalls als Freier hätte in Betracht kommen können.

Ihre Mutter hegte vielleicht dieselbe Meinung wie sie, und auch Thomas Cooper hatte seine eigenen Gedanken über diesen Punkt. Es konnte ihm ja nur recht angenehm sein, wenn er zum Nachbar einen tüchtigen Ansiedler erhielt, der zugleich sein Schwiegersohn war. —

Seit sechs Tagen befand sich der Gast bereits auf der Farm und machte noch keine Anstalten zur Abreise, obgleich der Sturm längst aufgehört hatte. Freilich, es war Tauwetter eingetreten und durch die ungeheuren zusammengewehten Schneemassen schwer fortzukommen.

„Meiner Treu, Mr. Cooper," sagte er eines Morgens, „es tut mir nicht leid, daß ich hier einschneite. In meinem ganzen Leben habe ich mich nicht so wohler befunden als auf Eurer Farm."

„Das freut mich von Herzen," entgegnete der Hausherr vergnügt. „Und ich muß sagen, daß Ihr mir ein sehr angenehmer und lieber Gast seid. Möchte Euch für immer zum Gast oder doch zum Nachbar haben."

„Wirklich?"

„Auf mein Wort!"

„Ich muß sagen, daß diese Gegend mir gefällt. Im Sommer muß es hier schön sein. Wenn ich mich in der Nachbarschaft niederlassen wollte, so könnte ich alljährlich noch immer eine Jagdstreiferei nach Nordwesten unternehmen, denn wir sind hier von den wildreichen Gründen nicht allzu weit entfernt."

„Das würde außerordentlich gut angehen. In der Tat zu einem Improvement für einen ehemaligen Trapper ist diese Gegend wie geschaffen."

„Ich habe zwanzig Jahre lang ein wildes Abenteurerleben geführt und sehne mich nun nach einer Häuslichkeit."

„Das ist sehr begreiflich."

„Wenn Miß Judith es will, so kann sie mich um ihren kleinen Finger wickeln. Ja, wenn sie es will, so kaufe ich mir hier Land, kultivire zehn Acker und baue ein Blockhaus."

„Nun, warum sollte das sich nicht so fügen können?" sagte Cooper lächelnd. „Es gehört nicht viel dazu, in diesem Lande vorwärts zu kommen und eine Familie zu ernähren. Fleißige Hände schaffen leicht Brot genug und an Fleisch ist auch kein Mangel. Also laßt es Euch nicht kümmern, wenn bei Euch das Geld nicht allzu dick gesäet ist."

„Das baare Geld ist in meinen Taschen allerdings nicht reichlich zu finden," versetzte Fergus. „Aber halte ich mich deshalb nicht für einen armen Teufel. Ich habe in meinem Schlitten zehn Packete der kostbarsten Pelze, die in New York mehr als 6000 Dollars wert sind."

„Da seid Ihr ja reich!"

„Es langt wohl jedenfalls, um auf behäbige Art eine Farm einzurichten und für eine junge hübsche Lady alles das zu kaufen, was ihr Herzchen begehrt."

„Sollt' es meinen. Was sind es für Pelze?"

„Vom blauen Fuchs und vom Silberfuchs und Felle von Ottern und Bibern, sämmtlich von seltenster Schönheit und Güte und also von hohem Wert."

„Ei, die möchte ich sehen!"

„Hättet sie längst sehen sollen, Mr. Cooper, denn sie sind wirklich sehenswert."

„Die Helps können die Packete hereintragen."

„Jawohl."

„Jim und Joe!" schrie der Farmer, worauf sogleich die Helps aus dem Nebengebäude zum Vorschein kamen. „Bringt geschwind die zehn Packete aus dem Schlitten des Gentlemans in's Haus!"

Die beiden Kumpane schlenderten sogleich zum Schuppen hin und traten ein.

„Jetzt kommt unsere Spitzbüberei an den Tag," sagte Joe.

„Meinetwegen!" brummte Jim. „Wenn der Rotbärtige sich mausig macht, so sage ich, welche Bewandtniß es mit ihm hat, nehme ihn fest und liefere ihn nach Atchison an den Sheriff; ja, das tue ich und du mußt mir helfen dabei, Joe!"

„Ich will hängen, wenn ich's nicht tue!"

Sie beluden sich mit den Packeten und brachten dieselben auf mehreren Gängen ins Haus.

Im Wohnzimmer hatten sich unterdeß auch Judith und ihre Mutter sowie die beiden Söhne des Farmers eingefunden. Alle waren begierig, die seltenen und kostbaren Pelze zu sehen.

Fergus schnürte ein Packet auf und es kamen drei alte zerschnittene Hirschhäute zum Vorschein.

„Was ist das?" murmelte er bestürzt. „Wer hat mir diesen Streich gespielt?"

Und rasch schnürte er die anderen Packete auf. Anstatt der kostbaren Pelze entpuppten sie sämmtlich nur wertlose Felle.

„Tod und Verdammniß!" schrie der Trapper, „da hat Jemand mein Eigentum gestohlen und diesen Plunder dafür hinein getan!"

„Nun, nun, Sir," sagte der Farmer, der mit nicht geringem Erstaunen beobachtete, was sich ereignete, „Ihr werdet doch hoffentlich nicht glauben, daß wir hier, ..."

„Haben die Helps heimlicher Weise in den Schuppen kommen können?"

„Das wohl."

„Sind sie zuverlässig?"

„Ich habe sie bisher immer so gefunden. Uebrigens will ich die Leute hereinrufen und dann können wir sie ja hören."

Er trat an's Fenster und schrie: „Jim und Joe!"

Die Beiden kamen herein, Jim voran, der sehr trotzig aussah.

„Sagt doch," fragte der Farmer, „habt Ihr euch den Spaß gemacht, die kostbaren Pelze aus den Packeten im Schlitten zu nehmen und dafür diesen wertlosen Plunder hineinzutun?"

„Was denkt Ihr, Mr. Cooper?" versetzte Jim frech. „Was bekümmern wir uns um den Gentleman und seine Sachen. Mag er doch nach Atchison gehen und sich hängen lassen!"

Der braungesichtige Trapper wurde aschfahl und fing an krampfhaft zu zittern.

„Was soll das heißen?" fragte Cooper zornig. „Mir scheint, Ihr seid ein unverschämter Bursche, Jim!"

„Dankt Gott dafür, daß es so ist," versetzte der Help gleichmütig. „Was die Felle anlangt, so weiß ich nichts darüber zu sagen, und selbst wenn ich es wüßte, so würde ich doch nichts sagen, denn das ist eine Sache von sehr wenig Belang. Es scheint, Ihr kalkulirt, Eure Tochter an den Gentleman da zu verheiraten. Na, ich sage nur, tut's lieber nicht."

„Gib mir eine Erklärung, Bursche!" schrie der Farmer ingrimmig.

„Vielleicht ist Euch erinnerlich," fuhr Jim unerschütterlich fort, „daß vor anderthalb Jahren im August der Storehalter Weston zu Atchison so gräßlich betrogen und dann meuchlings ermordet wurde?"

„Ja, das weiß ich sehr genau. Der Storehalter Weston zu Atchinson war der Bruder meiner Frau."

„Nun, wenn Ihr den Mörder kennen zu lernen wünscht, so braucht Ihr nicht weit nach ihm zu suchen. Er steht da neben Euch! Es ist der Gentleman, der sich Fergus nennt."

„Westons Mörder hieß Robinson."

„Richtig, der Gentleman da heißt Robinson. Laßt ihn seine Papiere beibringen, so werde Ihr sehen, daß ich Recht habe."

„Was sagt Ihr dazu, Mr. Fergus?" fragte Cooper mit seltsamem Blick und ohne solcher Betonung zu seinem Gaste, dessen sonderbares, sichtlich verändertes Wesen ihm wohl auffallen mußte.

„Ich sage, daß dies Alles verdammte Lügen sind," stöhnte der braungesichtige Trapper dumpf.

„Nein, es ist Alles wahr!" schrie Jim. „Ich und mein Kamerad waren damals in Atchison. Wir haben Euch gesehen und kennen Euch gar wohl. Wir standen auch auf dem Markte und wollten Euch hängen sehen. Aber da mußten wir und tausend Andere mit langer Nase nach Hause gehen, denn Ihr waret durchgebrannt. Ha, Ihr seid nach dem Norden in die Berge geflüchtet und habt einen Pelzjäger oder Indianerwigwam ausgeplündert, so wird es wohl sein! Es steht ein Blutpreis von 100 Dollars auf Euren Kopf. Ich nehme Euch fest und liefere Euch aus an den Sheriff in Atchison! Joe, hilf mir!"

Dabei stürzte Jim auf den falschen Mr. Fergus zu.

Dieser riß schnell einen Revolver aus der Tasche, zielte nur einen Moment und feuerte. Mit durchschossener Brust stürzte der Help zu Boden. Ein zweiter Schuß krachte und Joe sank verwundet nieder.

Judith und ihre Mutter schrieen laut auf vor Entsetzen.

„Zum Teufel, was ist das?" schrie der Farmer wild, indem er seine lange Flinte von der Wand riß. „Henry und James, ergreift Eure Büchsen! Mr. Fergus — oder Mr. Robinson, denn Ihr werdet ja wohl der Mörder von Atchison sein — rührt Euch nicht von der Stelle! Ihr seid mein Gefangener!"

Der braungesichtige Trapper schaute ihn mit düsterem Lächeln an.

„Es war ein Glück dabei, daß der Schneesturm mich in dies Farmhaus trieb," murmelte er. „Verdammt, daß zwei solche armselige Schufte mir den Streich spielen mußten. Ha, ich bin ewiglich verloren, ich weiß es wohl!"

Und mit einem letzten seltsamen Lächeln schaute er Judith an, die in allen Gliedern zitterte und so bleich wie der Tod war.

Darauf setzte er langsam und scheinbar ganz ruhig die Mündung des Revolvers an seine eigene Schläfe und drückte ab. Der Schuß krachte, und mit zerschmettertem Kopfe stürzte der braungesichtige Trapper tot zu Boden. . . . .

Als die Farmerfamilie über das so schnell Geschehene recht zur Besinnung kam, mußte sie noch wohl oder übel damit zufrieden sein, daß es sich so gefügt hatte.

Denn wie entsetzlich wäre es gewesen, wenn Judith wirklich den Mörder ihres Onkels geheiratet hätte! Erschien es doch sehr glaublich, daß der Elende noch andere Mordtaten und auch sonstige Verbrechen verübt haben könne.

Aus den Papieren, die man bei dem Toten fand, ging hervor, daß er nicht Fergus, sondern Robinson heiße. Sonach konnte kein Zweifel über seine Identität herrschen.

Der Help Jim hatte seinen Vorwitz teuer bezahlt. Die Kugel des Trappers war ihm durch's Herz gegangen und hatte ihn augenblicklich getötet. Joe dagegen war nur verwundet und wurde durch sorgfältige Pflege wieder hergestellt. Zum Frühjahr verließ er den Dienst, um nach dem Süden zu ziehen. Die kostbaren Pelze nahm er insgeheim mit und verkaufte sie für einen Spottpreis in St. Louis. Als er das Geld verjubelt hatte, ergab er sich einem verbrecherischen Lebenswandel und wurde in Folge dessen ins Gefängniß gesteckt, wo er bald darauf starb.

Päpstliche Wappen.

Sobald der römisch-katholischen Kirche durch das hohe Kollegium der Kardinäle ein neues Oberhaupt gewählt ist, verändert sich auch das Symbol der katholischen Christenheit, das Hoheitszeichen des Summus Pontifex, das Wappen des Papstes und des päpstlichen Stuhles. Alle Siegel der zahlreichen päpstlichen Behörden müssen infolgedessen neugebildet werden, die großen Papstwappen an den gewaltigen, ehrwürdigen Gotteshäusern Roms müssen gleichfalls geändert werden und jede Kirche der katholischen Christenheit auf dem weiten Erdenrunde hat dem Beispiel zu folgen. Das Wappen des Nachfolgers Petri setzt sich zusammen aus Bestandteilen, die sich seit Jahrhunderten gleich bleiben, und aus dem Familienwappen des jeweiligen Papstes. Entstammt der neue Papst keinem Geschlecht, das ein Wappen führt, hat er also kein „angeborenes Wappen", so hat er doch stets schon vor seinem Aufstieg auf den päpstlichen Thron als Bischof, Erzbischof, Kardinal oder als sonstiger kirchlicher Würdenträger, ein „Wahlwappen" angenommen, das nun in das päpstliche Wappen übergeht. Letzteres war der Fall für den bekanntlich aus einfachem Stand stammenden Papst Pius IX. Er führte als Papst einen blauen Wappenschild, in dem über wogendem silbernem Meere ein [illegible], von einem goldenen Stern überhöhter Anker zu sehen war, während das Schildeshaupt (das obere Drittel des Schildes) den goldenen Löwen von Sankt Markus, das Wahrzeichen von Venedig, enthielt. Die stets sich gleich bleibenden Bestandteile des Papstwappens sind die Tiara, die berühmte dreifache, von einem Kreuze überhöhte, mit herabhängenden Stolabändern gezierte Krone, welche die Gewalt des Papstes über alle Könige der Christenheit veranschaulicht, und die beiden gekreuzten Schlüssel, ein goldener und ein silberner, die, dem Schlüssel Petri nachgebildet, die Befugnis der katholischen Kirche, gültig für Himmel und Erde zu binden zu lösen, andeuten. Benedikt XV. ist, wie man weiß, ein Sproß des altadeligen lombardischen Hauses der Marchese della Chiesa. „Chiesa" heißt bekanntlich auf deutsch „Kirche", und die Familie della Chiesa hat ein „redendes" Wappen, nämlich eine silberne Kirche mit Turm in blauem Schilde. Diese silberne Kirche in blau wird also jetzt zu dem augenfälligsten **Bestandteil des neuen Symbols der katholischen Christenheit werden.**

Wie man ein Lustspiel macht.

Von **Emil Granichstädten.**

„Sehen Sie, lieber Doktor, das ist mir immer unbegreiflich geblieben.— Wenn der Geburtstag meines Mannes herannaht, so sticke ich ihm neue Pantoffel, und zu Weihnachten bekommt er sein Hauskäppchen. Das braucht jedes Mal drei oder vier Spaziergänge nach dem Modeladen, bis ich das rechte Muster gefunden habe, ein paar Nachmittage Arbeit und der Rest ist — Schuhmacher oder Kürschner. — Wie man sich aber an den Schreibtisch hinsetzen und sich sagen kann: Hier ist Papier und Tinte; machen wir jetzt ein Lustspiel! — — das müssen Sie mir erklären, denn das verstehe ich nicht und Sie wissen ja, ich will Alles verstehen lernen."

„Alles, meine Gnädige? — Das ist viel!"

„Wenigstens, was mich interessirt, und das interessirt mich; ich habe darüber schon nachgedacht, habe mir vom Nachdenken eine Migräne geholt und bin doch nicht klüger geworden."

„— Und doch, Madame, haben Sie mir es eben gesagt, wie man das macht, und besser wüßte ich es Ihnen auch nicht zu sagen. Sie kaufen im Modeladen eine angefangene Stickerei und sticken sie zu Ende. Wir holen uns die Muster etwas billiger aus den Erlebnissen Anderer, oder etwas teurer aus unseren eigenen Streichen und — schreiben das Ding zu Ende. Das ist Alles und Nichts, je nachdem Einer das Ding weg hat, oder nicht."

„Sie sind unausstehlich, Doktor" — klagte meine schöne Freundin und trommelte ungeduldig mit den Louisquinze-Stöckelchen auf dem Teppiche, „das ist ein Räthsel für ein anderes und ich will ein Beispiel."

„— Also ein Beispiel! — Ja, das ist leicht gesagt, aber — — Wohlan denn! Horen Sie! Ich habe das Lustspiel unter der Feder; ich glaube zwar, es taugt nichts, aber als Beispiel wird es wohl reichen."

„Bravissimo! — Eine Geschichte! — Wer ist die Dame, die darin vorkommt?"

„Der Name tut nichts zur Sache; aber es war eine allerliebste kleine Brünette mit blitzenden braunen Augen, schmollenden Lippen, roten Bäckchen und kleinen weichen, weißen Händen, beinahe so hübsch wie die Ihren, gnädige Frau. — Die junge Dame hatte nur einen Fehler. Sie interessirte sich für einen jungen Mann, der — unbegreiflich — trotz aller der kleinen Liebenswürdigkeiten, mit denen man ihm entgegenkam, trotz aller freundlichen Blicke auch nicht zur kleinsten Unterredung mit Frau Mama gebracht werden konnte. War es Schüchternheit? Oder hatte er bereits eine Andere in sein Herz geschlossen? — Fräulein Laura schmachtete vergeblich. Mir hatte es die Kleine angetan und an Jenen verschwendete sie ihre Liebe, während unter der mächtigen schwarzen Mähne, welche über der Stirn dieses spröden Narziß thronte, zwei kalte graue Augen nicht freundlicher wurden, so oft ihnen auch die Augen Lauras lockend entgegenlachten. — Er liebte sie nicht — und darum, sagte mir meine Eifersucht, mußte dem Mädchen geholfen werden, daß sie von dieser Liebe frei werde.

„Bald, nachdem ich diesen Entschluß gefaßt hatte, traf ich mit Laura zusammen, und wir sprachen von ihm. Ich lobte ihn über die Maßen, pries seinen Karakter, seine Fähigkeiten und Kenntnisse, seine stets sorgsame Toilette, seine männliche Schönheit und— seine Perrücke! — Seine Perrücke! — Ja natürlich, Fräulein. Das wissen Sie nicht? Narziß hat, wie der ganzen Stadt bekannt ist, die schönste und teuerste Perrücke, welche auf dem Kontinent existirt. — — Und des Abends? — Kommt die Perrücke auf ihrem Stock und die Zipfelmütze über die Ohren. — Sie begreifen, Madame, daß Lauras Augen nicht mehr blitzten, und daß ihre Lippen mit tunlichster Strenge geschlossen blieben, wenn sie fürderhin dem spröden Narziß begegnete. Sie war von ihrem Lieben geheilt, und sie verachtete ihn, weil er es gewagt hatte, ihr zu gefallen."

„Sehr pikant, lieber Doktor! — Wer ist diese Laura?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, Madame, denn bis dahin ist die Geschichte wahr; hier endet das Muster — und jetzt hören Sie weiter. — Wir hatten uns Alle vollständig geirrt. Narziß, der viel Gescholtene, war eigentlich ein grundguter Junge und nur wegen seiner Schönheit arg von den Frauen verwöhnt. Er merkte Lauras verändertes Benehmen. Er schmollte, ärgerte sich, und, was Lauras Liebenswürdigkeit nicht vermocht hatte, das erreichte ihre kalte Zurückhaltung. Er verliebte sich so sehr in das trutzige Mädchen, wie nur irgend ein verliebter Jüngling sich verliebt hat. Er beschloß endlich den entscheidenden Schritt zu tun und die Gnade Lauras wieder zu suchen, mit ihr aber die Hand des schönen Mädchens. — An einem Sonntag Vormittag, während Laura in aller Unschuld das Buch der Lieder studirte und insbesondere die alte Geschichte, welche doch ewig neu bleibt, seufzend mit ihrem eigenen Schicksal verglich, meldete das Stubenmädchen den Besuch des armen Narziß. — Festen Schrittes trat dieser ins Zimmer, an nichts denkend als — an seine Liebe. Errötend begrüßte ihn Laura, an nichts denkend, als — an seine Perrücke. — Der Abscheuliche! Er ist gar nicht verlegen; er plaudert vom letzten Balle, da sie ihm alle Cotillonorden schenkte, die sie zu vergeben hatte. . . . Freilich, damals wußte sie noch nicht — Ah! Jetzt erinnert er sie gar an das Diner bei Frau Hofrat S., wo sie die Karten auf den Kuverts vertauschte, und so — ganz zufällig neben ihm zu sitzen kam. Und das war damals gar nicht so gemeint, und wenn es so gemeint war, — jetzt steht die Sache anders! — Das kleine, sonst so gutmütige Mädchen sinnt auf Rache. — Halt! — Er schwört, daß Laura ganz reizend aussieht. —

„Sparen Sie doch Ihre Schmeicheleien!"

„Nein, nein. Sie sehen heute entzückender aus, wie jemals. — Ich schwöre es beim Barte des Propheten."

„Ein türkischer Schwur! — Aber Sie haben Recht, die Türken tragen Vollbärte und auf dem Kopfe — Turbans."

„Freilich — aber ich hätte ebenso beim Zeus schwören können."

„Oder wohl gar bei Absaloms Schopf?"

„Ja, ja," erwiderte lachend Narziß und strich sich selbstgefällig durch seine dunkle Mähne, „auch bei Absalons Schopf, wenn Sie diesen Schwur kräftiger finden."

„Und wenn der Schwur so haltbar ist und so ehrlich — wie der Schopf. Nehmen Sie sich in Acht. Der berühmte Lockenturm ist Herrn Absalon übel bekommen."

„Er blieb damit an einem Baumaste hängen und wurde von seinen Nachfolgern erschlagen. Ich aber. . ."

„Allerdings! — Sie haben das nicht zu fürchten."

„— — — Ja — was haben Sie denn gegen meinen Schopf?"

„Nichts, durchaus nichts." Laura zitterte vor innerem Zorn über den Unverschämten. „Nichts, Verehrtester, er ist sicher genau so viel wert, wie alle die Redensarten, daß sie mich reizend finden."

„Topp! Fräulein, das ist er auch, denn ich liebe Sie, ich bete Sie an."

Wie schön das klang! Wie hübsch er aussah! Oh, die entsetzliche Perrücke! — Laura war sehr rot geworden und aufgesprungen; sie wankte und mußte sich festhalten an der Tischkante, um nicht zu stützen, und als sie zu sprechen begann, war es ihr, als werde sie gewürgt, so mühsam mußte sie die Worte durch die Kehle pressen.

„Ah! — Sie lieben mich und würden Sie mir für diese Liebe mir einen Gefallen erweisen?"

„Was Du willst, Du Engel!"

„Noch kein „Du", wenn ich bitten darf. — Oh, meine Bitte ist albern, aber meine Antwort entscheidet sich erst, wenn Sie mir eine — Pantomime gestatten. — Fliehen Sie! — fliehen Sie! Die Verfolger sind Ihnen auf den Fersen. — Sie sind Absalom, dieses Zimmer ist der Wald und diese meine vorgestreckte Hand ist der Baum, der berühmte Baum."

„Ist das Ihr Ernst, Fräulein?"

„Mein heiliger Ernst, so wahr als Sie mich lieben. Also?"

„Mit Vergnügen." — Hopp hopp hopp. . . lief Narziß; die kleinen Finger streiften seine Locken, aber sie wagten noch nicht, ihn festzuhalten.

„Noch einmal, wenn ich bitten darf." — Hopp hopp hopp. — Hat der Mensch seine Perrücke festgenagelt? Jetzt haben ich doch ein wenig gerissen.

„Ich bitte nur noch einmal." — Warte, Heuchler! Du sollst mir nicht entwischen. Mut! — Rache! Hopp hopp hopp. Ruck! Sie hat ihn beim Schopfe.

„Au! — Aber Fräulein, Sie reißen mir ja alle Haare aus."

„Tut Ihnen ja nicht weh." — Ruck! Ruck! — Die Perrücke muß ihm herunter.

„Gnade! Erbarmen, Fräulein! Sie werden mir noch den Kopf vom Halse reißen."

Eine heilige Wut ist in die kleinen Finger gefahren; nach rechts und links reißen, zerren und wühlen sie in des unglücklichen Absalons Schopfe. — Narziß wehklagt, Laura tobt und lacht.

„— Aber Mädel, was treibst Du denn?" ruft verblüfft der eintretende Onkel. Es war Lauras Pflegevater und Vormund.

„Nichts Unrechtes, Onkel. — Der Herr beschwört mir seine Liebe bei seinem Schopfe und ich erprobe die Echtheit seiner Schwüre."

„— Aber das tut ja mörderisch weh, Fräulein!" — Ruck! Au!

„Es tut gar nicht weh, mein Herr — aber gut festgemacht ist die Perrücke."

„Perrücke? — Ich habe gar keine Perrücke."

Laura läßt den Aermsten frei. „— Aber der Onkel hat mir ja gesagt, daß Sie eine Perrücke tragen."

Nun wird der Onkel verlegen. „Entschuldigen Sie, mein Herr, ich erzählte Laura dieses Märchen, weil — weil — hm, hm."

„Weil ich damals noch blind war und Laura mich liebte?"

Jubel. Umarmungen. Küsse. Verlobung.

— — — — — — — —

„Und wann ist die Hochzeit, Doktor? — Ihre Laura ist ja ein herrliches Mädchen; Sie müssen mich mit ihr bekannt machen."

„Ah, meine Gnädige, dann werden Sie abwarten müssen, ob Fräulein H. . g die Rolle spielt, denn die zweite Hälfte meiner Geschichte — war eben das Lustspiel."

Leset die „Abendpost"

Karneval!

Von T. Resa.

Der „hilligen" Stadt Köln altehrwürdiges Ballhaus „Gürzenich" stand im Zeichen des tollen Prinzen. Weit hinaus in die dunkle, unfreundliche Regennacht leuchteten seine hohen Fenster, und Wagen auf Wagen rollte vor sein Portal. Drinnen lockten verführerische Tanzweisen, und die bunte Narrenschar, Brüderlein und Schwesterlein", drängte sich lachend, flirtend, neckend und Schabernack treibend in den Sälen.

Und nun erst die Mädchen! Rheinisch Blut, das ohnehin im Mai des Lebens wie Champagner durch die Adern prickelt. — Karneval — und so ein „kölsch' Kind" im Arm, das Schelmenaugen hat und ein lachendes Kirschenmäulchen und gerade die richtige Mischung von Engelchen und Teufelchen repräsentirt. Donnerwetter!

Der diese anerkennenden Worte dachte, war ein blutjunges Referendarchen, Felix Verstetten mit Namen. Er war gerade kurz vor der tollen Zeit nach der hilligen Stadt gekommen und fand den Anfang seiner juristischen Laufbahn: die größte Schelmin, das verführerischste Herlein im Saal herauszufinden, äußerst reizvoll.

Ein wenig Ueberwindung hatte es ihm ja anfangs gekostet, sich in den Ton, der hier herrschte, als „steifer Norddeutscher" hereinzufinden. Die Maskenbälle, die er bis jetzt mitgemacht hatte, hatten sich in durchaus konventionellen Grenzen abgespielt. Aber — diese Luft hier schien anzustecken, und im vornehmsten Balllokal konnte man doch sicher sein, sich in guter Gesellschaft zu befinden! Also hatte er sich nach Kräften akklimatisiert, und seine Maskenlosigkeit — er trug als Abzeichen nur ein untertassengroßes Chrysanthemum im Knopfloch des tadellosen Fracks — und sein beängstigend hoher „Ruff- und Raffkragen" (Stehumlegkragen), an dem schon mindestens ein Dutzend Masken ihren Witz ausgelassen, hinderte ihn nicht mehr daran, sich herrlich zu amüsiren.

Besonders, seit er „sie" gefunden, die süße Schelmin. Eine Pierrette war's, in weißem Seidenkleidchen mit schwarzen Pompons, schick vom Scheitel des lockigen Goldhaars bis zur Sohle des schmalen Atlasschuhes. Diese feingefesselten Füßchen — und diese Händchen, die in langen schwarzen Handschuhen steckten! (Nr. 5½, schätzte Felix.) Der Adelsbrief der vornehmen Dame — o! darauf verstand er sich. Und als er ihr gar mit demosthenischer Beredsamkeit einen Blick hinter die seidene Halbmaske abgeschmeichelt und abgetrotzt hatte, befand er sich — noch vor dem Besuch der Sektbude — in einem permanenten Rausch des Entzückens.

Jetzt wollte er ihren Namen wissen, flehte und bettelte. „Drückchen" hieß sie — das hatte sie ihm endlich ins Ohr geflüstert. Felix kannte diese rheinische Form für „Trudchen" nicht—fand den Namen aber geradezu hinreißend. Und so passend!

Lachend schlug sie mit der Pritsche nach den Armen, die sie an die schwarzbefrackte Männerbrust „drükken" wollten.

„Drückchen," bat er, „das war doch erst die Hälfte —"

„Namen sagt man nicht — die muß man raten!" kicherte sie. „Rat' nur, liebe Jung', rat'!"

„Böses Mädchen — Kieselherz! Wie soll ich — ich bin ja fremd hier — also kannst du ihn mir ruhig nennen, ich kenn' dich ja doch nicht!"

„Was nützt er dir also?" neckte sie, „nie sollst du mich befragen, noch Wissens Sorge tragen —"

„Drückchen — dieses Lohen „grienen" steht dir schlecht!"

Sie drehte sich wie ein Kreisel um sich selbst und machte dann einen zierlichen Knicks. „Pierrettchen heiß' ich — kannst auch Kolombinchen sagen. Plag' mich nicht — sonst —!"

Die Musik übertönte ihre Drohung. Eine schmale, bräunliche Hand griff nach dem Arm seines Pierrettchens, zog ihn durch den seinen und entführte sie Felix vor der Nase weg.

„Komm, meine Tochter!" hörte dieser den Klosterbruder mit tiefer, ihm merkwürdig bekannt vorkommender Stimme sagen. „Bereue deine Sünden erst in dieser Welt, ehe du mit dem da gehst, denn siehe, er ist einer vom „jüngsten Gericht"!"

Felix schäumte. Aber er stand eingekeilt in „drangvoll fürchterlicher Enge" und konnte sich nicht rühren noch regen. Und Drückchen, die Treulose — o Schmerz, o Schmach! klammerte sich nicht an ihn an — suchte nicht Schutz vor der Frechheit des Kuttenträgers bei ihm?! Nein — sie schnitt ihm nur eine entzückende Grimasse und hüpfte lachend mit dem Mönch auf und davon.

Ha! — so leicht ließ er sich denn doch nicht kaltstellen! Mit einer gewaltigen Anstrengung machte er sich aus dem Knäuel frei, um sie zu verfolgen. Aber ach! — schon hatte sich ein Maskenstrom zwischen ihn und sie geschoben. Verwirrt schweifte sein Blick umher — dort war sie — nein, da! — ach! Dutzende ähnlich gekleideter Pierretten gab es ja. Wie sollte er sie nun wiederfinden, die Süße, für die sein Herz lichterloh brannte. Er mußte, mußte sie wiederhaben!

Er suchte, suchte—und immer vergebens. Erschöpft lehnte er sich endlich an eine Säule, um so, als „ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht" den Strom an sich vorübertreiben zu lassen — vielleicht entdeckte er sie so eher.

Aber Ruhe sollte er auch hier nicht finden. Kaum stand er eine Viertelminute, da fiel ihm ein dicker, gelbatlassener Chinese weinselig um den Hals. „Jung', Jung' — wie is dat Levve (Leben) doch so schön!" schluchzte er und trocknete „Tränen der Wonne" an Felix' seidenen Frackaufschlägen. Unwillig schüttelte er ihn ab. Rings um ihn tobte, tollte und jauchzte es in ausgelassener Lust. Auch manch derbes Wort drang an sein Ohr. Ein „kölscher Funke" (altkölnischer Stadtsoldat) hob kühn die Maske eines Rautendeleins, das ihn dafür tüchtig auf die Finger schlug. „Ei, dich sucht' ich ja gar nicht," rief er rachsüchtig, scheinbar entsetzt zurückfahrend, „ich suchte deine verlorene Jugend." — „Und ich suchte den größten Esel im Saal!" sagte Rautendelein. „Dank Euch, daß Ihr die Bekanntschaft so schnell vermittelt!" Sie griff nach dem Arm des gelben Sohns der Mitte, der ihr aber mit einem „hay-wey" entglitt und unter ihren Händen im „Kotau" zusammenbrach. Plötzlich schnellte Felix drei Schritte weit vor. Da kam ja der Klosterbruder wieder. Er fing ihn am Aermel seiner Kutte und hielt ihn fest.

„Wo hast du mein Pierrettchen gelassen?" rief er zornig und schüttelte den härenen Aermel.

„O Sohn — die hat der Teufel geholt," antwortete der fromme Bruder. „Laß ab von mir, o Weltkind, und laß mich andere Seelen erretten, auf daß es ihnen nicht ebenso geht!"

„Was soll das heißen? Gib vernünftig Antwort."

„Schau hinüber zu jener Tür und erkenne die Wahrheit meiner Worte, o Sohn!" sprach der Mönch und deutete mit der Hand nach der Tür des Nebensaales.

Dort verschwand eben ein roter, gehörnter Teufel. An dem einen Arm führte er eine zierliche, weißgekleidete Pierrette. Ueber den anderen hatte er den mit einer großen seidenen Schleife geschmückten „Stätz" gelegt.

Das war sie, — diese süße, wetterwendische Hexe — diese Donna e mobile — diese Teufelin. Felix ließ den Kuttenärmel fahren, kämpfte sich durchs Gewühl, riß den Vorhang zurück, hinter dem der Höllenfürst seine schneeweiße Beute geborgen hatte, und funkelte den Roten zornig an.

Der Gehörnte, der sich seiner Natur entgegen gerade im siebenten Himmel befand und in der süßen Beschäftigung, dem Pierrettchen einen Kuß zu rauben, so grausam gestört wurde, blickte entrüstet auf. „Wat fällt Euch ein, hier herumzuspioniere? Hatt 'r denn nu gar kein Schamjefühl?" fragte er empört.

„Schämen Sie sich lieber!" brauste Felix auf. „Diese Dame gehörte mir — Sie werden sie mir auf der Stelle abtreten!"

„Kannst als lieber selber abtreten, Jüngelsche — wir können dich hier nich bruuche" (brauchen), sagte der Rote gelassen. „Sag's ihm selbst, Düvche!"

Hier wandte Pierrettchen Felix das holde Antlitz zu — die Händchen in nicht mißzuverstehender Geste gespreizt an das Näschen legend. Verblüfft starrte Felix in völlig fremde Züge.

Mit einem „Pardon!" ließ er den Vorhang los. Diese Blamage hatte er dem Bettelmönch zu danken. „Na wart! wenn wir uns wiedersehn!" murmelte er und ballte die Männerfaust.

Ein kleiner Kerl mit einer wahren Samengurke von Nase, der mit hinter den Vorhang geguckt hatte, sprang wie ein kleiner Pinscher an ihm in die Höhe.

„Aerm Jüngelsche — haste kein Bützche gekriegt — hä? Da, da haste eins — zum Truus (Trost)!"

Empört gab ihm Felix einen Stoß. „Pfui Teufel! Nehmen Sie wenigstens erst die ekelhafte Nase ab, wenn Sie zudringlich werden wollen!"

Der Besitzer des Nasenscheusälchens glupschte ihn giftig an. „Wat, du Jeck? soll ich vielleich wege dir stieve Kähl (steifen Kerl) ohne Näs' durch dies Levve torkele?" fragte er tiefgekränkt. Mein Gott, die Nase ist wahrhaftig echt! dachte Felix schaudernd.

Da schob sich plötzlich ein schwarzbeschuhtes Händchen von rückwärts in seinen Arm, und herumfahrend, blickte er gerade hinein in die lachenden, blitzenden Schelmenaugen.

„Hab' ich dich endlich wieder, süßes Herlein," jauchzte er. „Nun halt' ich dich aber fest — nun entkommst du mir nicht wieder. Komm — wir suchen jetzt ein nettes Plätzchen und soupieren —"

Aber Pierrettchen schüttelte betrübt das reizende Köpfchen. „Ach nein, lieber Jung' — bloß ade komm' ich dir sagen — ich muß vor der Demaskierung fort."

„Das gibts nicht!" brauste Felix auf. „Noch nicht einmal getanzt haben wir ordentlich — hör doch! Der Walzertraum — kannst du da widerstehen?" und schon hatte er sie umfangen und wiegte sie im Dreivierteltakt.

Aber sie entwand sich ihm nur zu bald. „Lasse mich — ich muß ja fort — ich blieb' ja so gern!" Sie zerdrückte ein Tränchen. „Ade! — halt' mich nicht auf — gleich schlägt es zwölf!"

„Aber warum, warum?" rief Felix. „Führe mich doch zu deinen Eltern, wir bitten zusammen. Sie geben schon noch ein Stündchen zu. Komm!"

Pierrettchen wurde rot und sichtlich verlegen. „Es geht ja nicht, lieber Jung' — ich bin — na! ehrlich! — ich bin heimlich zu Hause durchgebrannt! Die denken, ich schlafe längst in meinem Kämmerlein. Und nun — denk' dir das Pech — sehe ich eben, daß mein alter Herr auch hier ist. O je, wenn der mich erwischt! So'n Alter könnte doch hübsch daheim bleiben — das ganze Vergnügen verdirbt er mir!" schmollte sie.

Felix, der Korrekte, erstarrte. „Heimlich von Haus durchgebrannt!" wiederholte er ganz entsetzt. „Aber Drückchen — kann denn ein junges Mädchen so — so — etwas tun? O Drückchen — das darf man doch nicht —"

Sie lachte hell auf. „Du stiever Kähl! — das tut man ja sonst auch nicht — aber Karneval!!" — —

Felix unterdrückte sein Unbehagen. „So laß mich dich wenigstens heimgeleiten. Unmöglich kann eine junge Dame um diese Zeit allein —"

Doch sie fiel ihm ungeduldig ins Wort. „Unten stehen Droschken. Und nicht nachspüren!! Versprich es!"

„Nur, wenn du mir deinen Namen sagst — nur, wenn ich die Hoffnung habe, dich wiederzusehen — nur dann lass' ich dich gehen!"

Sie streichelte mit der Pritsche seine Wangen. „Heute nicht — könntest dich meinem alten Herrn gegenüber sonst verplappern!"

„Ja — kenn' ich ihn denn?" rief Felix ganz überrascht.

„Vielleicht!" nickte sie schelmisch. „Also — auf ein andermal!"

Aber er hielt sie fest. „Und was bekomm' ich, wenn ich's für heute verspreche? — ein einziges Küßchen! Drückchen — ach Drückchen!" flehte er.

„Aber — kann denn ein junges Mädchen so etwas tun," persiflierte sie ihn lachend. „Das darf man doch nicht!" — und sie hielt ihr Tüchlein vor das lachende Gesicht.

„Sonst tut man und sonst darf man so etwas auch nicht tun!" antwortete er prompt. „Aber Karneval!!" —

Da bot sie ihm die rosigen Lippen — und er hatte heute schon genug gelernt, um sie nicht gleich wieder los zu lassen.

Endlich schlüpfte sie ihm unter den Armen durch — warf ihm noch ein Kußhändchen zu und wand sich wie ein zierliches weißes Schlänglein durch die Menge schon dem Ausgang zu, ehe er sich von seinem Glück und seinem Schmerz erholt hatte.

Das gegebene Versprechen hielt er schlecht. Er stürzte hinaus, riß der verblüfften Garderobenfrau Hut und Paletot aus den Händen und sprang draußen in eine der wartenden Droschken.

„Kutscher, aufpassen! Sie warten hier ruhig, bis ich ans Fenster klopfe. Dann folgen Sie dem abfahrenden Wagen unauffällig, bis er hält — und fahren dann so langsam weiter, daß ich die Hausnummer, wo die Dame hineingeht, deutlich lesen kann. Dann in eine Nebenstraße einbiegen. Verstanden? Drei Mark extra, wenn Sie Ihre Sache gut machen!"

Der Biedere nickte verständnißvoll. Er kletterte auf den Bock, und gleich darauf gab Felix das Zeichen. Die Fahrt begann.

Während Felix, in eine Ecke gelehnt, dahingetragen wurde, kombinierte sein Geist rastlos. „Mein alter Herr," hatte sie gesagt, die süße kleine Durchgängerin. So pflegen junge Damen ihre Väter nur zu nennen, wenn sie Studentinnen sind. Oder Handelshochschülerinnen. Und ich kenne diesen „alten Herrn" „vielleicht". Ei, Herlein — das zeigt, daß du mich kennst — und dieses wieder beweist, daß der betreffende alte Herr Jurist ist — denn nur bei solchen habe ich in der kurzen Zeit meines Hierseins pflichtschuldigst Besuch gemacht oder meine Karte abgegeben. Herlein — jetzt hab' ich dich, sobald ich erst sehe, wo du wohnst. Ja, ja — so ein bißchen Sherlock Holmes muß in jedem Juristen stekken — ich glaube, ich habe ein nicht unbedeutendes Talent zum künftigen Untersuchungsrichter.

Selbstgefällig zwirbelte er sein Bärtchen kecker in die Höhe.

Die Fahrt dauerte lange. Aha! in den Villenvorort hinaus ging es. Endlich hielt der vorausfahrende Wagen. Das weiße Schlänglein — in dunkle Hüllen vermummt — entschlüpfte, lief aber noch an drei Villen vorbei, ehe sie in den Vorgarten der vierten einbog. „Damit die im Haus keinen Wagen vorfahren hören!" nickte Felix anerkennend. O Evastöchter, Weiber, Weiber!! Sanft wie die Tauben und klug wie die Schlangen! Der Kutscher fuhr jetzt im Schneckentempo an der betreffenden Villa vorüber. Aber Felix brauchte den Namen auf der Messingplatte am Gartentor, das von einem Straßenkandelaber beleuchtet wurde, gar nicht zu lesen. Er kannte das Haus und den Besitzer schon — hatte erst vor wenigen Tagen dort — „in Abwesenheit der Herrschaften" — seine Karte abgegeben. Die Villa bewohnte nur Justizrat Vollborn — ein jovialer alter Herr, dem er dann am dritten Ort vorgestellt worden war. Felix rieb sich die Hände — alles also in schönster Ordnung — alle Wege zu der Holden geebnet. Er würde sie wiedersehen! „Drückchen — ach, Drückchen!" seufzte er selig, und lockende Bilder gaukelten vor seinen Augen, während ihn der Wagen in die „hillige" Stadt zurücktrug. — —

Schon am nächsten Tage verfaßte Felix ein von Ehrerbietung überfließendes Schreiben an den Justizrat, worin er diesem Herrn mitteilte, daß der Verein junger Juristen (genannt „das jüngste Gericht") zu seinem in Kürze bevorstehenden Ball eine Quadrille im Kostüm Ludwig des Vierzehnten einzuüben beabsichtige, und daß er es als ganz besonderen Vorzug betrachten würde, wenn der Herr Justizrat ihm gestatten wolle, Fräulein Drückchen als seine Partnerin hierzu ergebenst aufzufordern.

Die Antwort ließ vorläufig auf sich warten. Felix verzehrte sich vor Ungeduld. Inzwischen beschäftigte er sich damit, dem Briefträger seines Reviers das Leben zu vergällen, indem er ihm jede Minute des Privatgesprächs mit netten Köchinnen mißgönnte. Er kontrollirte ihn täglich auf das genaueste.

„De Kähl is knatschjeck!" (der Kerl ist vollkommen verrückt!) brummte der Beamte wütend und rächte sich, indem er mit der größten Langsamkeit und Umständlichkeit seine Tasche durchsuchte und schließlich eine elende Drucksache zum Vorschein brachte.

Nichts geschah, nichts kam — und die Zeit drängte. Schon war die erste Quadrillenprobe angesetzt — es war zum Verzweifeln!

Da — gerade, als er ernstlich mit sich zu Rate ging, ob er sich eine ganz zarte Bitte um Antwort oder einen persönlichen Appell erlauben solle, sah er den Justizrat leibhaftig. Er stand an der Haltestelle der elektrischen Vorortbahn und verabschiedete sich gerade von Felix' Kollegen, dem Assessor Falk.

Wie ein Stoßvogel stürzte Felix auf den Wagen zu, den Vollborn bereits bestieg, und der ihm denn auch prompt vor der Nase abfuhr. Zwar vergaß er seine Korrektheit so weit, daß er mit einem Panthersprung den Wagen im Fahren zu erreichen suchte — landete aber zu seiner Wut nur in den ausgebreiteten Armen Falks, der sich als Cherub vor das Paradies seiner Wünsche stellte.

„Raste nie, doch haste nie — sonst haste die Neurasthenie," zitirte dieser ernsthaft.

„Lassen Sie mich los!" schrie Felix wütend. „Ich muß unter allen Umständen noch mit!"

„Mitnichten, Verehrtester!" sagte Falk gelassen. „Auf- und Abspringen während der Fahrt ist polizeilich verboten. Müssen Sie als Jurist wissen. Zuwiderhandlungen werden gepönt mit einer Strafe von —"

„Lassen Sie doch den Blödsinn!" unterbrach ihn Felix gereizt. „Ich muß Vollborn sprechen. Er ist mir eine Antwort auf eine briefliche Anfrage schuldig. Vielleicht erreiche ich den Wagen noch an der nächsten Haltestelle —"

„Nicht nötig, mein Sohn!" sagte Falk mit seiner tiefen — Felix irgendeine, nicht angenehme Erinnerung weckenden Stimme. „Er sprach mir soeben davon — in der unverkennbaren Absicht, daß ich es Ihnen wieder erzähle."

„Er sprach davon?" rief Felix glühend. „Und was also? — so reden Sie doch?"

„Wollen Sie's wirklich wissen?" fragte Falk mit einem verdächtigen Zucken um die Mundwinkel.

Felix erblaßte. „Ich bitte darum!" sagte er steif.

„Also — auf Ihren Wunsch! Der alte Herr sagte: Sie scheinen doch sonst so 'n Patentfatzke zu sein — wie in aller Welt Sie dazu kämen, zu einer Kostümquadrille des Juristenballs im vollen Ernst—sein Zimmermädchen engagiren zu wollen."

Erlebnisse eines angehenden Bühnenkünstlers

Von Louis Nötel.

I.

Es war am Abend des 4. Januar 1855, als ich mit meinem Kollegen und Stubengenossen Schoppenhauer in Trier bei einem selbstgebrauten Tee saß und wir uns über die traurige Lage, in welcher wir uns, wie es den Anschein hatte, sehr bald befinden würden, gegenseitig aussprachen; darüber nachdenkend, was wir so mitten im Winter beginnen sollten, wenn der unausbleibliche gewaltsame Schluß des dortigen Stadttheaters, der jeden Tag erwartet werden konnte, wirklich eingetreten sein würde.

Wir beide waren noch sehr jung; ich für meine Person hatte noch nicht einmal das achtzehnte Lebensjahr vollendet; Schoppenhauer war vielleicht um zwei Jahre älter.

Eben beratschlagten wir, ob es nicht gut sein würde, uns nach erfolgtem, jetzt noch zu erwartendem Schreckensende, auf den Weg zu machen, um am Moselgestade entlang gen Koblenz zu ziehen und unterwegs die Einwohner der kleinen Städte und Dörfer mit deklamatorischen Kunstleistungen zu erfreuen, denen Schoppenhauer noch einen erhöhten Reiz verleihen wollte, indem er meine rhetorischen Vorträge mit der Guitarre (ein solches Instrument besaß er nämlich) zu akkompagniren versprach. Gerade waren wir dabei, eine Probe zu machen: ich deklamirte den „sterbenden Komödianten" von Devrient, und Schoppenhauer griff wild in die Saiten, um in herz- und ohrenzerreißenden Akkorden, dem Schmerze und den wilden Fieberphantasien auch in der obligaten Begleitung gehörigen Ausdruck zu verleihen, als es an die Tür pochte und auf unser: „Herein!" ein Bote des Telegraphenamtes ins Zimmer trat und sich nach dem Schauspieler Ludwig erkundigte.

Nachdem ich mich als solchen zu erkennen gegeben, übergab er mir eine Depesche aus Köln.

Es war dies die erste telegraphische Depesche, welche ich in meinem Leben empfangen hatte; kein Wunder also, wenn ich dieselbe lange und andächtig betrachtete. — Endlich blickte ich Schoppenhauer fragend an und sprach in erstauntem und ob der seltenen, mir, wie gesagt, zum ersten Male widerfahrenen Auszeichnung sehr gehobenem Tone: „Aus Köln, von wem mag die sein?"

Schoppenhauer, der zwar ebenso neugierig und erstaunt wie ich war, aber die Würde des Aelteren nicht verletzen zu dürfen glaubte, warf in erzwungenem, nachlässigem Tone die Worte hin: „Aufmachen und lesen, dann wird man's erfahren!"

Das war nun allerdings sehr richtig bemerkt, deshalb öffnete ich das Kuvert und las mit lauter Stimme den Inhalt des Telegramms:

„Direktor Bloas hier, 120 Gulden monatlich. Heute noch abreisen! Depesche als Kontrakt ansehen. 15 Gulden Reisegeld hier. H."

Verdutzt sah ich auf meinen Kollegen, dann wieder auf die Depesche und namentlich besah ich mir noch einmal die Adresse recht aufmerksam, ob es denn auch kein Irrtum und wirklich die meinige sei; aber da stand deutlich „Schauspieler Ludwig, Trier", und das war ich, mußte ich unbedingt sein, denn außer mir gab es keinen anderen Schauspieler Ludwig — wenigstens dermalen in Trier nicht.

Noch immer sah ich Schoppenhauer sehr verblüfft und fragend an, der seinerseits noch immer Gleichgiltigkeit heuchelnd meine stumme Frage kurz erwiderte: „Nun, was ist weiter? Annehmen und abreisen!"

„Ja," sagte ich, „das ist alles recht gut, aber wohin und für was? denn es steht nichts davon in der Depesche, wohin ich reisen soll und wofür ich engagirt bin! Und wer ist Direktor Bloas und wo ist er? Ich kenne ihn nicht; auch der unterzeichnete Theateragent ist mir wohl dem Namen nach bekannt, aber in Geschäftsverbindung habe ich noch nicht weiter mit ihm gestanden, außer daß ich ihm vor einiger Zeit ein Repertoir von mir eingeschickt, mit dem Ersuchen, mir ein Engagement für zweites Fach an einer besseren Bühne zu verschaffen; er hat mich indeß bis dato noch gar keiner Antwort gewürdigt."

„Nun, so wird dies die Antwort sein," sagte Schoppenhauer.

„Warum nicht gar!" entgegnete ich, „ich bitte Sie! kann dies die Antwort auf ein Engagementsgesuch für zweites Fach sein? Nein, ich halte das Ganze eher noch für eine Mystifikation."

„Was Ihnen einfällt!" rief Schoppenhauer aufgeregt; „wer sollte sich von Ihren Bekannten in solche Unkosten stürzen, nur um einen schlechten Spaß auszuführen? Seien Sie doch froh! nun ist ja auf einmal für Sie alle Angst und Not geschwunden; packen Sie Ihre sieben Sachen — etwas Geld haben Sie sich ja trotz Ihrer kleinen Gage doch gespart; nehmen Sie das vom Grunde Ihres Koffers und bezahlen Sie damit die Post nach Köln; dazu reicht es ja doch wohl aus?"

„O ja," erwiderte ich, „es sind baare zwölf Taler!"

„Nun also, Sie Cröfus!" sprach er dann, „gehen Sie sofort zum Direktor und lassen Sie sich Ihre Entlassung geben, die er Ihnen ja unter sotanen traurigen Verhältnissen gar nicht verweigern kann; holen Sie Ihren Paß von der Polizei und dann: „Auf nach Valencia!" und wenn Sie im Engagement sind, dann denken Sie an mich und holen Sie mich nach!"

„Ja, aber," erwiderte ich, „wenn sich nun in Köln herausstellt, daß es ein Irrtum war und ich gar nicht der Rechte bin, dann habe ich das ersparte Geld verreist und sitze dann erst recht fest: denn daß es ein Irrtum sein muß, ist mir ganz klar; wer gibt denn einem Anfänger, der kaum erst ein Jahr bei der Bühne ist, gleich 120 Gulden Gage?"

„Lassen Sie doch Ihre ewigen Zweifel endlich beiseite," entgegnete Schoppenhauer, „auf alle Fälle ist diese Depesche für die Direktion bindend, und wenn man Sie dann nur den üblichen Probemonat hindurch behält, so haben Sie dann immer noch genug Geld übrig, um wieder anderswo hinreisen zu können! Kommt Zeit, kommt Rat! Und was wollen Sie? betrachten Sie die ganze Angelegenheit immerhin als einen außerordentlichen Glücksfall, sei es nun Zufall, Absicht oder Irrtum — ganz gleichgiltig; wenn Sie gefallen und im Engagement bleiben, so ist jedenfalls der Weg zu einer glänzenden Carriere geebnet und wenn nicht . . . nun, so haben Sie wenigstens nichts verloren, denn mindestens eine Monatsgage muß man Ihnen ja doch auszahlen!"

Kurzum, Schoppenhauer sprach dies und noch mehreres, und zwar so eindringlich und überzeugend, daß meine Bedenken schwanden und ich abzureisen beschloß. — Mit 18 Jahren überlegt man nicht lange und es konnte ja immer möglich sein, daß mich jemand auf der Durchreise hatte spielen sehen und mich infolge dessen dem Direktor in — ja wo — empfohlen hatte, doch das „wo" konnte ist ja in Köln erfahren!

Obgleich ich nun, offen gestanden, selbst nicht daran glaubte, daß mein Talent damals schon so ausgebildet war, um mir eine Empfehlung an bessere Bühnen einbringen zu können, so tröstete ich mich in dem Gedanken: nun, wenn auch diese Reise ins Blaue hinein nichts nützt, so schadet sie mir doch keinesfalls; was hat ein 18jähriger Jüngling an Zeit zu verlieren? im Gegenteil, er kann nur gewinnen!

Um Mitternacht fuhr ich mit der Post ab. Ich war der einzige Passagier. Draußen war es, wie es um diese Zeit stets und überall zu sein pflegt, wenn nicht gerade Mondschein ist, stockfinster, und so konnte ich, ohne Furcht durch irgend etwas davon abgelenkt zu werden, in größter Ruhe meinen Gedanken Audienz geben. Ich gestehe, es fing mir nach und nach doch an, unbehaglich zu werden bei dem Gedanken: was wird dann aus dir, wenn man gleich bei der ersten Probe herausfindet, daß ein Esel in der Löwenhaut steckt? denn ein Irrtum mußte ganz entschieden obwalten. Eine Gage, wie die mir in dem Telegramm angebotene, zahlte man — damals wenigstens — nur einem fertigen Darsteller im ersten Fach! — Und ich, was hatte ich denn bis jetzt gespielt? Meine bedeutendste Rolle war der Roller in den Räubern gewesen! und in dieser Rolle konnte ich mich auch nicht entsinnen, einen derartigen Erfolg errungen zu haben, daß mein Ruf schon bis nach . . . ? . . . ja bis „Gott weiß wohin" gedrungen sein konnte.

Aber was war jetzt zu machen? Nun war die Reise einmal angetreten und es half kein Mundspitzen mehr, es mußte gepfiffen sein! — also: frisch drauf los! und ein anderer in meiner Lage würde wohl auch kaum um ein Jota anders gehandelt haben, noch dazu, wenn er in meinen Jahren war. Mit diesem Troste, gegen Gewissensbisse bewaffnet, schlief ich sanft ein.

Wir hatten um 8 Uhr Morgens, zu welcher Zeit ich erwachte, erst wewenige Meilen zurückgelegt, denn noch war Prüm nicht erreicht, welches ungefähr acht Meilen von Trier entfernt liegt, und nun fing es auch an, abscheulich kalt im Wagen zu werden, denn über das kahle Gebirge pfiff und strich der Wind gewaltig und deshalb ersuchte ich den Kondukteur, als wir in Prüm endlich angekommen und ich dort etwas Wärmendes genossen hatte, mich in das vordere Kupee einsteigen zu lassen, wo es — weil nur dreisitzig — etwas enger und zufolge dessen auch etwas wärmer war und ich dann auch einmal ein Wort sprechen konnte. Der Kondukteur, ein aufgeweckter Rheinländer, dem es jedenfalls auch angenehmer war, sich unterhalten zu können, als immer stillschweigend allein zu sitzen, ging sehr gerne auf meinen Vorschlag ein und ich quartirte mich also um.

Durch die Uebersiedelung nach vorn hatte ich mir wesentliche Vorteile errungen, denn erstens ließ mir der freundliche Kondukteur eine Reisedecke ab, die ich über die Kniee ausbreiten konnte; zweitens konnte ich ein wenig plaudern und drittens hatte sich der Mann, der diese Tour jahrein und jahraus schon so häufig zu fahren gezwungen war, in der Gegend so genau orientirt, daß er imstande war, mir über jeden einzelnen interessanten Punkt, den wir auf der Reise berührten, genaue Auskunft erteilen zu können.

Des Interessanten bietet nun allerdings das Eifelgebirge nicht sehr viel, und im Monat Januar, wenn noch dazu hoher Schnee liegt, erst recht nicht, und so war denn unsere Unterhaltung nach dieser Richtung hin auch keine sehr lebhafte. Der Schneesturm wurde von Stunde zu Stunde heftiger und der Kondukteur sprach die Befürchtung aus, daß, wenn das so fortginge, wir über kurz oder lang im Schnee stecken bleiben würden, eine Vermutung, die sich leider nur zu bald in Wirklichkeit verwandeln sollte, denn noch hatten wir die Höhe des Gebirgs nicht erreicht, das in der Nähe von Losheim bis weit über 2000 Fuß steigt, als der Postillon die Erklärung abgab, es sei keine Möglichkeit, weiterzukommen.

Nach kurzer Beratung, an welcher auch ich mich beteiligen durfte, wurde der Postillon beauftragt, ein Pferd abzuspannen und mit diesem nach der noch etwa ¾ Meilen entfernten Poststation Losheim zu reiten und von dort so rasch als möglich Vorspann herbeizuholen. Der Postillon ritt weg, und wir standen nun beide mit unserem Postwagen und drei Pferden, die wir auf- und abführten, damit sie nicht steif wurden, als die einzigen menschlichen Wesen in weiter Runde und dabei recht unangenehm von einem eisig kalten und schneidenden Winde bestrichen, allein auf der Höhe eines kahlen Berges.

Dort oben ist Haideland und mit Ausnahme einiger kleiner Gehöfte, sind im weiten Umkreise keine menschlichen Wohnungen zu erblicken. Es war durchaus keine Annehmlichkeit für uns, auf dem beschneiten Berge herumzupatrouilliren. Ein Glück noch war es, daß der Kondukteur eine Flasche Kognak auf die Reise mitgenommen, diese leistete uns jetzt die besten Dienste.

Endlich nach Verlauf von ungefähr zwei Stunden kehrte der Postillion mit noch einem andern und mit drei frischen Pferden zurück, die rasch eingespannt wurden, und der Wagen fuhr alsdann, mit vereinten Kräften von sechs starken Pferden gezogen, in mäßiger Eile weiter. Nachdem es Abend und wieder Nacht und noch einmal Morgen geworden war, kamen wir am 7. Januar früh um 7 Uhr im heiligen Köln an.

Sofort erkundigte ich mich nach der Wohnung des Theateragenten H. und ohne erst weitere Toilette zu machen und die zu Besuchen sehr ungeeignete frühe Morgenstunde zu berücksichtigen, eilte ich zu dessen Behausung, welche sich in der Straße: „Unter fetten Hennen" befand. Lange mußte ich läuten, ehe mir ein Herr die Türe öffnete, der unverkennbar kaum erst wach geworden und eben aus dem Bett gestiegen war. Nachdem er meinen Namen erfahren, lud er mich ein, ihm ins Zimmer zu folgen, und sagte ganz erstaunt: „Ja, Sie kommen jetzt erst! und ich vermutete Sie schon längst auf der Reise ins Engagement!"

Hierauf bedeutete ich ihm, daß ich allerdings schon die Reise angetreten, und da in der Depesche zu lesen war, daß ich hier in Köln 15 Gulden Reisegeld erhalten solle, so hätte ich mir eingebildet, der Weg nach meinem mir bis dato noch unbekannten Ziele müsse zunächst nach und über Köln führen: worauf er wieder ganz erstaunt fragte: „was denn? Sie wissen gar nicht, wo Sie hinreisen sollen?" und ich ihm entgegnete, daß in der Depesche, wie er sich überzeugen könne, des Ortes meiner Bestimmung auch mit keiner Silbe gedacht sei!

Ohne indeß die Depesche anzusehen, eilte der Agent an sein Schreibepult, nahm aus einem Fache desselben 15 Stück holländische Gulden, zählte diese auf einen Tisch und nachdem er wieder zwei davon zurückgenommen, die, wie er sagte, das erste Honorar für seine Bemühung seien, und mich noch in der Geschwindigkeit einen Revers hatte unterschreiben lassen, worin die Theaterdirektion Bloas angewiesen und ermächtigt wurde, mir von meinem Gesammteinkommen 5 Prozent für den Herrn Agenten in Abzug zu bringen, trieb er mich zur Eile an, indem er mir zugleich die Mitteilung machte, daß das Dampfboot um 9 Uhr abginge.

„Ja," sagte ich, nachdem ich die übergebliebenen 13 Gulden eingesteckt hatte, „nun weiß ich aber immer noch nicht, wohin ich eigentlich reisen soll!"

„Ach so! das vergaß ich in der Eile, nun, zum Direktor Bloas in Amsterdam, Pächter des deutschen Theaters am Erbsenmarkt," sagte er, „eilen Sie nur, eilen Sie, man erwartet Sie schon sehnsuchtsvoll! Ich glaubte schon, Sie seien direkt hingereist, weil Sie gar nicht antworteten und gestern früh, wo ich Sie ganz bestimmt hier erwartete, auch nicht angekommen waren. Was zögerten Sie denn auch so lange mit der Abreise?"

„Entschuldigen Sie," entgegnete ich, „sofort nach Empfang Ihrer Depesche bin ich vorgestern Nachts abgereist und eben hier angekommen."

„Ach, machen Sie mir doch nichts weiß!" rief er, „die paar Stunden Fahrt!" — „Paar Stunden!" fiel ich ihm beinahe empört über solche geographische Unkenntniß ins Wort: „es kann sein, daß man im Sommer die Reise in kürzerer Zeit zurücklegt, aber bei einem Wetter wie das gegenwärtige, ist das wohl nicht möglich; ja, wir haben allein über zwei Stunden im Schnee gesteckt und sind mit knapper Not überhaupt noch angekommen!"

„Nun, so machen Sie nur, daß Sie fortkommen," drängte er jetzt, „und nicht auch noch am Ende das Dampfboot versäumen, sonst brauchen Sie überhaupt gar nicht mehr hinzureisen!" und ohne mir Zeit zu lassen, noch einige mir sehr wichtig erscheinende Fragen an ihn zu richten, hatte er schon die Türe geoffnet und mich hinauskomplimentirt.

Nun denn, in Gottes Namen! dachte ich, in Etwas ist mein Wissen doch schon wieder bereichert, ich weiß wenigstens, wohin ich reisen soll! Zum Spielball des Schicksals scheine ich nun schon einmal auserlesen, so will ich mich denn ohne Murren seinen weiteren Launen fügen und gen Amsterdam ziehen, dort werde ich ja wohl das weitere und auch das letzte Wort in meiner Engagements-Angelegenheit vernehmen.

Nachdem ich mir im Vorübergehen auf der Polizei meinen Paß hatte visiren lassen, eilte ich zur Post, um meinen Koffer zu holen und mit diesem nach dem Abfahrtsplatze der Dampfschiffe zu eilen, den ich auch kurz vor Torschluß erreichte, denn kaum hatte ich mein Billet nach Arnheim bezahlt und meinen Koffer übergeben, als auch schon das Zeichen zur Abfahrt ertönte und ich nun auf der „Viktoria" rheinabwärts fuhr.

Die Rheinufer unterhalb Köln, welche schon im Sommer dem Auge wenig Anziehendes mehr bieten, haben im Winter absolut gar nichts Derartiges aufzuweisen, und war ich herzlich-froh, nachdem noch an der Zollgrenze in Lobith das lästige Geschäft des Kofferöffnens abgetan war, endlich um 7 Uhr Abends in Arnheim vom Schiffe absteigen zu dürfen.

Ich nahm einen Wagen, der mich nebst Koffer nach dem Bahnhof brachte, und löste mir ein Billet dritter Klasse nach Amsterdam. Darauf stieg ich, nichts Böses ahnend, in einen, meiner Ansicht nach ganz der dritten Klasse entsprechenden Waggon ein und fuhr ab. Unterwegs kam der Schaffner, um die Billets zu kupiren, wobei es mir auffiel, daß die übrigen Mitreisenden Billets von ganz anderer Farbe in Händen hielten, wie das meinige war. Der Schaffner nahm es mir aus der Hand, sah mich dabei erstaunt an und hielt mir in holländischer Sprache eine Rede, von der ich selbstverständlich keine Silbe verstand. Nur ein einziges Wörtchen, das er mehrmals wiederholte und das wie „dritte" klang, glaubte ich so verstehen zu dürfen und nickte ihm deshalb verständnißvoll zu, indem ich noch zur näheren Bekräftigung sagte: Ja wohl Dritte! — Hiermit gab der Mann sich aber durchaus noch nicht zufrieden, wurde im Gegenteile immer leidenschaftlicher, und stieß noch mehrere Male das Wörtchen, das ich für „Dritte" hinnahm, aus, ohne natürlich von mir eine Antwort zu bekommen, bis endlich einer der Passagiere uns beiden aus der Verlegenheit half und mir erklärte, daß ich in die falsche Klasse eingestiegen sei! — Dies sei nämlich die zweite Klasse und der Schaffner bedeute mir dies eben in seiner Sprache, in welcher das Wort tweede (zweite) wie „thwide" ausgesprochen würde, während „dritte" auf holländisch „derde" heiße und ich nun schleunigst einen Gulden und 70 Cents nachzahlen müsse, wenn ich nicht an der nächsten Station ausgesetzt werden wolle.

Obgleich mich diese Nachzahlung nun nicht sonderlich erfreute, denn mein Reisegeld war für solch luxuriöse Wagenklassen, wofür ich bisher die zweite immer gehalten, — die aber in Holland ganz genau der dritten Klasse, wie sie in Deutschland gebräuchlich, entsprach — durchaus nicht eingerichtet, so blieb mir doch nichts weiter übrig, als ohne viele Umstände das verlangte Geld nachzubezahlen. Der freundliche Passagier, der sich vorhin zum Dolmetscher aufgeworfen, tröstete mich jetzt durch die allerdings beruhigende Mitteilung: daß ich es keineswegs zu bereuen nötig habe, in die verkehrte Klasse eingestiegen zu sein, indem die dritte Klasse auf den holländischen Eisenbahnen lange nicht das sei, was man in Deutschland darunter verstehe, — wie ich ja schon aus der Einrichtung der hiesigen zweiten zur Genüge zu erkennen vermöge — und hätte ich mir in meiner für einen niederländischen Winter gar nicht berechneten leichten Kleidung, in der gegen Kälte und Zugluft auffallend wenig geschützten dritten Klasse, sehr leicht und höchst wahrscheinlich eine starke Erkältung zuziehen können. (So war es damals, daß es heute anders sein mag, will ich im Interesse aller Passagiere dritter Klasse wünschen, ich selbst weiß es nicht, da ich seit jener Zeit niemals wieder in diese Gegend kam. Anmerk. d. Verf.).

Genug, Abends um 10 Uhr fuhr der Zug in den Amsterdamer Bahnhof hinein. Unterwegs hatte ich mich noch bei dem gefälligen Passagier nach einem guten und billigen Hotel erkundigt, und eben war ich im Begriff, einem Kofferträger Auftrag zu geben, mein Gepäck nach einer Droschke zu schaffen, als ein anderer mit einer Nummer versehener Gepäckträger auf mich zutrat und mich in deutscher Sprache fragte, ob ich Schauspieler wäre und bei Direktor Bloas engagirt sei? — Auf meine bejahende Antwort warf derselbe meinen Koffer über die Schulter und ersuchte mich, ihm zu folgen. Wir kamen an eine Droschke, deren Lenker in holländischer Sprache verständigt wurde, wohin er zu fahren habe, und ich wurde gebeten einzusteigen. Nachdem dies geschehen und die Wagentür geschlossen war, fuhr der Wagen ab, ohne daß ich dazu gekommen wäre, eine Frage zu stellen oder überhaupt nur ein Wort zu sprechen.

Was ich von alledem denken sollte, wußte ich nicht, tröstete mich aber rasch mit dem Gedanken: nun, lange wird's ja wohl nicht mehr dauern, dann wird alles klar werden und entweder ich mich oder der Direktor sich auf eine gewaltige Ueberraschung gefaßt machen dürfen. — Darüber weiter nachzudenken, hatte ich auch jetzt gar keine Zeit, denn vor der Hand regte mich die gewaltige Stadt (es war die größte, die ich bis dahin gesehen) ganz besonders an und nahm meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Insbesondere waren mir die breiten Grachten, in deren Wasser sich die unzähligen Gasflammen von den Straßenlaternen abspiegelten, etwas ganz Neues!

So im Anschauen verloren, mußte ich ziemlich lange gefahren sein, als plötzlich der Wagen auf einen weiten freien Platz einbog und vor einem hellerleuchteten Hotel stille hielt, aus welchem sofort mehrere Kellner herbeieilten und diensteifrig den Schlag öffneten. Der utscher wechselte mit einem derselben ein paar Worte, worauf man mich in deutscher Sprache einlud, ins Haus zu treten, in welchem bereits ein Zimmer für mich hergerichtet sei. Auf meine Frage, ob ich nicht erst den Fuhrmann bezahlen solle, wurde mir erwidert, das sei Sache der Theaterdirektion und von dieser bereits geordnet.

So trat ich denn ins Hotel ein und dachte: nun, wenn dies immer so fort gehen sollte, dann kannst du dir hier viel Geld ersparen! Da es schon spät am Abend und ich von der Reise ermüdet war, verfügte ich mich sehr bald zu Bett, welches ich zuerst gar nicht finden konnte. Es war zwar außer der Eingangstüre noch eine andere Türe im Zimmer, doch, weil ich glaubte, dieselbe führe in ein separirtes Kabinett, wagte ich nicht, sie zu öffnen. Erst der Kellner, dem ich geläutet und dann die Frage nach einer Lagerstätte vorgelegt hatte, öffnete jene zweite Türe, hinter welcher ich zu meinem nicht geringen Erstaunen das Bett in einem Wandschranke sah. Später hatte ich Gelegenheit, mich durch den Augenschein zu überzeugen, daß diese Mode über ganz Holland und auch über das benachbarte Ostfriesland verbreitet ist.

(Fortsetzung folgt.)

— Vor Weihnachten. — „Ich bitte um eine Bluse." — Verkäuferin: „Jawohl, mein Herr, wäre Ihnen dieser Schnitt recht?" — „Janz ejal!" — Verkäuferin: Welche Farbe dürfte es dann sein? — „Auch ejal, auch ejal." — Verkäuferin: „Aber um die Größennummer darf ich doch bitten?" — „Is ejal, is alles ejal, umgetauscht wird se doch!"

SCHACH
DAS KOENIGLICHE SPIEL
von Edward Lasker.

H. N. Pillsbury.
II.

Das Leben Pillsburys ist mit der interessantesten Periode der Entwickelung des Turnierspiels verknüpft, und wir wollen es daher ausführlich in allen seinen Phasen verfolgen, da wir so einen Einblick in die „Schachwelt" bekommen, die so vielen Menschen fremd ist, und die für so viele andere das Schönste im Leben bedeutet, sobald des Tages Last und Mühen vorüber sind.

Als Pillsbury im Jahre 1895 den ersten Preis im Turnier zu Hastings gewonnen hatte, lud der Petersburger Schachklub die fünf Sieger des Turniers zu einem Wettkampf ein. Da Tarrasch wegen Berufspflichten nicht abkommen konnte, so kam es nur zu einem Viermeisterkampf zwischen Lasker, Pillsbury, Steinitz und Tschigorin mit der Bedingung, daß jeder mit jedem sechs Partieen spiele.

Die hohe Meinung, welche Pillsbury in Hastings erweckt hatte, konnte er in Petersburg nicht voll aufrecht erhalten. Er gewann zwar gegen Lasker die zwei ersten Partieen, von denen die eine mit dem Scheine vollster Ueberlegenheit über den Gegner geführt war, machte drei remis und verlor nur eine; er gewann auch nacheinander drei Partieen gegen Tschigorin, machte eine remis und verlor zwei, wobei freilich zu bemerken ist, daß die drei von Tschigorin verlorenen sämmtlich nur infolge unerwarteter Fehler diesen Ausgang nahmen; dagegen gelang es ihm, gegen Steinitz nur zwei Partieen remis zu machen, während er die anderen vier dem Gegner überlassen mußte. Steinitz ist in fast allen Partieen der sich Verteidigende. Aber er tut es mit einer bewunderungswürdigen Zähigkeit, und in fast allen Partieen gelingt es ihm, die bessere Bauernstellung im Endspiel zu erlangen.

Auch Pillsbury läßt es, namentlich in der letzten Partie, die 100 Züge zählt, nicht an Hartnäckigkeit fehlen, aber es macht sich bei ihm schon hier eine Eigentümlichkeit geltend, die nicht gerade zu loben ist. Er führt in ganz unhaltbaren Stellungen, vielleicht in der Hoffnung auf einen Fehlzug des Gegners, die Partie noch weiter. Steinitz gegenüber aber hat diese Praxis am wenigsten Aussicht gehabt.

Mit Ausnahme zweier Partieen gegen Lasker, die Pillsbury spanisch führte (1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lb5), spielte er ausnahmslos das Damengambit (1. d4, d5; 2. c4), während er sich im Nachzuge mit Vorliebe der russischen Verteidigung (1. e4, e5; 2. Sf3, Sf6) bediente.

Wegen seines Mißerfolges gegen Steinitz konnte Pillsbury nur den dritten Preis erringen, während Lasker und Steinitz die Plätze vor ihm belegten.

Den dritten Platz nahm Pillsbury auch im Turnier zu Nürnberg ein, das im Jahre 1896 gespielt wurde. Dies war wieder ein Turnier größten Stils, denn neunzehn Meister fanden sich zusammen, und zum ersten Mal beteiligte sich Lasker an einem internationalen Meisterturnier auf deutschem Boden. Hinter Hastings stand daher Nürnberg keineswegs zurück. Pillsburys Erfolge waren denen von Hastings aber nicht ebenbürtig. Von achtzehn Partieen gewann er zehn, machte vier remis und verlor vier. Er verlor aber nicht gerade gegen die hervorragendsten, sondern — mit Ausnahme Maroczys — gegen solche, die keine Preise gewannen, nämlich gegen Blackburne, Schiffers und Walbrodt; gegen Maroczy, der ein Vierspringerspiel spielt, kommt er gar in die ihm ungewohnte Lage eines Schülers, der sich gegen einen Meister wehren muß. Er wird vollständig überspielt.

Unter den gewonnenen Partieen ragt über alle anderen die Partie hervor, die er gegen Lasker gewinnt; ein Meisterwerk erster Größe. Von mehreren anderen Partieen dagegen muß gesagt werden, daß Pillsbury vom Glück begünstigt war. Nur durch grobe Versehen seiner Gegner gewann er seine Partieen gegen Tschigorin, Schallop und Steinitz. Auch die Remispartieen gegen Janowski und Charousek hätte Pillsbury eigentlich verlieren müssen. Doch das ist eben Turnierglück und Turnierpech. Es ist mit Recht oft gesagt worden, daß ohne Glück niemand ein großes Meisterturnier gewinnen kann. Nur darf nicht vergessen werden, daß beim Schach wie bei allen anderen Kämpfen das Sprichwort sich bewahrheitet: Dem Starken hilft das Glück. Mit Glück allein gewinnt man keine Schachturniere. Man muß dazu schon verteufelt stark spielen.

Unmittelbar nach Beendigung des Nürnberger Turniers setzen die Ungarn ein, um auch einmal der Welt zu zeigen, daß sie bedeutende Turniere mit Beteiligung internationaler Größen veranstalten können. Wenn auch die Zahl der teilnehmenden Meister in diesem Turnier eine geringere war als in Nürnberg, so war dieses Turnier doch dadurch bemerkenswert, daß die hervorragendsten Meister des östlichen Europas, zu denen sich Janowski, Tarrasch, Walbridt und Pillsbury als Vertreter der übrigen schachspielenden Regionen hinzugesellten, sich in Pesth ein Rendezvous gaben.

Pillsbury, der wieder den dritten Preis errang, spielte etwas gleichmäßiger als in Nürnberg, und er kam beinahe zum Stichkampf gegen die beiden ersten Preisträger Tschigorin und Charousek, doch verlor er in der letzten Runde seine Partie gegen Tarrasch.

Die übrigen Teilnehmer des Turniers waren: Albin, Schlechter, Maroczy, Popiel, Noa, Marco und Winawer.

Der Erfolg Pillsburys war unerwartet, denn er machte bereits in Nürnberg einen sehr übermüdeten Eindruck. In der Tat war er nicht gesund, und er hielt es daher für zweckmäßig, für eine Weile Europa zu verlassen und nach Amerika zurückzukehren, um hier der Ruhe zu pflegen.

Darum hat er an dem Berliner Internationalen Turnier im Herbst 1897 nicht teilgenommen, dafür aber in dieser Zeit seine beiden Wettkämpfe mit Showalter ausgefochten.

° ° °

Folgend ist eine der im Viermeisterkampf zu Petersburg gespielten Partieen:

Weiß:	Schwarz:
Emanuel Lasker.	**H. N. Pillsbury.**
1. e2—e4	e7—e5
2. Sg1—f3	Sg8—f6
3. Sf3×e5	d7—d6

Schwarz darf den Bauern nicht sofort zurückschlagen, da Weiß durch 4. De2, De7; 5. D×e4, d6; 6. d4 usw. einen Bauern gewinnt.

4. Se5—f3	Sf6×e4
5. d2—d4	d6—d5
6. Lf1—d3	Lf8—e7
7. 0—0	Sb8—c6
8. Tf1—e1	Lc8—g4

Nimmt jetzt Weiß zweimal auf e4, dann schlägt Schwarz auf f3 und gewinnt schließlich den d-Bauern, so daß die Spiele wieder ausgeglichen sind.

9. c2—c3	f7—f5
10. Dd1—b3	

Bei diesem Ausfall kommt nichts heraus. Den Bauern b7 zu nehmen, wäre gefährlich, da die Dame dadurch ganz aus dem Spiel gebracht würde, und den Bauern d5 hat Weiß keine Möglichkeit, zum zweiten Mal anzugreifen, da c3—c4 die Deckung des Bauern d4 aufgäbe. Andererseits hat Weiß nach dem Textzuge bedenklich wenig Figuren auf dem Königsflügel, den Schwarz mit dem Abtausch auf f3 aufreißen kann.

11. Lc1—f4	Lg4×f3
12. g2×f3	Se4—g5
13. Kg1—g2	Dd8—e7
14. Db3—c2	

Hiermit gibt Weiß die Verfehltheit des Damenzuges nach b3 zu.

14. ———	Sg5—e6
15. Lf4—e1	

Der Läufer hat kein vernünftiges Feld für einen Rückzug. e3 und g3 werden durch f5—f4 ausgenutzt, und auf d2 wird der Springer verstellt. Auf e5 will Lasker ihn nicht stellen, da er sich wenn möglich die zwei Läufer erhalten will, um in ihrer Stärke ein Aequivalent für die schlechte Bauernstellung zu finden.

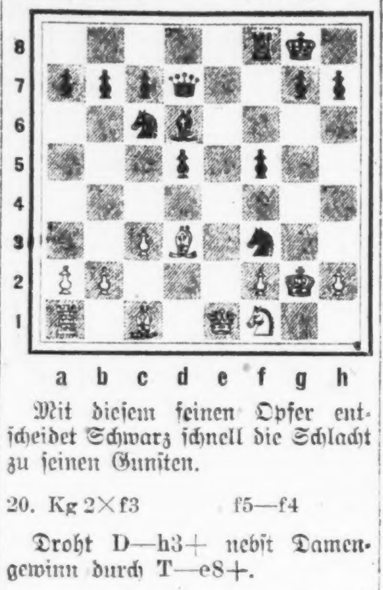
15. ———	Le7—d6

Eine feine Deckung des Bauern f5. Auf L×f5, T×f5; D×f5 folgt S—f4+ mit Damengewinn.

16. Sb1—d2	Ta8—e8
17. Sd2—f1	Se6×d4

Offenbar hat Lasker diesen Zug übersehen. Doch gab es schon keine besonders gute Fortsetzung mehr für ihn, da er in der Entwickelung der Figuren bedenklich zurück war — und das kann selbst der Weltmeister sich nicht leisten.

18. Dc2—d1	Te8×e1
19. Dd1×e1	Se5×f3



Mit diesem feinen Opfer entscheidet Schwarz schnell die Schlacht zu seinen Gunsten.

20. Kg2×f3	f5—f4

Droht D—h3+ nebst Damengewinn durch T—e8+.

21. De1—d1	Sc6—e5+
22. Kf3—e2	Dd7—g4+
23. Ke2—d2	Dg4×d1+
24. Kd2×d1	Se5×d3

Schwarz hat jetzt zwei glatte Bauern mehr, und der Gewinn ist nur noch eine Frage der Zeit.

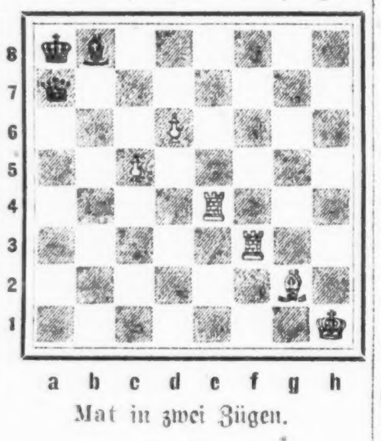
25. Kd1—e2	Sd3—e5
26. f2—f3	Tf8—e8
27. b2—b3	Se5—g4+
28. Ke2—d2	Sg4—e3
29. Lc1—b2	Se3—g2
30. h2—h3	Ld6—c5
31. Sf1—h2	Lc5—f2
32. c3—c4	d5×c4
33. b3×c4	h7—h5

Weiß gibt auf. Schwarz kann einfach Lf2—g3 spielen und dann mit Sg2—e1 den f-Bauern erobern, worauf der Bauer f4 leicht den Weg zur Dame erzwingt.

Problem-Teil.

Nr. 42.

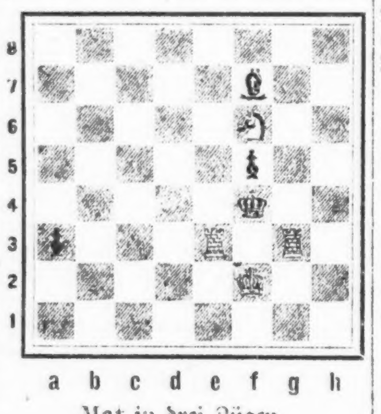
O. C. Schneider, Chicago.



Mat in zwei Zügen.

Nr. 43.

F. Werderitsch, Winona, Mich.



Mat in drei Zügen.

Schach-Briefkasten.

O. C. Schneider, Chicago. Wir können beide symmetrischen Aufgaben verwenden, die Sie eingesandt haben. Der Dreizüger Nr. 24 ist aus demselben Grunde wie Nr. 23 unverwendbar. Der Einwand gegen Nr. 18 ist, daß Sie mit dem ersten Zuge dem schwarzen König das wichtigste Fluchtfeld nehmen.

F. Werderitsch, Winona, Mich. Wir bedauern, Ihre achtzügige Aufgabe nicht verwenden zu können, da Sie, wie in früheren Artikeln an dieser Stelle erklärt, nur eine Matführung, aber nicht ein Problem ist. Die Verteidigungszüge, die Sie dem Schwarzen geben, leisten weiter nichts, als daß sie das Mat hinausschieben; sie verhindern in keiner Weise die Matdrohung des Weißen. Vielzügige Aufgaben finden übrigens beim Leserkreise wenig Anklang, und es ist daher nicht nötig, noch einmal auf Nr. 37 zurückzukommen, die wir nur der Kuriosität halber gebracht haben.

Radikalheilung
— der —
Nervenschwäche

Schwache, nervöse Personen, geplagt von Hoffnungslosigkeit und schlechten Träumen, erschöpfenden Ausflüssen, Brust-, Rücken- und Kopfschmerzen, Haarausfall, Abnahme des Gehörs u der Sehkraft, Katarrh, Magendrücken, Stuhlverstopfung, Müdigkeit, Erröten, Zittern, Herzklopfen, Brustbeklemmung, Aengstlichkeit und Trübsinn, erfahren aus dem „Jugendfreund", wie alle Folgen jugendlicher Verirrungen gründlich in kürzester Zeit, und Strikturen, Phimosis, Krampfader- und Wasserbruch nach einer völlig neuen Methode auf einen Schlag geheilt werden.

Schicken Sie 25 Cents in Briefmarken für die neueste Auflage dieses interessanten und lehrreichen Buches, welches von Jung und Alt, Mann und Frau gelesen werden sollte, und adressiren Sie Ihren Brief:

Deutsche Privat-Klinik
137 East 27. Str., New York, N. Y.
„Der Jugendfreund" ist zu haben in Chicago bei Felix Schmidt, Buchhandlung, 333 Dearborn Str., N. 316. ol3mifon*

Der Brummer.

Von Teo von Torn.

Am Ahlbecker Strand — da, wo er schon beinah Misdroy ist . . .

Der Fischgeruch, der strenge Salzdunst trocknender Netze und der Geruch von Teer, den die Hitze in blanken schwarzen Schmelzperlen aus den Fugen der auf dem Strande lagernden Kähne treibt, bringen nicht bis hierher. Denn es ist kein Wind. Die heiße Luft steht still. Die Sonne prallt steil auf den Sand, auf das lichtgrüne, schweratmende Wasser und etliche Strandkörbe.

Nur ein einziger ist besetzt — ein großer zweisitziger Korb mit einer rot-weißen Markise. Er steht nach der See zu, abgekehrt von den Balkons und offenen Fenstern drüben, hinter denen alles schläft — wie man an der See schläft, an einem bruthei-ßen Tage, nach dem Mittagessen . . .

Eine große, blauschwarze Fliege verläßt das Bündel Seetang, das vor dem Korb in der Sonne dörrt. Die beiden Menschenkinder da interessiren den Brummer. Unter der Pikeemütze des jungen Mädchens quillt überreiches, wie gesponnenes Glas schimmerndes Blondhaar hervor. Sie hat Fliederaugen, ein etwas schnippisch aufgesetztes Näschen und ganz schmale Füße, die in hellgrauen Halbschuhen von sämischem Leder stecken. Auch der junge Herr mit dem glattrasirten Sportmansgesicht nimmt sich gut aus. Er steht vor dem Korbe — die Linke in der Tasche der weißen Flanelljacke; die Rechte mit dem funkelnden Ring am kleinen Finger führt einen Stock, der nervös im Sande buddelt.

Der Brummer: Bsirrrsirrrbsirr— (was aus dem Brummerischen ins Deutsche übertragen so viel heißt wie: ein schönes Paar). Aber sie scheinen mit einander zu knurren; ich will doch mal hören, was die haben.

Eine Weile nichts. Dann — —

Sie, schaut geflissentlich an ihm vorbei, immer in einer Richtung; rollt, biegt, knetet an einem Buch in ihren Händen. „Wieder mal ein merkwürdiges Zusammentreffen!"

Er: „Tja — sonderbar."

Sie: „Ich denke, du spielst um diese Zeit mit Dr. Ranft und dem albernen Referendar Kaffeesfat?"

Er: „Sonst ja. Heute aber — —"

Sie: „Ich weiß. Deine Mama hat dich geschickt."

Er: „Allerdings. Sie hat mich gebeten, ihre Badekappe zu holen, die sie hier vergessen hat."

Sie, mit einem kurzen gereizten Auflachen: „Natürlich!" Wippt mit den übereinandergelegten Füßchen. „Mich schickt Tante nach dem Kursbuch, das sie hier liegen gelassen hat. Ich brauchte mich mit dem Zurückbringen nicht zu beeilen — sie möchte nur die Sicherheit haben, daß es nicht verloren geht. Es ist also klar — —"

Er: „Was, bitte —"

Sie: „Ja, merkst du denn nichts?"

Er: „Was, bitte —

Sie, schlägt mit dem Buch nach dem Brummer, der an einer Markisenfranse baumelt.

Der Brummer: Brsitt — ätsch!

Sie, zornig: „Was bitte! Was bitte! — Laß zunächst endlich das Buddeln nach! Es ist schon nicht mehr zum Ansehen. — Also du merkst nicht, daß das wieder eine abgekartete Geschichte ist?"

Er: „Das merkt ein Roß."

Sie: „Da Tante morgen mit mir abreist, sollen wir uns verloben."

Er, nickt resignirt: „So wird's wohl sein."

Sie, lehnt sich unter tiefem Ausseufzen in den Korb zurück: „Es ist fürchterlich. Das geht nun schon so, seit ich siebzehn geworden bin. Ach Gott, was sag' ich! Seit ich verwaist bin. Schon immer geht das so! Wenn wir als kleine Kinder miteinander gespielt haben, dann hieß es: Wie nett unser „Brautpärchen" sich verträgt! Wenn wir uns gezankt oder geprügelt haben, dann sagte Tante oder deine Mama mit listigem Augenblinzeln: „Was sich liebt, das neckt sich! — G r ä ß — lich — —"

Er: „Ja, schauderhaft." Räuspert sich. „Ich habe mich schließlich vor den andern Jungs geniert, die mich nicht anders wie „Breitjam" nannten."

Sie, schaut flüchtig zu ihm auf: „Armer Kerl! Ich verstehe das. Mir ist es ähnlich gegangen." Rollt und knetet an ihrem Buch. „Ich muß dir sagen, Vetter, ich hätte viel, viel öfter mit dir gespielt und später dich weniger angeblafft und nicht so schlecht behandelt, wenn das nicht gewesen wäre —"

Pause . . . .

Der Brummer: Bsirrrsirrrbsirrr — das ist mal eine ulkige Geschichte!

Er, schlägt mit dem Panama nach ihm.

Der Brummer: Brsitt — ätsch!

Er: Willst du mir einen Gefallen tun?"

Sie: „Bitte —"

Er: „Leg das Kursbuch beiseite. Es ist schon ganz aus dem Leim."

Sie, lacht, wirft das Buch in die Korbecke und verschränkt die Arme. Dann ernst, aber nicht unfreundlich: „Nervös bist du also auch. Nun ja — man kann's werden." Pause, in der die Fliederaugen verträumt in die Ferne schauen, wo Himmel und See im Azur sich umarmen. „Weißt du, Vetter —"

Er: „Hm —?"

Sie: „Es ist doch eigentlich ein Glück, daß wir so gar nicht ineinander verliebt sind. Weder du in mich — — wie meinest du?"

Er, räuspert sich in die hohleHand: „Ich sagte nichts."

Sie: „Noch ich in dich." Wirft sich in den Korb zurück und wehrt mit beiden Händen den Brummer ab, der gegen sie ansurrt. „Was will denn das eklige Tier!"

Der Brummer: Bsirrrsirrbsirrr— ich will dir blos sagen, daß du ein kleines Schaf bist. Sirrr — und der da ein großes. (Schwirrt ab, kehrt aber in weitem Bogen zurück und setzt sich in die Nähe auf die Lauer.)

Er: „Das ist wohl richtig. Mama und Tante würden schön triumphiren."

Sie: „Nicht wahr? Und wir wollen doch über unsere Zukunft selbstständig entscheiden — —"

Er: „Zumal du dich schon halb und halb gebunden hast. Er ist übrigens ein sehr netter Mensch — dein Pianist. Und ein großer Künstler. Ich habe ihn neulich bei Brandecks gehört — — — phänomenal geradezu!"

Sie, leichthin: „Ja, er ist ganz tüchtig." Die Fliederaugen richten sich freundlich auf ihn. „Im Grunde verstehen wir uns doch recht gut, Vetter. Und wenn man uns nicht ewig mit der gräßlichen Heiraterei kommen würde, könnten wir die besten Freunde sein. — Was stehst du eigentlich immer herum! So setz dich doch — —"

Er: „Wenn du erlaubst—"

Sie: „Bitte. — In einem Punkt aber irrst du gewaltig — wenn du nämlich meinst, daß ich tiefer für diesen Klaviertiger empfinde."

Er, verdutzt: „Pardon, — ich dachte — —"

Sie, schüttelt energisch den Kopf: „Er ist gräßlich eingebildet. Und das mag ich nicht leiden. „Ich mag nur bescheidene Menschen—wie Lissie Brandeck zum Beispiel. Das Mädel ist süß. Ich begreife vollkommen, daß du für sie schwärmst."

Er, noch verdutzter: „Ich—!?"

Sie: „Aber John!"

Er, lebhaft: Fällt mir gar nicht im Traum ein! Ich verstehe nicht, wie du auf so was kommst!"

Sie: „Man hat doch Augen."

Er, noch lebhafter: „Sogar sehr s c h ö n e Augen hast du — nebenbei gesagt. Aber mit dem, was du da bemerkt haben willst, bist du auf dem Holzwege!"

Sie: „Du liebst sie also nicht—?"

Er: „Aber keine Spur! Lissie Brandeck ist eine komplette Gans."

Pause. . .

Sie, hat wieder das Buch ergriffen und rollt und biegt und knetet krampfhaft daran herum.

Er, bohrt mit seinem Stock im Sande, als gelte es, einen Schatz auszugraben.

Sie: „Es ist entsetzlich warm, finde ich —"

Er, rückt den Panama aus der Stirn: „Ja, grausam. Es könnte eigentlich mal wieder regnen."

Sie: Dann sind wir auch nicht zufrieden."

Er: „Allerdings."

Sie: „Deshalb ist es gut, daß eine höhere Macht über uns waltet — unabhängig von unseren Wünschen."

Der Brummer: Bsirrr — sehr richtig. Bsirrrsirrrsirrr — ich werde nun mal ein bißchen nachhelfen, Kinder.

Er: „Wie meinest du, Gunda?"

Sie, schaut mit heißen Wangen vor sich hin und schüttelt kaum merklich den Kopf. Das Kursbuch besteht nur noch aus losen Blättern und Eselsohren.

Der Brummer fliegt ihr — bsirrr — ins Gesicht.

Sie, wirft sich mit hellem Schrei in den Strandkorb zurück.

Der Brummer: Bsirrrrbsirrr—

Beide springen auf und schlagen wild um sich.

Der Brummer: Brsitt — ätsch! (Weicht geschickt allen Hieben aus und wiederholt seine Angriffe so lange, bis sie sich entsetzt an den Vetter anschmiegt und das Köpfchen an seine Schulter birgt.) Bsirr — so ist's recht. (Entfernt sich etwas.)

Er hat den Arm um ihre Taille gelegt: „Das Tier ist fort, Gundelchen."

Sie, regungslos, leise: „Ich glaub's nicht."

Er: „Wirklich, Puppchen."

Sie: „Ich höre noch summen."

Er: „Allerdings — und — — es surrt auch wieder heran. Da ist es schon besser, du — du bleibst noch ein bißchen so." Nähert seine Lippen ihrem Stirnhaar und haucht einen Kuß darauf. Dann noch einen — und noch einen und immer mehr und herzhafter. Schließlich findet er ihren Mund.

Der Brummer: Brsitt — na endlich! (Zieht lustig summend in die blaue Weite.)

Pflegt Taschenuhren gut!

Mit Ausnahme der Angehörigen bestimter Berufe, bei denen es sehr darauf ankommt, stets die Zeit auf das genaueste zu kennen, gehen die meisten mehr oder weniger fahrlässig mit ihrer Taschenuhr um oder lassen ihr doch wenigstens keine systematische Pflege angedeihen. Dabei gibt es keinen empfindlicheren Mechanismus, der in alltäglichem Gebrauch ist, als gerade die Taschenuhr, zu deren Herstellung mehr als 3500 verschiedene Operationen erforderlich sind, und welche aus mehr als 200 verschiedenen Teilen bestehen, deren meiste gar nicht sichtbar für das unbewaffnete Auge sind.

In manchen Einzelheiten stimmen auch Kenner hinsichtlich der besten Behandlung der Taschenuhr nicht vollkommen überein. Doch besteht kein Streit über wesentliche Punkte, welche beachtet werden müssen, wenn die Uhr „ehrlich" oder verläßlich bleiben soll.

Von geradezu lebenswichtiger Bedeutung ist u. a. das Einhalten regelmäßiger Zeiten für das Aufziehen. Wenn man die Uhr mit einem anderen Zeitmesser vergleicht, der als zuverlässig bekannt ist, so tut man gut, damit auch das Aufziehen der Uhr zu verbinden. Diese Gepflogenheit hilft sehr häufig dazu, jede mögliche Zeitschwankung auf ein verschwindendes Mindestmaß herabzubringen. Zweimal täglich die Taschenuhr aufzuziehen, kann ihre Regelmäßigkeit verbessern, — aber nur, wenn man dies immer und zur selben Zeit tun kann. Die Gewohnheit, die Uhr nur ein bischen auf einmal während des Tages aufzuziehen, ist unbedingt verwerflich. Man vermeide das stoßweise Aufziehen, besorge dies vielmehr ganz stetig und sei bei den letzten zwei oder drei Drehungen besonders vorsichtig, um nicht den Mechanismus und die Feder zu beschädigen. Die Uhr sollte beim Aufziehen vollkommen still gehalten werden; es ist davor zu warnen, ihr eine kreisförmige Bewegung zu geben, wie es viele tun.

Es ist nicht ganz gleichgültig, in welche Tasche der Weste die Uhr gesteckt wird. Die Temperatur der oberen Taschen ist niedriger als die der anderen, und dies kann einen Unterschied in der Länge der Haarfeder machen; auch wird die Uhr in unregelmäßigen Stellungen erhalten, und beides kann die Zeitangabe beeinträchtigen. Wenn die Tasche groß und nicht eigens für diesen Zweck gemacht, d. h. mit einem weichen Stoff gefüttert ist, so trage man die Uhr in einem gemsledernen Säckchen oder in einer sonstigen geeigneten Schutzhülle, so daß sie sich nicht beträchtlich hin und her drehen kann. So viel wie möglich sollte sie in aufrechter Stellung erhalten werden. Auch sollte die Tasche gelegentlich umgedreht und von allen Staubteilchen befreit werden.

Was das Aufheben der Uhr während der Schlafenszeit betrifft, so raten alle Autoritäten von der Unterbringung unter dem Kissen ab. Sie legen Gewicht darauf, daß die Uhr dieselbe Stellung bewahren sollte, wie während des Tages, weshalb es das beste sei, sie in der Tasche der aufgehängten Weste zu lassen, an einem Ort, der keiner großen Temperaturveränderung unterworfen ist.

Selbstverständlich muß man sich vor jedem Fallen der Taschenuhr hüten, aber auch vor jedem beträchtlichen Anstoßen und Rütteln. Dadurch können die winzigen Zäpfchen, oder einer der Steine — die keineswegs zum Schmuck da sind, sondern wegen ihrer großen Härte ausgesucht wurden, um die Reibung an dem Getriebe zu verhindern — gebrochen werden. Je seltener man das Gehäuse an der Rückseite öffnet, um so besser, und es ist ganz gut, daß der Uhrmacher dieses Oeffnen nicht erleichtert hat. Die Uhr aber herumzuschütteln, um sie gehen zu machen, das wird geradezu für ein Verbrechen erklärt.

Schließlich sei noch bemerkt, daß man selbst die billigsten Taschenuhren niemals fahrlässig behandeln sollte, da solches leicht zu einer verhängnißvollen Gewohnheit werden kann.

Aus dem Reich der Mode.

(Eigenbericht der „Sonntagpost")

Damengewänder.

Nr. 8700. Dieses Kleid kann man mit oder ohne den auf dem Bild deutlich hervortretenden, schürzenartigen Ueberwurf, ebenso auch mit oder ohne die Schärpe anfertigen, die aus den verlängerten Enden der Vorderseite einer Ueberbluse gebildet wird. Gleichfalls hat man die Wahl zwischen langen oder kurzen Aermel. Unter der Ueberbluse, die an der linken Schulter geschlossen wird, trägt man eine eng anliegende Unterbluse. Die Weite des Rocks am unteren Rande beträgt 2 Yards.

Größe 36 erfordert 6¾ Yards 36 Zoll oder 5⅛ Yards 54 Zoll und ½ Yard kontrastirendes 40 Zoll breites Material.

Schnittmuster Nr. 8700. 4 Größen: 36 bis 42 Zoll Brustweite.

Nr. 8698. Dieser Frühjahrsmantel ist mit eingeschnittenen Taschen und einer Reihe Knöpfe ausgestattet, ferner mit zwei Falten auf dem Rücken und einem Gürtelstreifen. Nimmt man für den breiten runden Kragen weißes Material, so gibt man dem Mantel schon dadurch einen frühjahrsmäßigen Anstrich. Die Aermel können mit Manschetten abgefertigt werden.

Größe 36 erfordert 2⅝ Yards 36 Zoll oder 2⅛ Yards 44 Zoll oder 1¾ Yard 54 Zoll nebst ½ Yard kontrastirendes, 36 Zoll breites Material.

Schnittmuster Nr. 8698. In 6 Größen: 36 bis 42 Zoll Brustweite und für junge Mädchen im Alter von 16 und 18 Jahren.

Für Kinder.

Nr. 8727. Zu dieser Kindergarnitur gehört ein nettes Kleidchen mit Kimono-Aermeln, das über den Kopf gezogen wird; ferner ein Unterrock, der verkürzt, auch als Unterbluse getragen werden kann und an den Schultern geknöpft wird; und endlich ein paar Beinkleider, die an ein Band angefältelt sind.

Bei 8jährigen erfordert das Kleid 2¼ Yards 36 Zoll und ⅜ Yard kontrastirendes, 18 Zoll breites Material. Für die Beinkleider braucht man 1⅛ Yard Material und 1¾ Yard Spitze; für den Unterrock 1⅞ Yard ebenfalls 36 Zoll breites Material und 2¾ Yards Spitze.

Schnittmuster Nr. 8727. 5 Größen für Mädchen im Alter von 2 bis 10 Jahren.

Nr. 8714. Ein Schulkleid, Gingham oder Indian Head sind als Material empfehlenswert. Vorn in der Mitte eine Quetschfalte, ebenso an dem in Seitenfalten gelegten einteiligen Rock. Ein breiter Ledergürtel wird zu diesem Kleid getragen.

Für 8jährige braucht man 3⅛ Yards 36 Zoll oder 2¼ Yards 44 Zoll und ⅜ Yard kontrastirendes, 36 Zoll breites Material.

Schnittmuster Nr. 8714. In 4 Größen für Mädchen im Alter von 4 bis 10 Jahren.

Nr. 8695. Bei diesem Kleid ist das aus waschbarem Material gefertigte, leicht zu wechselnde Chemisette sehr praktisch, mit dem der eckige Ausschnitt vorn ausgefüllt wird, und dem die Manschetten an den langen oder kurzen Aermeln entsprechen.

Für 8jährige braucht man 2⅝ Yards 36 Zoll oder 2 Yards 44 Zoll und ½ Yard kontrastirendes, 36 Zoll breites Material, sowie einen ledernen Gürtel.

Schnittmuster Nr. 8695. 5 Größen für Mädchen im Alter von 6 bis 14 Jahren.

Für junge Mädchen.

Nr. 8691. Der zierliche, runde Halsausschnitt kann mit einem schmalen, weißen Kragen besetzt werden. Die Seiten der Bluse reichen bis über die Hüfte hinunter, vorn schließt sie mit einer Art Gürtel ab. Der Rock ist ringsum gefältelt und am unteren Rand 1⅞ Yard weit.

Für 16jährige braucht man 3½ Yards 36 Zoll oder 2¼ Yards 54 Zoll breites Material und 4¼ Yards Litze.

Schnittmuster Nr. 8691. 3 Größen für junge Mädchen im Alter von 16 bis 20 Jahren.

Nr. 8697. Der Kragen wird bei diesem Kleid vorne lose geknotet und die Vorderseite der Bluse in Traperie-Art bis zum Unterarm gezogen. Die Aermel kann man in voller oder ¾ Länge mit Manschetten anfertigen. Eine zweiteilige, vorn getrennte Tunica wird über den Rock getragen, der am unteren Rand 1⅞ Yard weit ist.

Für 16jährige braucht man 6¼ Yards 36 Zoll, oder 5½ Yards 44 Zoll oder 4¼ Yards 54 Zoll breites Material.

Schnittmuster Nr. 8697. 3 Größen für junge Mädchen im Alter von 16 bis 20 Jahren.

Schnittmuster sind unter Angabe der gewünschten Größe und der betreffenden Nummer gegen Einsendung von 10 Cents zu beziehen durch die „Mode-abteilung" der „Abendpost", 223 West Washington Str., Chicago, Ill. Checks und Money Orders sollten auf „The Abendpost Co." ausgestellt werden.

Leset die „Abendpost"

Vergnügungs-Wegweiser.

Deutsches Theater, Bush Temple. — Heute Nachmittag: „Frau Königin", heute Abend: „Die fünf Frankfurter."
Nordseite Turnhalle. — Nachmittagskonzert von Ballmanns Orchester.
Auditorium. — „The Wanderer".
Blackstone. — „Madame Sand."
Cohan's Grand. — „Lilac Time."
Colonial. — „Cheating Cheaters."
Cort. — „The Gipsey Trail."
Garrick. — „The Berth Idea."
Illinois. — Ziegfeld Follies.
Imperial. — „The Trail of the Lonesome Pine."
La Salle. — „Leave It to Jane."
Olympic. — Kolb und Dill.
Playhouse. — „The Man Who Stayed at Home."
Powers'. — „The Music Master."
Princeß. — „Mary's Ankle."
Studebaker. — „Maytime."
Marigoldgarten. — Konzert jeden Nachmittag und Abend.
Burgansepp, 715 North Avenue. — Jeden Abend und Sonntag Nachmittags Instrumental- und Vokalkonzert.

Kleine Anzeigen.

Verlangt: Männer und Knaben
(Anzeigen unter dieser Rubrik 1c das Wort)

Verlangt: Messermacher. Sprecht vor: — Zimmer 301 — 30 Ost Randolph Str., — oder Zimmer 618 — 160 N. Wells Str. fasonmo

Verlangt: Oilers und Patchers, an Pianos erfahrene Männer; stetige Arbeit. Gute Löhne. Sprecht vor: Brunswick Balke Collender Co., Dubuque, Iowa. 1fb1wX

Verlangt: Reparaturen-Mann an ärztlichen Instrumenten und elektrischen Arbeiten. Sprecht vor: Zimmer 301, 30 Ost Randolph Str. oder Zimmer 618, 160 N. Wells Str. fr—son

Verlangt: Tüchtige Maschinenslicker. Marant Button Co., 118 S. Clinton Str.

Verlangt: Erfahrener Junge in Bäckerei. 2679 Lincoln Ave. sonmo

Verlangt: Erster Klasse Mechaniker. Guter Mann. 4725 CottageGrove Ave.

Verlangt: Fleißiger junger Mann für allgemeine Hotelarbeit. 600 N. Clark Straße.

Verlangt: Janitorhelfer, $55 den Monat und Flat. Telephon: Lake View 5432.

Verlangt: Koch für Restaurant, österreichisch-ungarischer oder böhmischer Nationalität, der kein Geschäft draußen erlernte. Zu erfragen im Wintergarten-Restaurant, 214 S. State Str. fasomodi

Verlangt: Zwei Knaben, zirka 16 Jahre, um Handbills auszutragen. Beständige Arbeit, guter Lohn. Sonntag vorsprechen in 2108 Süd Michigan Avenue. fason

Verlangt: Aufgeweckter, fleißiger Junge oder junger Mann, Office und Store zu besorgen, Nordseite; gute Gelegenheit zum Verbessern. Gebt Alter und Erfahrung an. Schreibt selbst. Adr.: O 1679 Abendpost. fason

Verlangt: Stallmann: $80 den Monat. Nachzufragen 1350 S. Leavitt Str. fason

Verlangt: Knabe findet leichte beständige Beschäftigung. 608 Süd Dearborn Str., Zim. 568. fason

Verlangt: Guter erfahrener Maschinist für Floor und Bench. 1612 W. Lake Str. dofrson

Verlangt Ein erfahrener Janitorhelfer; guter Lohn. 5342 Winthrop Ave. fason

Verlangt: Sofort, lediger Mann für Janitorhelfer, $40 den Monat, Kost und Zimmer; muß Erfahrung haben. Zu erfragen beim Janitor, 1457 Magnolia Ave. fason

Verlangt: Erster Klasse Bracemakers; stetige Stellung, guter Lohn. Wolfertz Co., 154 N. Wells Str. frfason

Verlangt: Intelligenter, energischer Mann, gut empfohlen, findet profitable Anstellung bei Lebensversicherungs-Gesellschaft unter Verwaltung von Deutschamerikanern. Deutsche Literatur geliefert. Nachzufragen 9—10 oder 4—5 in Zimmer 1016 Harris Trust Bldg., 111 W. Monroe Str. mi—son

Verlangt: Knaben zwischen 16 und 18 Jahren in Zigarrenkisten-Fabrik zu arbeiten. A. O. Fischer & Co., 818 N. Franklin Str. frfason

Verlangt: Männer und Frauen
(Anzeigen unter dieser Rubrik 1c das Wort)

— Verlangt — Arbeiter —
Zucker-Rüben
Die Minnesota Zucker Company wünscht gute Familien, um Zuckerrüben zu kultiviren. Der höchste Lohn wird bezahlt. Vorzusprechen bei Conrad Wolf, 2459 Wentworth Avenue. fja26,27,30,feb2,3,6,9,10,13

Verlangt: 2000 Familien für Zuckerrübenanbau in Wisconsin; höchster Lohn; freie Wohnung, freier Garten, freie Reise und Möbelbeförderung. Sprecht vor oder schreibt an Menominee River Sugar Company, 1646 Larrabee Str., Chicago, Ill. Offen bis 8 Uhr Abends, Sonntags von 9—5 Uhr. Telephon Diversey 2567. 19jan,fason1m.

Stellung suchen Männer u. Knaben
(Anzeigen unter dieser Rubrik 1c das Wort)

Gesucht: Deutscher selbständiger Butcher und Wurstmacher wünscht einen guten Platz. Telephon: Lake View 8653. somo

Gesucht: Junger Bäcker sucht Stellung als dritte Hand an Brot und Cakes. Emil Blaser, Telephon: Lincoln 8047.

Gesucht: Schreiner, in allen Reparaturen bewandert, sucht Stellung. 2312 Archer Ave. Gottlob Weser. 3feb1wX

Gesucht: Carpenter sucht alle Hausreparaturarbeit. 2138 N. Clark Str. 'Phone: Diversey 3158. 2feb1wX

Gesucht: Verheirateter junger Mann sucht Janitorarbeit. Nachzufragen Abends. 727 N. Hoyne Ave., 2. Flat, Front. frfason

Gesucht: Suche Painting, Paperhanging für Hauseigentümer; mäßige Preise. 2133 No. Clark Str. Telephon: Diversey 3156, Weber. 9jan1moX

Gesucht: Guter Mann sucht Arbeit als Wächter; beste Empfehlungen. Adr.: Z 1047 Abendpost. 30ja1wX

Verlangt: Frauen und Mädchen.
(Anzeigen unter dieser Rubrik 1c das Wort)

Läden und Fabriken

Verlangt: Mädchen und Frauen, um Kleiderbesatz an Braid-Maschinen zu machen; beständige Arbeit in hellen und gesunden Räumen. C. F. Baum Co., 1509—13 Frontier Ave., Ecke Blackhawk Str., nahe North Ave. und Larrabee Str. fr—mo

Verlangt: Junge Frau oder solche in mittleren Jahren, um sich im Lunchroom nützlich zu machen. $7.50 wöchentlich. Keine Sonntagsarbeit. 528 W. Van Buren Str.

Verlangt: Erfahrene Power Operators an Power-Maschinen an Schürzen. N. Simon & Co., 811 Rees Str., 2 Blocks nördlich von Division und drei Türen westlich von Halsted Str. frfason

Verlangt: Mädchen, Haar Workers, Weavers und Mounters. Gibbs & Co., 7 E. Jackson Straße. 1fb1wX

Hausarbeit

Verlangt: Alte Frau zur Beaufsichtigung von drei Kindern, keine Hausarbeit. Anzufragen zwischen 5 und 6 Uhr. 1908 Bissell Str., 1. Floor, hinten. somo

Verlangt: Mädchen für allgemeine Hausarbeit und Kochen, kein Waschen; Empfehlungen. Zu erfragen Montag, 5140 Greenwood Avenue, Flat 3.

Verlangt: Aeltere Frau für leichte Hausarbeit, kein Waschen; die mehr auf komfortables Heim als Lohn sieht. Radike, 2433 S. Crawford Ave. Telephon: Lawndale 7265.

Verlangt: Mädchen für Hausarbeit und einfach Kochen; gutes Heim. Gach, 5212 South Park Ave. Tel. Drexel 4950. dofason

Verlangt: Mädchen für Hausarbeit zu verrichten; guter Platz für das richtige Mädchen und guter Lohn. 2118 Pierce Ave., 2. Flat. fason

Verlangt: Frauen und Mädchen.
(Anzeigen unter dieser Rubrik 1c das Wort)

Hausarbeit

Verlangt: Haushälterin für alleinstehenden Mann. Adr.: N. 1458 Abendpost.

Verlangt: Junges Mädchen für allgemeine Hausarbeit, mit Waschen, kleine Familie, gutes Heim; $7 die Woche. 2423 N. Clark Str., Apt. H. fason

Verlangt: Eine Haushälterin, welche auf eine Farm in Illinois gehen will; stetige Arbeit für die rechte Person; Frau mit einem Kind nicht ausgeschlossen. Karl Maehle, Colfax, Illinois. fason

Verlangt: Erfahrenes Mädchen für allgemeine Hausarbeit. 4611 Prairie Ave., 3. Apt. fasomo

Verlangt: Ein Mädchen für allgemeine Hausarbeit in kleiner Familie; guter Lohn. 5212 South Park Ave., 2. Flat. faso

Verlangt: Deutsches Mädchen für allgemeine Hausarbeit, drei Erwachsene, mit oder ohne Wäsche; Südseite. 'Phone: Drexel 1167. fasomo

Verlangt: Aeltere Frau für leichten Haushalt, zwei in der Familie. 6355 S. Robey Str. fason

Verlangt: Ein junges Mädchen für allgemeine Hausarbeit in kleiner Familie. Mrs. H. Marcus, 1014 Irving Park Blvd. 'Phone: Wellington 705. fason

Verlangt: Zweite Köchin, keine Sonntagsarbeit. Kleins Restaurant. 304 W. Jackson Boulevard. frfason

Verlangt: Haushälterin für Kochen und allgemeine Hausarbeit. 18 E. Kinzie Str., 2. Floor. Tel. Majestic 8069. frfason

Stellung suchen Frauen u. Mädchen
(Anzeigen unter dieser Rubrik 1c das Wort)

Gesucht: Köchin, erster Klasse, gute Empfehlungen, sucht Stellung. Telephon: Seeley 1623.

Gesucht: Junge Frau sucht Stelle als Köchin oder für Hausarbeit. 515 Arlington Place, Phone Lincoln 7888.

Gesucht: Arbeitsame Frau sucht Stelle zum Geschirrwaschen. Adr.: M 1782 Abendpost. somo

Gesucht: Fleißige Frau sucht Stelle in Hotel oder Roominghaus, kann gut waschen und bügeln. Adr.: O 711 Abendpost. somo

Gesucht: Gute Haushälterin in mittleren Jahren, sucht Stelle in Witwerheim. Adr.: O 707 Abendpost. fason

Gesucht: Witwe in den mittleren Jahren, mit 13jährigem Sohn, wünscht eine Haushälterinstelle bei besserem Herrn oder Familie. 6120 Evans Ave. Telephon Normal 914. fasonmo

Gesucht: Erfahrene Nursery Governeß mit Stadt Referenzen, wünscht Stellung. 'Phone: Monticello 684. fasomo

Gesucht: Frau nimmt Wäsche in's Haus; nach Wunsch wird selbe auch ausgebessert. — Tel.: Diversey 4631.

Gesucht: Näherin sucht Plätze, um Herren- und Damenwäsche und Kleider auszubessern, tut auch die Arbeit abholen. Adr.: T N 510 Abendpost.

Stellungen suchen: Eheleute
(Anzeigen unter dieser Rubrik 1 Cent das Wort)

Gesucht: Ehepaar, ohne Kinder, sucht Janitorplatz. Joe Hubert, 1318 Catalpa Ave. somo

Gesucht: Kinderloses Ehepaar sucht Janitor-Stelle; ist mit allen Hausarbeiten gut vertraut. N. Lorenz, 4341 Washington Blvd. frfason

Stellenvermittlungs-Büros
(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile)

Verlangt: Gute Stellen für gute Arbeiter in Fabriken, Läden, Offices, Hotels etc. Seht unsere große Liste mit allen Sorten. Advance Exchange, 179 W. Washington Straße. 1fb1mtersa

Fuhrs deutsch-ungar. Büro, tägl. beste Stellen für Privathäuser, Hotels und Restaurants. 540 North Ave. Telephon: Lincoln 2160. 25ja1mtX

Germania Vermittlungsbüro verlangt: Mädchen für Privatstellen in Chicago und Umgegend; guter Lohn; reelle Bedienung. 755 North Ave., nahe Halsted. Tel.: Lincoln 6161. 20ja*X

Deutsch-ungar. Vermittlungs-Büro verlangt: Mädchen für Hausarbeit, für Hotels und Restaurants. 452 North Ave. Tel.: Diversey 8290. 19ja*X

Fachschulen und Unterricht
(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Valentines Dreßmaking Colleges, Designing, Tag u. Abend. 1850 Wells Str., 2336 Madison Str., 6205 S. Halsted Str. Sara Patek, Prinz. 5jan—23e*X

Gründlicher Violin- und Piano-Unterricht. Mr. und Mrs. Arthur Hirsch, 637 North Ave. Tel. Lincoln 5147. 12fb,misaso*

Zu vermieten
(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Zu vermieten: 4 Zimmer, Bad, Gas-Range, Plate Rail, Porch $16. 442 Webster Ave., nahe Park.

Zu vermieten: Zwei helle Zimmer, Toilet und Gas. 1924 Howe Str. fason

Zu vermieten: 5 helle Zimmer, Gas und Toilet. 1961 Sheffield Ave. fason

Zu vermieten: Zwei helle Flats, drei Zimmer und Bad, Ofenheizung, $14 und $16. Schlüssel 2485 N. Clark Str., im Laden. Telephon: Wellington 8265. *X

Zimmer und Board
(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Zu vermieten: Schönes Vorderzimmer mit guter Kost, $7. 708 Diversey Parkway, 2. Flat.

Zu vermieten: Schönes Zimmer, nahe Hochbahn; Dampfheizung, Bad, elektr. Licht, 1051 Fullerton Ave. A. Sipos.

Zu vermieten: Zwei sonnige Zimmer, Dampfheizung, elektr. Licht, nahe Sheridan Road Expreß und Broadway Carlinie, $3 die Woche. 4000 Clarendon Ave., 2. Apt.

Zu vermieten: Helles, möblirtes Zimmer, alle Bequemlichkeiten; nahe Hochbahnstation 2124 Fremont Straße. fason

Vermiete zwei schöne Frontzimmer, Heißwasserheizung, elektr. Licht, 1940 Cleveland Ave. fason

Zu vermieten: Boarder findet gutes Heim, privat, 2. Flat. 1732 Dayton Str., Eingang an Willow Straße. fason

Zu vermieten: Gut möblirtes Zimmer für $1.75 die Woche; auch Haushaltungszimmer, passend für zwei Freunde, billig. 1350 W. Adams Str. frfason

Zu vermieten: Möblirtes Zimmer, Privatfamilie. 2018 N. Halsted Str., 3. Flat. frfason

Anständiger Roomer verlangt. 1039 Lill Avenue. frfasomo

Boarders verlangt. 1631 N. Halsted Straße. mifason

Vermiete großes Zimmer an zwei. 230 Florimond Str., nahe North Park Ave. 30ja1wX

Zu vermieten: Gute Zimmer an Herren billig. 1423 N. La Salle Str. 30ja1wX

433 Roslyn Place, zw. Clark Str. und Lincoln Park. Hübsch möblirte Zimmer, beste deutsche Küche. Gemütliches Heim, $6.50 aufwärts. Dampfheizung, elektrisches Licht. 26ja1mX

Zu mieten gesucht
(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Anständiger junger Mann sucht freundliches Zimmer, nahe North Ave. und Halsted Str. Adr. mit Preisangabe unter N. 1456 Abendpost.

Zu mieten gesucht: Alleinstehende Person sucht helles, trockenes 3 bis 4 Zimmer Flat oder kleine Cottage, billig, sofort. Adr.: U 2 935 Abendpost.

Zu mieten gesucht: Drei schöne, helle Zimmer, mit Bad, Nordseite. Adr.: P 1932 Abendpost. fason

Ofenteile und Reparatur
(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Ofenteile und Wasserfronts für alle Oefen, Oefen nickelplattirt. Margolis, 697 Milwaukee Avenue. *X

Geschäftsgelegenheiten.
(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Beste Gelegenheit für guten Mechaniker. Muß mein gut gehendes Auto Repair- und Supply-Geschäft verschleudern. Miete $45. Lease. Einkommen $800. Grund: Krankheit. 4725 Cottage Grove Ave. sonmodi

Wegen fortwährender Krankheit bin ich gezwungen, mein seit 30 Jahren betriebenes Geschäft, Bäckerei, Grocery und Lunchroom zu verkaufen. Gute Gelegenheit für einen guten Bäcker. Geo. Hader, Gardner, Illinois. faso

Zu vermieten: Ein Schuhreparatur-Store nebst Wohnung. Gute Nachbarschaft. Guter Platz für richtigen Mann; Miete $17 den Monat. 4128 N. Leavitt Str. somo

Zu vermieten: Bäckershop mit 4-Zimmer-Flat, auch gut für Schneidershop. 1711 Kimball Avenue. 2fb1wX

Geschäftseigentümer, aufgepaßt! Wollen Sie Ihr Geschäft rasch und direkt verkaufen? So wenden Sie sich vertraulich an Nemeth, Office 1564 N. Halsted Str. Tel. Lincoln 7498. fb1—19eod

Kauft ein Roominghaus, es bringt ein sicheres Einkommen; ehrl. Behandlung garantirt. Profite $40 bis $150 monatlich; Preise von $250 an, mit $150 Anzahlung. Geht zu Lange, 704 Nord Dearborn Str. 15jn1mtX

Heiratsgesuche
(Anzeigen unter dieser Rubrik 3 Cts. d. Wort oder keine Anzeige unter einem Dollar.)

Heiratsgesuch: Aelteres Mädchen, Mitte der dreißiger Jahre, besitzt guten Karakter und Herzensgüte, wünscht die Bekanntschaft eines strebsamen, edel gesinnten Mannes, zwecks späterer Heirat. Briefe unter Adr.: N 1468 Abendpost.

Heiratsgesuch: Tüchtiger Geschäftsmann, 47 Jahre alt, guter Karakter, alleinstehend, sucht die Bekanntschaft einer soliden, aufrichtigen Frau, womöglich mit Geschäft oder Farm, da ich zufällig ohne Geschäft bin, bin sehr gut im Ackerbau bewandert und nicht unvermögend, zwecks Heirat. Adr.: M 1799 Abendpost.

Heiratsgesuch: Ein anständiges Mädchen wünscht die Bekanntschaft eines Herrn, 32 bis 38 Jahre alt, zwecks Heirat zu machen. Nur ernstgemeinte Briefe in Englisch erbeten unter Adr.: N 1409 Abendpost.

Heiratsgesuch: Jüdischer junger Mann, 30 Jahre alt, in einer guten Stellung, mit guten Eigenschaften, in einer großen Stadt nahe Chicago, wünscht die Bekanntschaft eines Mädchens, nicht über 26 Jahre alt, aus gutem Hause, zwecks Heirat zu machen. Adr.: O 1700 Abendpost. fason

Heiratsgesuch: Mann in mittleren Jahren, hat Haus im Wert von $12,000, wünscht kleine Frau mit $5000 Vermögen, von Stadt oder Land, Jüdin vorgezogen, kennen zu lernen, zwecks Heirat. Keine Schwindlerin braucht zu schreiben. Ehrensache. Adr.: Z 1056 Abendpost. fason

Billard und Pocket Tische
(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Zu verkaufen: Billard-Tische, vollständig neu, Carom oder Pocket, mit vollständig. Zubehör, $150; gebrauchte Tische zu herabgesetzten Preisen; leichte Zahlungen. Wir vermieten Tische mit dem Privilegium, die Miete vom Kaufpreis abzuziehen. Zigarrenladen-Einrichtungen eine Spezialität. The Brunswick-Balke Collender Co., 623—629 S. Wabash Ave. *X

Geschäftsteilhaber.
(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Partner, Inhaberin von Grocery- und Delikatessen Laden sucht Partner. Adr.: Z. 1014 Abendpost.

Geschäftsleiter, vielseitige Erfahrung, sucht größere finanzielle und aktive Beteiligung, ausschließlich zur Ausdehnung an kleinerem länger bestehenden profitablen Fabrikationsgeschäft. Nähere Angaben unter Adr.: M 177 Abendpost.

Inhaberin von Grocery- und Delikatessen-Laden sucht Partner. Adr.: Z. 1014 Abendpost.

Partner, Christ, mit 300 Dollars Einlage gesucht. Minoestverdienst pro Monat $400. Nur mündlich. Groß, 1564 N. Halsted Str. frsondi

Geschäftsteilhaber gesucht. Mann oder Frau in Grocery und Delikatessen, $350 nötig. 127 N. Dearborn Str., Zimmer 1241. frfason

Persönliches.
(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

4 Photographien für Registration 50c. 15 S. Market Str., Room 502.

Suche für mein 12 Jahre altes Mädchen ein gutes Heim, Nordseite bevorzugt. Adr.: N. 1457 Abendpost.

Photographien für die kommende Registrirung nach Vorschrift ausgeführt.
Plaza Studio, 110 W. North Ave.
Gleich zum mitnehmen. Kommt rechtzeitig. Offen von 10 früh bis 12 Nachts.

Bruchbänder genau angepaßt, Haltbarkeit garantirt. Begale, deutsche Apotheke, 1654 Larrabee Straße. fason

Suche eine gute Guitarre mit Kasten für einen Kriegsgefangenen zu kaufen. Offerten mit Preis an Rich. Wuerz, 1923 Hudson Ave.

Plasterarbeit bestens und billigst ausgeführt Schiemann, 2647 N. Halsted Str. 'Phone. Lincoln 1608. 28ja2wX

Pianostimmen und Repariren. Arbeit garantirt. Tel.: Albany 8362. 29ja1wX

Painting, Paperhanging, billig; Calsomining $2 das Zimmer; Arbeit garantirt. Hoff, Telephon: Humboldt 6774. di—son

Bettfedern gereinigt mit den besten Maschinen, nur gute und reelle Arbeit. Eiderdown-Steppdecken auf Bestellung gemacht. 1455 Belmont Ave. Telephon: Graceland 110. Phil. Walger. 31jl,disrson,1ja

Kaltwasser-Kur für Rheumatismus, Nervosität, Gicht usw. von Experten in Eurem Heim 3845 Southport Ave. 'Phone: Graceland 69. 28ja,1mtX

Laubsäge-Katalog frei. Boßhart, 1505 Wellington Ave. 26ja2wX

Alle Schulden werden kollektirt durch Schwarz, 2133 North Clark Str. 12jn1mtX

Notarielle Beglaubigungen aller Art in der Abendpost-Office, 223—225 W. Washington Str. Abends und Sonntags 3504 N. Ashland Ave. *X

Möbel, Hausgeräte u. s. w.
(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Zu verkaufen: Möbel, billig. 1535 Wieland Straße, hinten.

Zu verkaufen: Möbel und Lease von 6 Zimmer Flat, 3 Zimmer vermietet bezahlen die Ausgaben; Miete $40; mäßiger Preis. 164 North Ave., 2. Apt. fason

Händler

— Versteigerung —
Dienstag, den 5. Februar, 10 Uhr Vorm., in 2525 Sheffield Ave., werden wir Rugs, Carpets, Pianos, Bettstellen, Springs, Matratzen, Dressers, Tische, Stühle u. s. w. verkaufen.
Reebies Auction House,
Joseph Straußer, Versteigerer.
Privatverkäufe täglich. Offen Mittwoch und Samstag Abends.
Mitglieder: Assoc. of Chicago Auctioneers. somo

Seht unser Lager von neuen und gebrauchten Möbeln. Spart Geld in Werner Bros. Furniture Shop, 2261 Lincoln Ave. Tel. Linc. 1377. 6dez3mtX

Kaufs- und Verkaufsangebote
(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Kauft Zöpfe, Transformations, Perrücken, Toupees direkt vom Fabrikanten, billigste Bezugsquelle. Ausgek. Haare aufgearb. John N. Brown, 677 N. Dearborn Str., Tel. Sup. 2564. 6ja,sonmifr,1mi

Verkaufe Haarflechten und Haarstücke. Auch großen Stuhl für Beauty Parlor, sehr billig. 1605 Wells Str., nahe North Ave. ja27,30feb3,4,6,10,13

Nähmaschinen, Bicycles u. s. w.
(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Hunderte von billigen Nähmaschinen aller verschiedenen Fabrikate von $3 an. — Singer, Wheeler-Wilson, White und New Home, alle garantirt. 606 North Ave. Diversey 8377. 7ja,2mtX

Singer Nähmaschinen, neue und gebrauchte, $3 aufwärts, auch Abzahlung. Reparaturen garantirt. Cooper, 329 W. North Ave. 4mai*X

Grundeigentum und Häuser
(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Nordseite

Zu verkaufen: 6-Flat Brickgebäude, 3 Stockwerke, Ofenheizung, an Nordseite Geschäftsstraße; jährliche Miete $1152; alles vermietet und in guter Ordnung; Verkaufspreis $9800. Anzahlung $2000 bis $3000. Zu erfragen: 1061 Addison Straße. fason

Zu verkaufen: Dreistöckiges Brickgebäude, Laden, zwei 6-Zimmer Flats, Ofenheizung, an Lincoln Ave. nahe Irving Park Blvd.; Bargain für Baar. 'Phone: Lake View 9587.

Ein Bargain 2-Flat-Gebäude, hoher Dachboden und Basement; bequem zu drei Car-Linien; Preis $3350; $400 Baar, Rest wie Miete. William Zelosky, 3553 N. Western Avenue. 2feb,1wX

Nordwestseite

Eigentümer verkauft sein dreistöckiges Brickhaus mit Cottage dahinter; Nordwestseite. — 2961 Dickens Ave. jan24,26,27,29fb2,3

Zu verkaufen: Neue 5-Zimmer Bungalows mit Viertel- oder Halb-Acker Land, 2 Blocks von Lawrence Ave.-Cars. Leichteste Bedingungen. Heafield & Fischer, 3198 Milwaukee Ave., Ecke Belmont. 11jn*X

Westseite

Wegen Krankheit verkaufe oder vertausche meine Lot in Cicero, 93×126 Fuß. Nehme auch Liberty Bonds. Adr.: M 1778 Abendpost.

Farmländereien

Zu vertauschen: Eine 45 Acker Farm, mit sehr guten Gebäuden, 2 Pferde, 4 Kühe usw., nahe Neillsville, Wis.
Chas. Schlote, Neillsville, Wis. dofondo

Zu vertauschen: Eine 100 Acker Clark County Wis. Farm, mit neuen Gebäuden, nahe Neillsville.
Chas. Schlote, Neillsville, Wis. dofondo

Habe verschiedene 40, 80, 120 und 160 Acker Farmen, nahe Neillsville, Wis., mit guten Gebäuden und kleiner Anzahlung zu verkaufen.
Chas. Schlote, Neillsville, Wis. dofondo

Arkansas Land.
Das Land der zwei Ernten.
Empfohlen durch den Katholischen Kolonisations-Verein der Ver. St., Ashland Block, Chicago, die anerkannte nationale Organisation Aufsichtsrat zu geben. Eigentümer des Landes ist hier für kurze Zeit für alle Informationen. Persönlich oder schriftlich wendet Euch an Herrn W. F. Maloney, c. o. Planters Hotel. sodido

Ein richtiger Bargain.
80 Acres abgeholztes Land, fruchtbarer Lehmhumus-Boden, liegt fast eben; leicht zu klären; 6½ Meilen von Merrill, ¾ Meile zur Eisenbahnstation; für sofortigen Verkauf $800. Wir haben andere ebenso gute Gelegenheiten in Stücken von 40 bis 5000 Acres, vortrefflich für Vieh- und Schafzucht. Man schreibe an: Die E. L. C. Co., 231-M, Dept. 5, Merrill, Wisconsin. 20jan,son*

Ein Winter Bargain.
160 Acres Farm, 24 Acres stehen unter Kultur, Rest bestanden mit Feuerholz; Lehmhumus Boden, leicht wellenförmig; Haus 24×32, Stall 34x64, Getreidespeicher 14x21; 5½ Meilen zur Stadt. Für sofortigen Verkauf $3300. Wir haben andere gute Gelegenheiten in 40, 80 und 120 Acres Farmen. Man schreibe an: Die E. L. C. Co., 927—M, Dept. 5, Merrill, Wisconsin. 20ja,son*

Schließen Sie sich an! Wir sind 27 Familien, die in Louisiana Land gekauft haben, 19 Familien sind jetzt draußen und vier gehen im Mai; billiges Land, kein Schnee, Eis oder Kälte; je mehr wir kaufen, desto schneller steigt der Preis im Land. Dienstag, den 5. Februar fahren wieder mehrere Familien dahin. Näheres bei John Koch, Organizer, 534 Garfield Ave., Chicago, Illinois. 2feb,faso,1mt

Zu mieten gesucht: 5 bis 10 Acres Hühnerfarm, außerhalb Chicago, am liebsten südlich. Adr.: N 1455 Abendpost.

Verkaufe oder vermiete 46 Acres Farm, Van Buren County, Michigan. Schonsky, 3436 N. Halsted Str. Tel.: Graceland 2465. ja27,30feb3,6

Hochfeine Farmen zu vertauschen für Häuser und Lotten. Krause, Beale & Co., Zimmer 818, 10 So. La Salle Str. Abends und Sonntags: 1646 Larrabee Str. 17jan1mtX

Verschiedenes

Habe Lotten in Arcadia Terrace und Baargeld, wünsche 2-Flat Frame oder Cottage. Deile, 4220 Lincoln Ave. frfason

Zu vertauschen: 3 Flat Brickhaus für kleine Farm oder Lot; Eigentümer. J. Swarz, 2133 No. Clark Str. 31jan1wX

Pianos, musikalische Instrumente
(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

$150 kaufen $500 Piano, handgeschnitztes echtes Mahagoni Gehäuse, absolut wie neu. Musikkabinet, Bank, sowie $40 Piano, Floor-Lampe; großer Phonograph und Parlor-Set zusammen für $150. Kommt sofort. Residenz 3408 S. Michigan Ave. 2feb1wX

$50 nehmen $200 Doppel-Spring Phonographen, 2 Jewel Points und Records; auch prachtvolles Piano und verschiedene Möbel für erste Offerte. 1520 N. Western Avenue. 2fb2wX

$65 kaufen $400 Upright Piano, bester Ton. 1956 Larrabee Str. 31jan1wX

Zu verkaufen: Gutes Tafel-Piano für $18. 1961 N. Halsted Str. mi-mo

$75 kaufen $400 wenig gebrauchtes Adam Schaaf Piano. 1961 N. Halsted Str. mi-mo

Nur $65 für ein Kimball Upright Piano; $5 monatl. Aug. Groß & Son, 5081 Broadway. 24jan2wX

Victrola Columbia Sprechmaschinen als Bargains. Records in allen Sprachen. Größte Auswahl. Offen Abends, auch Sonntags. — 329 W. North Ave. 11ds*X

Kleider
(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Wir spezialisiren Männer- und junge Männer-Anzüge und Ueberzieher auf Abzahlung Aeußerst gute Werte zu $15, $18, $20. Unser Bestreben ist Euch zufrieden zu stellen. Zahlt $1 die Woche und tragt die Kleider. M. Hyman & Co., 215 N. Clark, an Lake Str. 4ds*X

Männerkleider-Bargains: Neue nicht abgeholte, für $25 bis $45; nach Maß gemachte Anzüge u. Ueberzieher, jetzt $15 bis $22.50. Etwas getragene, nach Maß gemachte Anzüge $5 u. aufw. Offen täglich, Abends u. Sonntags. S. Gordon, 1415 S. Halsted Straße. 4ap*X

Geld auf Möbel, Saläre u. s. w.
(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Geld geliehen auf Möbel, Pianos, Pferde und Wagen etc., zu gesetzlichen Raten.
$ 50.00 kosten Euch $ 9.63 für 10 Monate
$ 75.00 kosten Euch $14.40 für 10 Monate
$100.00 kosten Euch $19.25 für 10 Monate
Lizensirt und unter Bonds durch den Staat. Mason Financial Co., 105 W. Monroe Str., Südwestecke Clark, Zimmer 503. Tel.: Central 5059—3516. Fragt nach Mr. Spitzer. 23sep,Xersa*

Plumbers und Supplies
(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Peoples Plumbing & Heating Supply Co., 490 Milwaukee Ave., 461 No. Halsted Str.; Zweig-Office und Verkaufsräume in 2709 W. 22. Str. Alles zu Wholesale-Preisen verkauft. Spezielle Preise für Plumbing- und Heizungsmaterialien in Quantitäten. Tel.: Haym. 1018. 21dez,3mtX

Plumbing Supplies zu Händlerpreisen für Jeden. Levinthal, 1637 W. Division Straße. 21sep*X

Plumbing Supplies für billigste Preise für Jedermann. L. Gerstenblatt, 2750 Lincoln Ave. 23jn*X

Aerztliches.
(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Bruchleidende
kauft keine altmodischen Bruchbänder; unser neuer Weg hilft gleich und kurirt Viele; gemacht auf 30 Tage Probe, für Männer, Frauen und Kinder. Untersuchung frei Gummistrümpfe und Unterleibsbänder auf Bestellung. Stunden 12 bis 5 Uhr Nachm. New Way Rupture Appliance Co., 128 N. La Salle Str. feb3,6,10,17

Dr. Krieg behandelt veraltete Leiden, 2147 Milwaukee Ave., Ecke Rockwell Str. 8—31jn,dosondi

Dr. Weiß, vertraulicher Frauenarzt. 2411 Lincoln Ave. Tel. Diversey 4743. 11ds3mtX

Dr. Hasenclever, Frauen-Spezialist. Rat frei in allen Fällen. 3006 W. Madison Str., 9—9. 28ja1wX

Dr. Front, früher Assistent d. Wiener Universität, Spezialist für Privatkrankheiten. 1161 Milwaukee Av. St. 10—12 Mittags, 5—8 Abds. 15ag*X

Finanzielles.
(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Zu leihen gesucht: $3500 auf Nordseite Brickgebäude. Tongeln. 2114 Hudson Ave. faso

Zu verleihen: Geld auf „Liberty Bonds" in beliebigen Summen, reelle Behandlung. Richard A. Koch, 25 N. Dearborn Str., 7. Flur Abends 7—9 und Sonntags 10—12 Morgens 1572 North Halsted Str., Ecke North Ave. 29ds*X

Privatmann hat $100 bis $10,000 zu verleihen auf erste und zweite Mortgages; mäßige Raten; gute Bedingungen; leichte Abzahlungen. Sprecht vor, wenn Ihr Geld braucht. B. N. Goodman, 1140 Conway Bldg., 111 Washington Straße, Telephon Franklin 3524. 12ja*X

25 Jahre im Geschäft am selben Platze. Wir sind Baumeister von Häusern, Läden, Flats usw., liefern Geld, Pläne und Voranschläge frei u. bauen komplett. Keine Extras. Babcock, Bond & Co., 25 N. Dearborn Str. 20ds*X

Wir verleihen Geld auf Grundeigentum und zum Bauen zu niedrigsten Zinsen. Offen Montag und Samstag Abend bis 9 Uhr. Krause State Savings Bank, 1341 Milwaukee Ave., nahe Paulina Str. 2ol*X

Darleben auf Grundeigentum, Häuser oder Baustellen; Baudarleben eine Spezialität. Sofortige Bedienung. H. O. Stone & Co., 111 W. Washington Str. Tel. Main 1865. 25fp*X

Wir bauen vollständig, liefern Pläne frei. Darleben ohne Kommission, leichte Zahlungen. Allison Contracting Co., 109 N. Dearborn Str. Tel.: Central 728. 28jn*X

Rechtsanwälte
(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Louis J. Gottlieb, deutsch-ungarischer Advokat. Offen bis 8 Uhr Abends, Sonntags bis 1 Uhr Nachmittags. 1572 N. Halsted Str. Phone Diversey 3134. ja29*X

Deutsch-ungarischer Advokat, Kollektor und Notar; praktizirt in allen Gerichten. Offen auch Abends u. Sonntags. Bitte vorzusprechen: Schwartz, 2133 N. Clark Str. Tel. Diversey 3158. 8jan*X

Dr. Hugo Radau, deutsch-österreichisch-ungar. Rechtsanwalt und öffentlicher Notar. Alle Gerichtssachen. 651 West North Ave. 30dez*X

Richard A. Koch, 25 N. Dearborn Str., 7. Flur, bekannter deutscher Advokat und Notar. Abends: 1572 N. Halsted Str., Ecke North Ave. 18ol*X

Fred Plotke, deutscher Rechtsanwalt. Praktizirt an allen Gerichten. 127 N. Dearborn Str., Zimmer 1444. 7fb*X

Patentanwälte
(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Ausländer in diesem Lande genießen denselben Patentschutz und dieselben Rechte wie Bürger dieses Landes. Freie Auskunft erteilt:
Röbt. Kloß,
U. S. Pat. Anwalt. 139 N. Clark Str., Z. 1705. 11jn,frsondi*

Hunde, Vögel u. s. w.
(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Zu verkaufen: Billig. Collie-Hund, männlich, 8 Monate alt. 328 Willow Str., erster Floor.

Verkaufe reinrassige Brindle Bull Puppies, $5.00; ausgewachsene Pudel, $2.00. 1340 Michigan Avenue. fason

Zu verkaufen: Gute Roller Kanarienvögel. Anton Schuster, 1807 W. Division Str. faso

Pferde und Wagen
(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Farmer verkauft wegen Krankheit 4 junge Mähren, eine tragend, Farmwagen und Geschirre. Farmer Stall, 731 West Lake Str., nahe Halsted. 1fb1wX

Leichenbestatter
(Anzeigen unter dieser Rubrik 14c die Zeile.)

Western Casket and Undertaking Co.—Michigan Blvd. u. Randolph Str. Tel. Central 368. 19mai*X

Die Maus.

Von **Paul v. Schönthan.**

An einem Sommervormittag habe ich in einem öffentlichen Garten Wiens eine ergötzliche kleine Kinderszene mitangesehen, deren vergnügliche unmittelbare Wirkung ich — wenn's ginge — gern auf den Leser übertragen möchte. Ich will's wenigstens versuchen.

Unter den Knirpsen, die unter Aufsicht ihrer Fräulein und Kindermädchen sich mit Ballspiel, Erdarbeiten und Kanalbauten vergnügten, war eine wachsende Bewegung entstanden. Ich hörte aus dem Mund eines solchen Dreikäsehochs den Zuruf: „Du, der hat eine Maus!"

Mehrere Bübchen eilten einer bestimmten Richtung zu, nach einer Bank, bei der ein etwas kleinbürgerlicher, vorstädtischer als die meisten übrigen gekleideter zehnjähriger Knabe stand; er war der glückliche Besitzer der sensationellen Maus, die er in einer Sultan-Zigarettenschachtel verwahrt hielt. Zeitweise nahm er sie heraus, um sie auf seine Hand zu setzen oder auf den Aermel seiner Lodenjacke, und seine Vertrautheit, die Unerschrockenheit, mit der er das langgeschwänzte, im Grund ja eigentlich ganz zierliche Tier liebkosend behandelte, erregte die Neugierde und Bewunderung der übrigen Knaben. Es war eine freudige Panik ausgebrochen, sie trennten sich von ihren Spielen und eilten dem Buben mit der Maus zu, sie folgten ihm, wenn er seinen Standort wechselte, wie die Kinder von Hameln einst „Bunting", dem märchenhaften Rattenfänger, nachzogen.

Das kleine, bewegliche, hellgefärbte Tier war zahm, das will sagen, es hatte sich in der kurzen Zeit seines intimeren Verkehrs mit den Menschen, deren träge Neigung zur Unterordnung angeeignet und schien sich, wie jene, in der Sklaverei ganz wohl zu fühlen. Es hätte ja jeden Augenblick entwischen und die Freiheit gewinnen können.

Ihr Bändiger empfand sichtlich das Lustgefühl, Staunen und Neid zu erregen. Die anderen standen gaffend um ihn herum, sogar der Militärinvalide, der den Garten beaufsichtigt, unterbrach seinen beschaulichen Rundgang und betrachtete schweigend und ernsthaft die Maus.

Es entwickelte sich eine Unterhaltung, wobei ein kleiner Schätzer der Tierwelt sich mit der Frage der Bewertung selbiger Maus beschäftigte und die Vergleichung mit Salamandern, die fünf Kreuzer, und Laubfröschen, die zehn Kreuzer kosten, ins Feld führte. Er kannte offenbar die Kurse der Tierbörse.

Auch ein „Fräulein" war mit ihrem kleinen, als Miniatur-Marinär verkleideten Schützling nach dem Schauplatz der Tierproduktion geeilt, und als sie sah, daß sich der kleine Seeheld beim Anblick des beweglichen, munter um sich äugelnden Mäuschens ängstlich an sie schmiegte, sagte sie: „Siehst du, Erwin, wenn du am Abend nicht einschlafen willst, wird eine solche Maus in dein Bett kommen!"

Die Erzieherin würde einen Kuß für diese pädagogische Weisheit verdient haben.

Der einfach gekleidete und offenbar nicht sehr „feine" Junge, der sich ohne bevormundende Begleitung seiner Freiheit erfreute, war der Held des Tages. Und was er alles mit dem geduldigen Tier trieb! Es wurden ja so viele Vorschläge laut, jeder wollte, daß er sie irgendwo anders hinsetzen sollte, einige streckten sogar ihre Hand nach dem Tier aus, um es zu streicheln; — Bevorzugten gestattete er eine derartige Liebkosung.

Zeitweise steckte der Besitzer sein Mäuschen wieder in die Schachtel, vielleicht um durch die Unterbrechung des Schauspiels dessen Reiz zu verlängern.

Er zog überall umher, die Schachtel mit dem völlig geschlossenen Deckel in der Hand, die anderen Knaben ihm nach. Ein eleganter, gleichaltriger Junge ging nicht von seiner Seite und legte mit schmeichelnder Intimität den Arm um seinen Hals. Ein anderer bot ihm die Benützung eines schönen, neuen Gummiballs von ungewöhnlicher Größe an und bat sich dagegen nur die Gunst aus, die Zigarettenschachtel mit der Maus „derweil" halten zu dürfen, was ihm unter dem Zuruf geeigneter Verhaltungsmaßregeln von dem sich mit dem Ball vergnügenden Mausbesitzer eingeräumt wurde. Ja, sie buhlten alle um seine Freundschaft; er war ihnen auch im Alter überlegen, und seine rätselhafte Macht über das sonst als scheu verschrieene Haustier, seine Resultate auf dem Gebiete der Zähmung, die Art, wie er das Tierchen spielend von einer halbgeschlossenen Faust in die andere gleiten ließ, wobei sich das kahle, lange Schwänzchen um seine Finger ringelte, all das umgab ihn mit einem gewissen Nimbus, hielt ihr Staunen, ihr Interesse in Atem. Einige hatten sich zeitweise schon abgewendet, es zog sie aber immer wieder zurück.

Er hatte den Mausezwinger wieder an sich gebracht, und scherzend setzte er einem vielleicht fünfjährigen, besonders lebhaften Knaben, der sich in der Aufregung, in der er sich konstant befand, die Mückenbeulen an den bloßen Wädchen blutig juckte, die Maus auf die weiße Mütze, aber er faßte sie gleich wieder und steckte sie in die Schachtel zurück. Das durch diesen Scherz ausgezeichnete furchtlose Bübchen wähnte die Maus noch auf seiner Mütze, es streckte die Arme steif von sich, und mit einem einfältig lachenden Kindergesicht machte es, den Kopf steif haltend, als ob es ein Ei balanzirte, einige Schritte, dabei rief es ein paarmal: „Edgar, Edgar — schau, was ich am Kopf hab'!"

Bruder Edgar kam herbei und sah nichts, andere, durch den gellenden Zuruf aufmerksam geworden, sahen ebenso wenig. Endlich griff er, noch einfältiger dreinsehend, vorsichtig nach seiner weißen Regattamütze, und er war enttäuscht — nichts zu finden.

So gehen viele unter lauten prahlenden Rufen, mit gezierten Schritten durch's Leben, und glauben, daß sie etwas auf dem, oder im Kopfe haben, nur die anderen merken nichts davon.

Das Repertoire der Produktionen mit der Maus war endlich ziemlich erschöpft, aber nicht so die Schaulust der Kinder. Der Besitzer hatte sie schon auf der Kante einer Banklehne promeniren lassen, auf die Pflöcke gesetzt, die den Schutzdraht der Wieseneinsäumung halten, dann auf den Draht selbst, und nun machte einer aus der Mitte den Vorschlag: „Tu sie am Baum, ob sie klettern kann?"

„Natürlich!" versetzte der Tierbändiger, der keine Aufgabe zu scheuen brauchte, und dabei hielt er sie an den Stamm eines Kastanienbaumes. Das Mäuschen saß wie angeklebt da, dann machte es ein paar Schritte aufwärts und ein paar nach abwärts — aber plötzlich vollführte sie eine unvorhergesehene flinke Wendung, und flugs rannte sie blitzschnell den Stamm entlang aufwärts—und verschwand in den belaubten Aesten und Zweigen, auf Nimmerwiedersehen. Die nachblickende Knabenschaar schrie vor Ueberraschung auf, das Bübchen mit den nackten Waden sprang vor Erregung und Vergnügtheit, wie von der bewußten „Tarantel gestochen," ein paarmal wild in die Höhe.

„Sie is aus'kommen!" riefen einige Buben, dann liefen sie in verschiedenen Richtungen davon, um die Mär ihren Fräulein, Müttern oder Genossen zu überbringen. Der Tierbändiger blieb allein zurück, er setzte sich neben den verhängnißvollen Baum auf eine Bank und sandte kleinmütig ab und zu noch einen Blick in das Laubwerk; in seinen Händen hielt er die leere Schachtel. Er saß ganz allein da. Sie hatten ihn alle verlassen und spielten wieder Ball, gruben weiter in der Erde, bauten an ihren Wasserkanälen.

Siehst du, mein Sohn, so ist es auch im Leben, und so sind die Menschen! Wenn einem die Maus entschlüpft ist — —

Laß dir's zur Lehre dienen!

Leset die „Abendpost"

Reichsdeutsche, Achtung!

Bekanntmachung des Bundesmarschalls über die Registrirung vom 4. bis 9. Februar.

Bundesmarschall John J. Bradley hat die folgende Bekanntmachung bezüglich der Registrirung von deutschen feindlichen Ausländern im nördlichen Distrikte von Illinois erlassen:

In Uebereinstimmung mit der Proklamation des Präsidenten Wilson vom 16. November 1917 sind alle deutschen feindlichen Ausländer männlichen Geschlechtes im Alter von 14 Jahren und darüber verpflichtet, sich registriren zu lassen.

Die Registrirung beginnt am 4. Februar und währt bis zum 9. Februar einschließlich, und zwar soll sie an den genannten Tagen zwischen 6 Uhr Morgens und 8 Uhr Abends vorgenommen werden.

In Städten mit einer Einwohnerzahl von über 5000 wird die Registrirung von der Polizei vorgenommen. Der Polizeichef amtirt dann als Oberregistrator. Personen, welche in solchen Städten wohnen und verpflichtet sind, sich registriren zu lassen, müssen sich in der Wache ihres Polizeibezirks anmelden.

In Orten, deren Einwohnerzahl weniger als 5000 beträgt, wird die Registrirung vom Postmeister geleitet. Die in solchen Orten ansässigen Personen, welche sich registriren lassen sollen, müssen sich bei dem zuständigen Postmeister melden.

Es müssen sich registriren lassen: Alle Eingeborenen, Bürger, Eingebürgerte oder Untertanen des Deutschen Reiches oder der kaiserlich deutschen Regierung männlichen Geschlechtes im Alter von 14 Jahren und darüber, welche sich in den Vereinigten Staaten aufhalten und nicht Vollbürger der Vereinigten Staaten sind. Die Tatsache, daß sie ihre sogenannten ersten Papiere, oder Sperrzonenpässe vom Bundesmarschall haben, entbindet sie nicht von der Verpflichtung, sich als deutsche feindliche Ausländer registriren zu lassen.

Ein feindlicher Ausländer, der verpflichtet ist, sich registriren zu lassen, und dies nicht innerhalb der dazu bestimmten Zeit tut, setzt sich, abgesehen von allen anderen gesetzlich vorgesehenen Strafen, auch der Gefahr aus, in Gewahrsam genommen und auf die Dauer des Krieges internirt zu werden.

Anleitung zur Registrirung.

Die Registrationspflichtigen sollten sich darüber klar sein, daß sie durch die Registrirung den Beweis dafür liefern, daß sie friedlich gesinnt und gewillt sind, den Gesetzen des Landes nachzuleben.

Jeder Registrationspflichtige sollte das ihm eingehändigte Formular sorgfältig durchlesen und den Registrationsbeamten um Auskunft ersuchen über alle Fragen, die ihm unklar sind, ehe er das Formular ausfüllt. Die Registrationsbeamten sind angewiesen, den Registrationspflichtigen nach besten Kräften mit Erklärungen und Rat zur Hand zu gehen.

Jeder Registrationspflichtige muß vier nicht aufgezogene Photographien von sich selbst, nicht größer als 3 bei 3 Zoll, auf dünnem Papier und mit hellem Hintergrund, mitbringen. Jede Photographie muß er auf der Vorderseite mit seinem Namenszug versehen, aber nicht so, daß die Gesichtszüge dadurch verdeckt werden.

Der Registrationspflichtige oder sein Vertreter muß drei Eideserklärungs-Formulare vollständig ausfüllen (mit Ausnahme der Rubriken, die vom Registrationsbeamten auszufüllen sind, der Beschreibung seiner Person und der Fingerabdrücke) und diese Formulare müssen vom Registrirungspflichtigen persönlich dem Registrationsbeamten übergeben und in dessen Gegenwart unterschrieben und beeidigt werden. Der Beamte fügt dann die Personalbeschreibung hinzu, beaufsichtigt das Abdrücken der Finger und klebt die Photographieen auf. Wenn der Registrationspflichtige nicht schreiben kann, so muß er an die Stelle der Unterschrift sein Zeichen setzen und den Abdruck des Daumens der linken Hand beifügen.

Der Fingerabdruck dient zur Feststellung der Persönlichkeit, eine Methode, die auch in der Armee und der Flotte der Vereinigten Staaten geübt wird.

Der Registrationspflichtige muß sich zehn Tage nach Ablegung des Eides nochmals beim Registrationsbeamten einfinden, spätestens aber vierzehn Tage nach dem letzten Registrirungstage. Er wird dann eine Registrirungskarte erhalten, auf der er seinen Namen oder sein Zeichen zu setzen hat, sowie den Abdruck seines linken Daumens, in Gegenwart des Registrirungsbeamten.

Ein Seel von Kirl.

Von **H. Bandlow.**

„Wi sälen," säd Veihhändler Preuß tau sinen Fründ, den Bur Lewerenz, „in de Welt so vel Gauds daubn as wi känen, un ut de Welt so vel Gauds halen as sei uns gewen kann! Wi sälen Leiw säuken un Leiw gewen, wur sich de Gelegenheit bütt — —"

„Lat man," säd Lewerenz, „nu is't naug."

Hei kek dorbi sinen Geschäftsfründ verdächtig an, as wenn hei taxiren wull, wurvel Glas hei woll all vör Frühstück drunken hädd.

„De minschlich Lebensweg möt rendlich sin, un wenn en Minsch as ick uck meist mit Veih ümgeiht, so möt hei doch nich gefäuhllos warden, un dat is bi minck, Gott sei Dank, nich de Fall, ick hew mi en mitleidig Hart bewohrt un dauh Gauds, wur ick kann!"

Dorbi sett't sich de Veihhändler mit den Buren tau'n Frühstück hen, und Lewerenz hadd nah des' Reden dat unheimlich Gefäuhl, dat Preuß em bi'n Handel äwer't Uhr haugen wull; denn so'n fram Reden wieren süs nich den Händler sin Sak un reeles Handeln irst recht nich.

„Ick weit recht gaud," säd Preuß wider, as hei'ne Bierbuddel apen treckt hadd un mang den Preßkopp arbeit't, „dat weck Lüd, dei mi nich kennen, seggen, vör Preußen möt sich einer in acht nehmen, un dat ick so vull von Knäp set as en Schaulmeister vull Nohrungssorgen. Desen slichten Raup hew ick hüt utflickt un äwerlackiert, un du sallst seihn, Lewerenz, dat de Lüd nu bald seggen, Preuß is ne Seel von Kirl, Preußen hett noch keiner recht kennt, dat is en Kirl up'n Platz, wur't wat gelt!"

Nu hadd de Bur äwer naug.

„Preuß," säd hei, „so vel as ick di kenn, ward dat bald Tid, dat du die Mat tau dinen Hals nehmen lettst; denn uphängt wardst du doch eis!"

„So?" säd Preuß un lacht, „also dat is din Meinung? Na, denn will ick di doch vertellen, dat Daglöhner Steding sin Fru hüt Morgen all tau mi seggt hett, ick wier en Engel, un wenn ick mi nich wehrt hädd, denn hädd sei mi noch babenin küßt!"

„Wurans kem dat?" frög Lewerenz.

„Dat will ick jo grad vertellen, äwer du lettst mi jo nich tau Wurd kamen! — Lang mi eis de Botter her! — Danke! — As du woll weißt, is Daglöhner Stedingsch ehr oll Vadder dod bleiwen un sall hüt Nahmiddag no grawen warden. Ick gah nu vör 'ne Stun'n grad ut de Kauhstrat rin nah de Lang Strat, don seih ick dor Stedingsch langsam rümtüffeln un de Schört hett sei vör't Gesich un rohrt! Wuräwer rohren Sei? frag ick ehr. — O, seggt sei, min Vadder is dod! — J, segg ick, hei was en ollen Mann und einmal möten wi all starwen, un hei is woll verwohrt — un wat't süs noch för windscheiwe Redensorten giwt, bei einer bi so'n Gelegenheit seggt. — Ne, seggt sei, dorüm is dat nich allein. Ick kam eben von'n Paster, un dei hett seggt, hei wull nich mit de Liek nah'n Kirchhof gahn, wenn hei nich irst sin Geld för de Beirdigung kreg! —Un dobi rohrt sei wedder un wier ganz intwei un luterWaddick un Weihdag! — Na, segg ick, denn betahlen S' doch den Mann, denn is de Sak ja ut de Welt; mager Schap möten ebenso gaud schert warden as fett Schap, un de Wull von mager Schap is uck tau bruken! Dat möt ick as Veihhändler weiten! Betahlen S' den Mann, wenn ick Sei raden kann! — Ja, seggt sei, dat is all recht gaud, rik Lüd hewwen gaud reden: betahlen S' doch! Awer ick hew nich en Penning Geld mihr in'n Hus! — Na, nu kennst du min weik Hart Lewerenz — — "

De Bur haust't.

„Dor is nicks tau hausten; wenn du min weik Hart noch nich kennst, denn wardst du dat nu kennen lihren! Also ick hal min Portemonnei rut un gew de Fru en Twintigmarkschin un segg: Stedingsch, mi jammert dat, dat de dick Paster so tag is un Sei so vel Unrauh makt un Ehren Ollen nich de Himmelspurt apen maken will. Hei sall ja woll gaud reden känen, wat? — Ja, säd de Fru. — De Mann möt uck woll in Verlegenheit mit Geld sin! Wur vel will hei denn dorför hewwen? — Vier Mark, seggt sei. — Gaud! segg ick, nu bringen S' den Paster desen Twintigmarkschin un laten S' sich fös teihn Mark wedder rutgewen un dei bringen Sei mi hierher! Ick ward so lang luren!"

„Dat hest du würklich dahn?" frög Lewerenz.

„Ja, un ick säd uck glik tau de Fru, de vier Mark wull ick von ehr nich wedder hewwen!"

„Dat was brav von die, Preuß!" säd de Bur, „dat hedd ick di nich tautrugt! Hett de Fru di denn de föstteihn Mark bröcht?"

„Natürlich, dat freugt mi am meisten! Süllst mal hürt hewwen, wur sich de Fru bi mi bedankt un säd, unner de Minschen gew dat noch Engel, un wur sei up mi infohrt, as wenn sei mi up apen Strat küssen wull! Un süh, up des' Ort hew ick hüt Morgen all drei gaude Dahten dahn!"

„Drei" frögt de Bur, „du hest mi doch man von ein vertellt!"

„Ne, 't sünd drei! Irstlich hew ick Stedingsch 'ne grot Freud makt un de Tranen, dei sei um ehren Vadder weint, afwischt. Tweitens heww ick dorför sorgt, dat de Paster den ollen Mann den Paß vör de ewige Seligkeit utstellen künn un den Himmelssüll rein fegt, dat de oll Mann ahn Molessen rin kann — —"

„Un drüddens heit de Paster sin Geld kregen!" säd Lewerenz dormang.

„Dat uck, äwer dat reten ick gor nich mit! Drüddens hew ick föstteihn Mark bor Geld in de Tasch, wur ick all en anständig Kalf vör köpen kann!" Preuß kloppt sich up de Hosentasch.

De Bur ret dat Mul apen.

„Dat is 'ne dämliche Reknung!" säd hei, „du haddst noch vörher twintig Mark in de Tasch!"

„Dat is so wid richtig; äwer de Geldschin wier falsch; ick künn em nich anners los warden! Schenk mi noch en Glas Bier in!"

— Nervös. — Ein sehr nervöser Hotelgast wendet sich an den Portier des Hotels mit der Bitte, dieser möge doch die Bewohner der angrenzenden Zimmer um möglichste Ruhe beim Schlafengehen ersuchen, da ihn das geringste Geräusch foltere. — Einer seiner Zimmernachbarn kommt Nachts nach Hause, denkt nicht an den nervösen Herrn, und während er sich auskleidet, wirft er geräuschvoll seinen einen Stiefel in die Ecke. Da fällt ihm das Ersuchen des Portiers ein, und er beendet das Auskleiden möglichst geräuschlos. Nach drei Stunden weckt ihn sein nervöser Nachbar aus dem Schlaf: „Ja, um Gottes willen, Mensch, wann werden Sie endlich den anderen Stiefel in die Ecke werfen, ich warte schon drei Stunden darauf!"

Etwas vom Weine.

Von Dr. E. R.

„Der Wein erfreut des Menschen Herz", und so wollen wir uns in den folgenden Zeilen so recht dem Getränk zuwenden, welchem einzig und allein der Name Wein gebührt, fälschlich aber auch auf andere Pflanzensäfte übergegangen ist; so reden wir von Johannisbeerwein, Stachelbeerwein, der Südseeinsulaner lobt seinen Palmwein, der Indianer bereitet sich Ahorn-, sowie Birkenwein, der Mexikaner stellt sich die Pulque her, welches aus Agavensaft bereitet wird; kurz aus einer Reihe Vertreter des Pflanzenreichs gewinnt man gegohrene Getränke, welche aber nicht den Namen Wein verdienen. Dieser gebührt nur dem Safte der Rebe, des Weinstockes.

Fragen wir uns nun zunächst nach der Heimat der Weinrebe, so bleibt die Gelehrsamkeit die Antwort schuldig; einige glauben den Ursprung des Weines aus Kolchis am Schwarzen Meere herleiten zu können, andere berufen sich auf die wilden Reben, welche im Donautale die Bäume schmücken, andere erinnern an die zahllosen Arten, mit denen der Weinstock in Nordamerika auftritt, während noch andere auf Abdrücke von Weinbeeren und Weinblättern hinweisen, welche uns z. B. die Braunkohlenwerke von Salzhausen in der Wetterau bewahrt und erhalten haben. Da wir nun aber nachweisbar eine Reihe unserer Kulturgewächse wie unserer Haustiere aus dem Osten, d. h. aus Asien bekommen haben, gewinnt es an Wahrscheinlichkeit, daß auch der Wein aus dem größten der Erdteile stamme, zumal auch sprachliche Gründe diese Ansicht stützen und an Zuverlässigkeit gewinnen lassen.

In ähnlicher Weise vermögen wir uns keine Rechenschaft darüber zu geben, welches Volk zuerst die Beeren gepreßt und Traubenwein hergestellt hat; diese Kunst ist älter als die Geschichte, so daß selbst in den ältesten Sagen und Ueberlieferungen von ihr nur als von einer bekannten Sache gesprochen wird.

Es ist ungemein schwer zu bestimmen, wann mit dem Herbsten, wie der technische Ausdruck für die Weinlese lautet, begonnen werden soll, zumal der Satz durch Erfahrung allgemeine Anerkennung gefunden hat, daß „während der Reife unter günstigen Verhältnissen die Trauben in wenigen Tagen mehr an Zucker und sonst wertvollen Bestandteilen zu- und an der Säure abnehmen." Es ist also zweckmäßig, die Trauben zu pflücken, wenn sie den höchsten überhaupt erreichbaren Zuckergehalt erreicht haben, was natürlich ein wiederholtes Pflücken in demselben Weingarten nötig machen würde, da die Trauben selbst an demselben Stocke naturgemäß zu verschiedener Zeit ihre vollständige Reife erhalten. Leider zwingt aber auch, wie so oft im Leben, der alte Zopf und das überlieferte Herkommen die Erfahrung, mit ihrer Bedeutung zurückzutreten, indem sogenannte Weinbergsordnungen, auch Herbstzwang genannt, vorhanden sind, nach welchen nur an bestimmten Tagen geherbstet werden darf; da nun die Bestimmung über den Anfang der Lese nicht immer in den einsichtsvollsten Händen liegt, geht selbstredend jedes Jahr ein guter Teil der wertvollsten Trauben durch Schimmel, Insektenfraß, sowie Unbilden der Witterung verloren.

Um nun ein möglichst gleichzeitiges Reifen der Trauben zu erzielen, sucht man in demselben Weinberge möglichst dieselbe Sorte anzupflanzen, wenn auch gewisse Arten nur im gemischten Satze angebaut werden dürfen, da sie nicht zwitterblütig sind, mithin allein keine Beeren ansetzen und somit keine Ernte geben würden.

Während bei anderem Obste auf die Tageszeit des Einsammelns nichts ankommt und man es ebensogut früh Morgens wie in der Mittagszeit oder am Abend, ebensogut bei kühlem Wetter wie in großer Hitze abnehmen darf, ohne dem Ertrage zu schaden, hat man bei der Weinlese sehr genau darauf zu achten, daß man nicht bei regnerischem Wetter oder kühler Witterung herbstet, auch lieber erst in der Mittagsstunde beginnt, falls nicht zwingend die Reife der Trauben ein früheres Anfangen erheischt. Als Gründe sind anzuführen, daß die Trauben sonst zu viel Wasser enthalten, wozu namentlich der Tau beitragen soll, sowie daß die Gährung der bei kalter Temperatur gepflückten Beeren nur sehr langsam und allmählich eintritt. Jeder Weinbauer aber kennt die Regel und befolgt sie mit der peinlichsten Genauigkeit, daß die Trauben sofort nach der Lese zur Mostgewinnung zu verwenden sind, denn das Zerquetschen einzelner Beeren ist beim Pflücken nicht zu vermeiden, der Saft dieser beschädigten Beeren vergährt aber sofort, es bildet sich aus dem Alkohol Essigsäure und das dann entstandene Essigferment läßt sehr leicht den Wein im ganzen Fasse umschlagen und man erhält statt Wein den minderwertigen Essig. Auch bildet sich auf verletzten Trauben ungemein leicht Schimmel, welcher dem aus ihnen bereiteten Wein einen unangenehmen dumpfigen Geschmack verleiht, weshalb es untunlich ist, Trauben behufs der Weinbereitung zu verschicken, zumal die Versendung von Most so einfach und bequem sich gestaltet.

Behufs der Gewinnung besonders süßer Weine und sogenannter Edelweine läßt man die Trauben am Stock einschrumpfen, oder entzieht ihnen nach Möglichkeit in besonders gebauten Trockenstuben Wasser, wobei man aber darauf zu achten hat, daß die Traubenbeeren nicht zu Traubenrosinen werden, da dann aus ihnen kein Most mehr herausgepreßt werden kann. Eine zu weit getriebene Eintrocknung verleiht dem Weine einen eigentümlichen Geschmack, den man als „Cibeben-Geschmack" zu kennzeichnen pflegt. Wahrscheinlich entsteht derselbe durch zu kräftige Oxydation gewisser Extraktivstoffe der Hülsen.

Doch kehren wir zu der Bereitung der gewöhnlichen Weine zurück.

Nach der Lesung kommen die Trauben in einen großen Bottich, um zerstampft zu werden. Die Bottiche wie die Gefäße, in denen der Most gährt, müssen aus Holz sein; erst neuerdings ist es gelungen, Zementgefäße mit Glasbekleidung zu verwenden, da die Säuren der Weine alle anderen Substanzen angreifen, teilweise auch der Most durch gelöste Salze litt. Die Entwickelung des Weines kann nur in porösen Gefäßen vor sich gehen, welche zumeist aus Eichenholz verfertigt werden. Zu früheren Zeiten geschah dieses Zerstampfen meist oder eigentlich ausnahmslos mit den Füßen, neuerdings verwendet man zu diesem Zwecke vielfach Traubenmühlen, welche meist die Beeren von den Kämmen — dem technischen Ausdruck für Stengel — trennen, ehe sie zerquetscht werden. Von Wichtigkeit ist es, daß die einzelnen Beeren gleich im Anfang zerdrückt werden, da ein ungenügendes Zerstampfen das vollständige Auspressen der Trauben in hohem Maße zu hindern im Stande ist, sich auch leicht einzelne ganze Beeren zwischen den Trestern erhalten, wodurch ihr Saft verloren geht und die zurückgebliebene Masse leicht in Essiggährung übergeht. Auch darauf hat man sein Augenmerk zu richten, daß keine Kerne und Kämme, namentlich bei Bereitung von Weißweinen, zerquetscht werden, wodurch ein ungeheuer hoher Prozentsatz von Gerbstoff in den Most gelangen würde; auch lehrt die Erfahrung, daß derartig entstandener Most sich ungemein schwer klärt, mithin zum Verkaufe ungeeignet ist oder erst besonders dazu behandelt werden muß, wodurch ein unschwer zu vermeidender Aufwand von Zeit und Geld entsteht.

Die Farbe des Mostes stammt nie vom reinen Traubensafte allein, denn blaue Beeren geben so gut Weißwein wie gelbe Beeren, sondern die blaue Farbe stammt von dem Mitpressen der Schalen, Kerne, Kämme und Stiele.

Die wichtigsten Bestandteile des Mostes sind die Zucker- und Säurearten, ihr Verhältnis, ihre vorhandene Menge bestimmt in großem Maße die Güte des zu erwartenden Weins. Der Zuckergehalt ist ungemeinen Schwankungen ausgesetzt, er steigt von 10—30%; ein zu geringer Zuckergehalt, etwa bis 16% gibt nur einen minderwertigen Wein, da der Zucker sich in Alkohol umsetzt und von diesem hauptsächlich das Nichtverderben des Weines abhängt; auch vermag ein derartig zuckerarmer Most fast gar keine Blume zu entwickeln, die wir besonders bei Weißweinen nur höchst ungern vermissen.

Der Zuckergehalt der Trauben bildet sich hauptsächlich unter dem Einflusse der Sonnenstrahlen; letztere wirken derartig bestimmend, daß dieselbe Rebsorte aus einem nach Süden gelegenen Gelände einen Most von ungleich höherem Zuckergehalte liefert, wie aus Weinbergen, welche ganz oder teilweise dem Norden zugelehrt sind. Der Zuckergehalt der Beeren steht ferner in einem ziemlich genau feststehenden Verhältnis zu dem Weinsteingehalte. Der Most, welcher bei dem Platzen der Beeren oder dem ersten gelinden Drucke abfließt und „Vorlauf" heißt, ist der zuckerreichste; die innersten Teile der Früchte enthalten am wenigsten Zucker und liefern den sogenannten Preßmost.

Der Säuregehalt des Mostes bewegt sich zwischen 0.3 und 2 Prozent und setzt sich aus Apfelsäure, Weinsäure und anderen Säuren in geringerer Menge zusammen. Der Wassergehalt vollreifer Trauben schwankt zwischen 67 und 87 Prozent, der Rest besteht aus Extraktivstoffen und stickstoffhaltigen Körpern.

Im Gegensatz zu der Herstellung von Weißweinen muß bei der Bereitung von Rotweinen der Most eine geraume Zeit mit den Hülsen und Kernen, in manchen Fällen auch mit den Kämmen zusammen gähren, um aus ihnen den nötigen Farb- und Gerbstoff ausziehen zu können.

Der Arten des Traubenpressens, um den Saft vollständig oder möglichst vollständig aus den Beeren zu quetschen, sind sehr viele, so daß auf sie hier nicht besonders eingegangen werden kann. Die Hauptsache ist, die Arbeit rasch und vollständig auszuführen, denn gewisse Extraktivstoffe der Hülsen erleiden in der Berührung mit Luft ungemein rasch Veränderungen, welche natürlich nicht ohne Einfluß auf die Güte des Weines sind.

Der Most würde bei gewöhnlicher Temperatur ungemein rasch in Gährung übergehen, weshalb man das Auftreten derselben durch eine Abkühlung zu verhüten sucht, oder aber den Most erhitzt, wodurch die Gährungsorganismen absterben. Auch schwefelige Säure tötet die Pilze und läßt ein Versenden des Mostes zu, welchen man durch Mischung mit frischer Luft leicht entschwefelt; auch der Zusatz von Salicylsäure unterbricht die Gährung.

Da von zwei Mosten mit gleichem Zuckergehalt der an Säure etwas ärmere erheblich süßer schmeckt, ohne dafür einen besonders besseren Wein zu erzeugen, so ist es von Wichtigkeit, den Zuckergehalt des Mostes zu erfahren, zu welchem Zwecke man sich der Mostwaagen bedient, welche unmittelbar den Zuckergehalt in Prozenten angeben und somit einen ziemlich genauen Schluß auf den Alkoholgehalt des zukünftigen Weines gestatten. Der Alkoholgehalt der verschiedenen Weinsorten zeigt je nach den Untersuchern ungemein verschiedene Zahlen. Als Durchschnittssummen für einige Weine mögen folgende hier einen Platz finden. Madeira- und Portwein 18 bis 20 Prozent, Malaga 12—16, Tokayer 9—10, Champagner 10—11, Burgunder 9—11, Pfälzer Weine 9—10, Bordeaux 9—12, Rhein- und Moselweine 9—10, während die erst seit kurzem eingeführten griechischen Weine meist 15—18 Prozent Alkohol enthalten und deshalb sich nur zu Frühstücksweinen eignen.

Den Gehalt an Säure pflegt man durch die Maßanalyse festzustellen, welche sich darauf gründet, daß eine bestimmte Menge Aetznatron die Eigenschaften einer bestimmten Menge Säure aufzuheben vermag, doch dürfte die eingehende Schilderung nur den Praktiker fesseln und belehren.

Da nun häufig leider die Trauben in einem Zustande gepflückt werden müssen, wo sie noch nicht vollständig reif sind, mithin wenig Zucker, aber desto mehr Säure enthalten, so sieht sich der Weinbauer gezwungen, die Güte des Weines durch allerhand Mittel zu verbessern, um ein Getränk zu erhalten, welches einem guten oder mittelmäßigen Jahrgange annähernd nahekommt.

Durch drei Arten vermag man hauptsächlich den Most zu verbessern, durch Einkochen des Mostes bezw. Verminderung des Wassergehaltes, Vermehrung des Zuckergehaltes und Herabsetzen der Säure.

Das erste Mittel ist nicht zu empfehlen, da der Most in Folge der Veränderung gewisser Extraktivstoffe bei hoher Temperatur einen eigentümlichen Geschmack erhält, wie wir ihn am Malagawein wahrnehmen. Neuerdings sucht man diesem Uebel dadurch zu begegnen, daß man den Most nur bei niedrigen Wärmegraden eindampft.

Eine Erhöhung des Zuckergehaltes im Most erlangt man am einfachsten dadurch, daß man Zucker in ihm auflöst, ein Verfahren, welches man nach dem Erfinder Chaptal chaptalisiren nennt. Zu beachten ist aber dabei, daß der Zucker rein sein muß, weshalb nur Rohrzucker verwendet werden sollte.

Ein weiteres Mittel zum Verbessern des Mostes bildet ein Zusatz von reinem Alkohol, da sich, wie schon bemerkt, der Zucker in Alkohol verwandelt. Freilich entstehen bei letzterem Vorgange noch Nebenprodukte, wie Kohlensäure, Bernsteinsäure und Glyzerin, welche man bei dem Zusatz von Alkohol entbehren muß.

Das Entsäuern eines zu sauren Mostes bewirkt man durch Zusatz von kohlensaurem Kali oder kohlensaurem Kalk, welcher in reinem Zustande als weißer Marmor auftritt. Die Weinsäure bildet nämlich mit Kali ein schwer lösliches, mit Kalk ein fast unlösliches Salz. Reinheit des Kalkes ist ein Haupterfordernis, um den Most nicht noch mehr zu verschlechtern. In manchen Fällen verbindet man auch beide Mittel, man setzt Zucker sowie Marmorpulver zu, um ein erträgliches Getränk zu erzielen.

Nachdem wir nun somit den Most und seine Entstehungsweise u.s.w. betrachtet haben, überlassen wir ihn der Gährung, welche darin besteht, daß gewisse Pilzarten im Most wuchern und durch ihren Lebensvorgang den Zucker in Alkohol, Kohlensäure und einige Nebenprodukte zerlegen. Damit die kleinen Lebewesen sich stark vermehren, gebrauchen sie Nährstoff, den ihnen der Zucker in hinreichender Menge liefert, und eine für ihr Wachstum angenehme Temperatur, welche zwischen 16 und 20 Gr. Cels. liegt. Um eine rasche Gährung hervorzurufen, überläßt man den Anfang derselben nicht der auf den Trauben befindlichen und mit dem Safte in den Most gelangten Hefe, sondern setzt dem Most in lebhafter Entwickelung begriffene Pilzfäden zu, was man das Stellen des Mostes nennt. Die Erfahrung hat gelehrt, daß der bei höherer Temperatur vergohrene Wein höheren Wert besitzt als derjenige, welcher bei niedrigen Wärmegraden gährte. Der Grund mag darin liegen, daß sich bei ersterem die Blume besser und in höherem Maße entwickelt, wie bei diesem.

Wichtig ist es, darauf zu sehen, daß die sich bildende Kohlensäure entweichen kann, da sie ein für den Menschen sehr giftiges Gas ist. Von der Menge, welche sich aus dem Most entwickelt, bekommt man einen Begriff, wenn man liest, daß 100 Kilogramm Zucker 46.6 Kg. Kohlensäure bei der Gährung entwickeln.

Wann die Gährung als beendet anzusehen ist, darüber entscheidet ein erfahrener Praktiker nach dem Geschmacke und dem Aussehen des Mostes. Nur soviel ist als allgemein richtig anerkannt worden, daß man den Wein baldmöglichst von der Hefe trennen, d. h. in ein anderes Behältnis überführen soll. Sowie man den klaren Wein abgefüllt hat, presse man die Hefe in starken Leinwandsäcken, um möglichst die Flüssigkeit aus ihr heraus zu bekommen, wobei sogenannte Filterpressen ungemein schätzenswerte Dienste leisten.

Der Jungwein ist in einer kühleren Temperatur aufzubewahren und hat so eine langsame Nachgährung durchzumachen, während welcher er sich vollständig klärt und reichlich Weinsteinkristalle ausscheidet. Der Wein nimmt nun große Mengen von Sauerstoff auf, welcher auf die Farbe des Getränks von Einfluß ist. Man hat den Satz aufgestellt: der Most wird durch die Gährung zu Jungwein; der Jungwein wird durch Oxydation oder Aufnahme von Sauerstoff zu altem Weine. Zu diesem Zwecke füllt man ihn oft um, scheidet so die etwa noch im Weine befindlichen Hefenteilchen ab und bringt die Flüssigkeit mit Sauerstoff in Berührung. Man nimmt an, daß ein Hektoliter Wein jährlich zwei Liter Sauerstoff verzehrt. Das öftere Abfüllen des Weines vermindert auch seinen Säuregehalt, wie durch die Praxis und viele Versuche festgestellt ist.

Jedes Faß, das offen steht, muß öfter nachgefüllt werden, da dessen Flüssigkeit verdunstet und der Wein sich in kühlerer Temperatur zusammenzieht. Man kann etwa 2—2½% Schwindung für ein Jahr annehmen; je kleiner das Faß ist, desto größer ist der Schwund. Anstatt Wein oder Spiritus nachzugießen, kann man auch Glaskugeln oder ähnliche Gegenstände hineintun.

Bleibt der Wein klar, scheidet er keine festen Bestandteile mehr aus, selbst nicht mehr bei Anwendung höherer Wärmegrade, so gilt er als flaschenreif, was bei weißen Weinen im allgemeinen vier bis acht Jahre Zeit erfordert, während der Rotwein nur sehr viel kürzere Frist beansprucht, freilich seinen Wert durch langes Lagern erhöht. Sogenannter Schillerwein, d. h. Weiß- und Rotwein zusammengekeltert, braucht eine mittlere Zeit. Doch zeigt die Bereitung dieses Mischweins, daß die Weinkultur dort auf einer niedrigen Stufe steht, denn die guten Eigenschaften verlieren durch diese Art und Weise.

Die wenigsten Weine werden aber ohne jedes Hinzutun vollkommen klar, glanzhell, spiegelnd, flacker und wie die Bezeichnungen in den verschiedenen Gegenden heißen mögen; fast immer schweben unlöslich gewordene Eiweißstoffe im Wein, bezw. sind es in Folge einer Erwärmung kleine Kristalle von Weinstein.

Durch drei Mittel vermögen wir nun eine fast vollkommene Klarheit des Weines zu erzielen: durch Filtriren, durch Zusatz von rein mechanisch wirkenden Körpern und durch Hinzufügen von gleichzeitig chemisch und mechanisch wirkenden Körpern.

Als rein mechanisch wirkende Klärmittel verwendet man ungemein feinpulverige erdartige Körper, wie die reinsten Thonsorten, rührt sie ordentlich im Weine umher und läßt sie sich dann zu Boden senken, wobei sie alle in dem Weine schwebenden Teilchen mitreißen.

Das sogenannte Schönen des Weins besteht darin, daß man Gerbstoff einerseits und Leim bezw. gelöstes Eiweiß aufeinander wirken läßt, wodurch ein fester Niederschlag entsteht, welcher sich mehr und mehr zusammen zieht, während der Wein sich klärt.

Wichtig für alle Weinhändler und -bauer im Großen ist das Verschneiden der Weine, denn das Publikum verlangt Wein von derselben Güte ungefähr zu demselben Preise jahraus jahrein, unbekümmert darum, ob die Traubenernte gut war oder nicht. Auf diese Weise sind auch gewisse Weinbezeichnungen aufzufassen, wie Bordeaux, Medoc, welche nur ein Getränk bezeichnen sollen, das die gleichen Eigenschaften enthält, wie die in den genannten Landschaften gewachsenen Weine, denn jeder Mensch muß sich sagen, daß jene Gegenden nicht im Stande sind, so vielen Wein hervorzubringen, um eine derartige Menge von Flaschen füllen zu können. Zudem hat der Weinbau in Frankreich derart gelitten, daß es diesem früher auf dem Gebiete des Weinhandels führenden Lande nur durch die Einfuhr fremder Traubensäfte möglich ist, die zum Verschnitt erforderlichen Mengen herbeizuschaffen.

Ueber das Abfüllen der Weine wollen wir nur im Großen und Ganzen hervorheben, daß die Flaschen selbstredend rein sein müssen; Weinstein entfernt man aus gebrauchten Flaschen durch Ausspülen mit heißem Wasser oder, um das häufige Zerspringen der Flaschen bei diesem Vorgange zu vermeiden, neuerdings, wie die roten, rotbraunen Krusten der Rotweinflaschen, durch Ausschwenken mit Glasschrot oder Emailschrot: die Anwendung von gewöhnlichem Schrote ist wegen vorgekommener Bleivergiftung vollständig zu verwerfen, wenn auch ein etwaiger Bleigehalt des Weines von zugesetztem Glyzerin stammen kann, welches gewöhnlich mit Blei gereinigt wird. Die Korke müssen die Flaschen luftdicht verschließen. Die gefüllten Flaschen sind in kühlen Kellern aufzubewahren, in die der Zutritt von Licht nach Möglichkeit abzuhalten ist, und horizontal zu legen.

Im Folgenden wollen wir uns nun etwas mit den Krankheiten des Weines und den Gefahren, welchen sowohl der Rebstock wie der Most ausgesetzt sind, beschäftigen, um daran den Abschnitt über die Verfälschungen anzuschließen.

Der schlimmste Feind für den Wein ist augenblicklich die Wurzellaus des Rebstockes, die Phyllorera vastatrix, welche zu den Halbflüglern oder Schnabelkerfen gehört und nahe mit Wanzen und Läusen verwandt ist. Von ihr kann man mit Recht eigentlich singen:

„Sie war nicht in dem Tal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam."

1865 scheint die Krankheit zuerst im Rhonetal aufgetreten zu sein, doch nahm sie erst im Jahre 1868 eine derartige Ausdehnung und Heftigkeit an, daß allgemeine Furcht sich erhob und man die eifrigsten Nachforschungen nach der verderblichen Ursache anstellte. Letztere war bald gefunden.

Ein Insekt sticht die Blätter an und legt Eier in die gemachte Oeffnung; diese wandern aus Nahrungsmangel den Stamm hinab und stechen die Rebenwurzel an. Da aus einem im Frühjahr vorhandenen Ei sich bis zum Herbste desselben Jahres 25,000 Millionen Tiere zu entwickeln vermögen, vermag natürlich auch der üppigste Rebstock diesem Andringen und Aussaugen nicht Stand zu halten und geht ein. Alle Versuche, dem Vordringen des verderbenbringenden Insektes ein Ziel und Ende zu setzen, haben nichts gefruchtet und genutzt, vielleicht mit alleiniger Ausnahme des einzigen, die Rebstöcke auf einem als verseucht zu betrachtenden Weinberge nach Möglichkeit auszugraben, das Holz zu verbrennen und das Erdreich mit Petroleum oder ätzenden Flüssigkeiten zu durchtränken, wie Schwefelkohlenstoff, schwefliger Säure usw., um so der Brut der Wurzellaus den Garaus zu machen.

Die Krankheiten des Weines, welche nicht vorübergehend auftreten und nicht in der mangelhaften Reinigung der Geschirre und Fässer ihren Ursprung haben, lassen sich in solche scheiden, welche Einfluß auf den Geschmack ausüben und in solche, welche die Farbe des Traubenblutes verändern. In Betreff der ersteren vermag man nichts, man kennt die Ursache nicht und kann daher zunächst zu ihrer Bekämpfung nichts tun.

Anders verhält es sich mit der Veränderung der Farbe.

Es können die Weine schwarz werden, es kommt vor, daß die Rotweine ihre rote Farbe verlieren und die Weißweine ein dunkleres Aussehen annehmen.

Der ganze Vorgang erklärt sich daraus, daß der Wein auf irgend eine Weise mit Eisen in Berührung gekommen ist, wodurch sich ein fester Niederschlag bildet, welcher freilich mit der Zeit zu Boden sinkt und den Wein in Bezug auf Geschmack und Geruch vollständig unverändert läßt.

Gegen das Verblassen der Rotweine hat man vielfach empfohlen, den Wein, welcher dazu Neigung zeigt, in stark geschwefelte Fässer überzufüllen. Was das Braunwerden der Weißweine anlangt, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß der Einfluß des Sauerstoffes es ist, welcher eine derartige Farbenveränderung vollbringt, wenn uns auch genaue Untersuchungen über diesen Vorgang noch nicht aufgeklärt haben. Als Mittel gegen die Krankheit empfiehlt man das Schönen mit Eiweiß oder die Behandlung mit schwefliger Säure.

Nicht so recht zu den Verfälschungen des Weines kann man das Verfahren von Gall und Pétiot rechnen; es entsteht vielmehr eine Verfälschung erst durch das zu weit ausgedehnte Verfahren und den Gebrauch schlechter bezw. unbrauchbarer Hilfsmittel. — Gallisiren heißt, einem zu sauren Most soviel Wasser hinzusetzen, bis der gewünschte Säuregehalt erlangt ist, und soviel Zucker hinzufügen, bis die nötige Säure sich wieder zeigt. Da nun nicht jedes Wasser wegen der in ihm enthaltenen Substanzen (kohlensaurer Kalk entzieht dem Most z. B. Weinsäure!) brauchbar ist, andererseits Trauben- oder Kartoffelzucker nicht genug gährungsfähigen Zucker, wie der Rohrzucker, enthält, auch der verwandte Sprit oft an Reinheit zu wünschen übrig läßt, ist man vom Gallisiren wieder abgekommen.

Das Pétiotisiren beruht auf der Herstellung von weinähnlichem Getränk, indem man die Trester, Kämme u.s.w. mit Wasser und Zucker nochmals einer Gährung unterwarf und dadurch ein vielfaches von Flüssigkeit erhielt. Zur Gewinnung eines angenehmen, leichten, oft bouquetreichen Weines, der arm an Säure ist, eignet sich das Pétiotisiren ungemein und werden deshalb viele Verschnittweine auf die angegebene Art und Weise hergestellt. Freilich darf eine gewisse Grenze nicht überschritten werden; eine Vermehrung der Mostmenge auf über 150% durch das angegebene Verfahren dürfte sicher schon als eine Art Weinverfälschung aufgefaßt werden.

Als wirkliche Verfälschung ist der Zusatz von Wasser anzusehen, da nur die Menge dadurch vermehrt wird. Nachweisbar ist dieses Vermischen kaum. — Häufig wird Obstwein dem Most zugesetzt und Alkohol hinzugefügt, da der Obstmost zu schwach an Alkoholgehalt ist. Alkohol soll schwache Weine stark machen; da nun Madeira und Portwein stets einen Zusatz von Alkohol erhalten, entsteht bei diesen Sorten eine unendliche Weinschmiererei, und nur ein guter Weinkenner vermag durch die Vergleichung mit unzweifelhaft echten Sorten die Fälschung zu entdecken. — Ziffernmäßig ist in England nachgewiesen, daß es mehr Portwein verbraucht als einführt! Woher kommt dieser Ueberschuß?

Kommen wir nun zu den Farbstoffen, welche zum Verfälschen dienen, so ist ein vollständiges Aufzählen umsonst, da fast täglich neue Färbemittel auftauchen. Die gebräuchlichsten sind: Heidelbeersaft, Attichbeeren, Cornelkirschen, Hollunderbeersaft, Maulbeeren, schwarze Malven, Cochenille, Kirschsaft, Kermesbeeren, Blauholz, Rotholz in Abkochungen, Saft von roten Rüben, Indigo und Fuchsin.

Riechstoffe werden den Weinen ebenso in der mannigfaltigsten Weise zugesetzt, ätherische Oele werden zu diesem Behufe überall öffentlich angepriesen, aber eine Verfälschung ist und bleibt ein jeder Zusatz, um das Bouquet zu verfeinern oder wohl gar erst hervorzuzaubern.

Künstlicher Wein wird aus Rosinen hergestellt, ja getrocknete Pflaumen müssen herhalten, um sogenannten Wein herzustellen, und das Schlimme ist, daß die Chemie uns bis jetzt kein Mittel gibt, diesen Rosinenwein von echtem Traubensafte zu unterscheiden.

Wollte man eine Geschichte der Weinverfälschungen schreiben, so müßte man bis in die graue Vorzeit zurückgehen. In Palästina soll man Weihrauch in den Wein getan haben, Persien erhöhte die Wirkung des Getränkes durch Mohnköpfe, Griechen sollen das Traubenblut mit Seewasser vermischt haben, um die Verdauung zu fördern. Doch mögen diese Beispiele genügen.

Wären diese Zusätze u.s.w. als Verfälschungen des Weines zu bezeichnen, so weiß man eigentlich nicht, welcher Ausdruck zu wählen ist, um die Flüssigkeiten zu bezeichnen, welche keinen Tropfen Traubensaft enthalten, sondern aus allerhand Stoffen hergestellt werden. Die Wissenschaft bezeichnet diese Produkte als Kunstweine und macht stark Jagd auf sie, um sie bloßzustellen, die Verfertiger zur Rechenschaft zu ziehen und zu bestrafen. Aber nur zu selten gelingt das Vorhaben, der Herstellungsweisen sind zu viele, der Gewinn lockt manche, und so gehen die Kunstweine im Handel ungemein gut, machen den Hersteller des Gebräues wie den Verkäufer reich, und die große Menge trinkt die Flüssigkeit als Wein! Obstwein oder Zucker und Kartoffelsirup bilden meist die Grundlage, Wasserzusatz und Hefe bringt die Mischung zum Gähren, Farbe ist leicht durch einen der genannten Farbstoffe hervorgebracht, der Riechstoff oder die ätherischen Oele müssen das Bouquet ansetzen. Sollen wir noch einige Zutaten oder Grundstoffe der Kunstweine nennen, deren Bereitung eine ansehnliche Zahl von Schriften gezeitigt hat? „Holzfasern, Hobelspähne, Reisig von Eichen und Zwetschen, Schleh- und Weißdornzweige, Hollunderblüte, Vogelbeeren, Veilchenwurzeln, Himbeersirup." Portwein und Madeira, wie andere derartige Sorten sind überhaupt selten echt, unverfälscht fast gar nicht zu haben. Honig und Hopfen spielen in manchen Gegenden eine große Rolle, mit Weißwein wird Madeira aus dem Gebräu, ohne den Zusatz geht die Flüssigkeit als gewöhnlicher Wein fort.

Als eine Weinverfälschung kann man auch die angebliche Weinverbesserung durch Elektrizitätsentladungen innerhalb der Flüssigkeit ansehen. Der Wein entwickelt zwar in kurzer Zeit ein kräftiges Bouquet, doch ist der Geschmack ein ganz eigener, auch ist große Sorgfalt anzuwenden, daß nicht zuviel Elektrizität entladen wird, da in diesem Falle das Bouquet rasch entweichen soll. Bei betrügerischen Weinverkäufen mag diese Methode immerhin eine Rolle spielen.

Regeneration

(Heißt Umwälzung, Neubelebung) sie ist die einzige und wirkliche Art, um Heilung vollkommen zu erzielen.

Heilungs-Suchende von Blut- und Nervenleiden, Kopf, Magen, Darm, Nieren, Leber, Blasen, Lungenleiden, Lähmungen, Schwächen, Schmerzen aller Art finden ohne Messer, ohne Giftmedizin ein sichere, radikale Hilfe, wie sie sonst nie erreichbar sein kann.

Unser Regenerations-Heilverfahren ist die einzige bestehende Methode für innere und äußere Krebsleiden, Tumore, Geschwülste, Geschwüre, Ulcer, Hautleiden usw.

Es hat keinen Bezug, wenn das Leiden oft auch jahrelang bestand, und oft als unheilbar erklärt wurde. Niemand versäume es, die kostenfreie „Information" einzuholen. Unser Spezial-Regenerativ-Heilverfahren ist einzig in seiner Art und sonst nicht im Lande vorhanden. Es ist in Europa mit den höchsten Ehrungen preisgekrönt. Wir brauchen keine leeren Worte, wir bringen absoluten Beweis. Man gehe nicht achtlos vorbei und betrachte es nur als Reklame, es kann für so manchen zur Lebensfrage werden. Man wende sich an das

Institute of Regeneration,
1101 N. Clark Str., German Bank Bldg.
[illegible]

Stock-Meyer.

Von J. O. Hansen.

Am 13. März 1813 verließen die Franzosen Hamburg, welches seit 1806 dem französischen Kaiserreiche einverleibt gewesen war. Die siegreichen Russen unter General Tettenborn rückten in die Stadt und riefen die Bevölkerung zur Teilnahme am Kampfe gegen den Erbfeind auf. Die Hamburger folgten übereilt der Aufforderung und zwar zu ihrem größten Unglück. Denn die Russen mußten die Stadt wieder aufgeben. Noch einmal kamen die Franzosen, geführt von dem wilden Marschall Davoust, zurück und am 31. Mai war die Stadt von Neuem in ihren Händen und mußte nun schwer ihre patriotische Uebereilung büßen. Eine Kontribution von zwölf Millionen Thalern wurde eingetrieben und aus der Bank die Summe von siebzehn Millionen Mark geraubt. Der Marschall wollte Hamburg befestigen und ließ, um für die Festungswerke Raum zu gewinnen, die Wohnungen von 8000 Menschen ohne Weiteres niederbrennen. 30,000 Andere, von der ärmeren Klasse der Bevölkerung, die keinen genügenden Vorrat von Lebensmitteln für den Fall einer Belagerung nachweisen konnten, wurden schonungslos aus der Stadt getrieben. Dies geschah am zweiten Weihnachtstage 1813, als eine bittere Kälte herrschte und der Schnee knietief lag. Viele der Vertriebenen erfroren und verhungerten auf den Wegen.

Unter den Unglücklichen, die in die Winterkälte hinausgejagt wurden, befand sich auch ein sechzehnjähriger Jüngling Namens Christian Meyer, nachmals Besitzer der größten Stockfabrik Europas. Mit seiner Mutter und drei kleinen Geschwistern wurde er ins Elend getrieben und sie besaßen alle zusammen nur einen Thaler als Zehrpfennig. Der Vater blieb krank in einem Hospitale zu Hamburg zurück. Viel fehlte jedoch nicht, so hätte der Wüterich Davoust auch die Kranken aus den Hospitälern schleppen und aus der Stadt bringen lassen.

Christian Meyer war geboren am 4. Juni 1797 in dem hannöverschen Dorfe Nesse, von wo sein Vater im Jahre 1803 nach Hamburg übersiedelte und sich Anfangs als Tischler ernährte, dann sich aber auf die Stockfabrikation verlegte. Obgleich er in diesem Fache eine außerordentliche Geschicklichkeit besaß, so waren die Geschäfte, welche er machte, doch nicht groß, denn die Händler, an welche er seine Stöcke verkaufte, drückten die Preise gar zu sehr herab. Und als gar im Jahre 1807 der Kaiser Napoleon, um seinem Erbfeinde England die Lebensader abzuschneiden, die Kontinentalsperre verhängte, da sank natürlich Hamburgs Handel gänzlich, und es trat eine traurige Geschäftslosigkeit und eine verhängnißvolle Teuerung aller Lebensbedürfnisse ein. Diese Uebelstände machten sich auch bei der Meyerschen Familie fühlbar. Knapphans regierte fortwährend im Hause, und der kleine Christian mußte gar häufig sich hungrig zu Bette legen, wenn er Abends heimkam und den Tag über als Stockhausirer kein Geld gelöst hatte.

In solchem Elend vergingen die Jahre, als das große Ungemach am zweiten Weihnachtstage 1813 herankam — die schon oben geschilderte Massenaustreibung der Armen und Schwachen.

Meyer setzte mit seiner Mutter und den drei Geschwistern über die Elbe nach Stade. Dort aber waren der Vertriebenen bereits so viele, daß die Neuankommenden kein Unterkommen mehr finden konnten. Sie mußten also weiter wandern durch den tiefen Schnee, und fanden endlich in einem Dorfe unweit Bremerlehe gastliche Aufnahme, wo man sie in eine Scheuer einquartierte. Die kleine Baarschaft war längst aufgezehrt. Christian mußte darum sich und die Seinen mit allerhand Gelegenheitsarbeiten ernähren. Das gelang ihm freilich nur in dürftigster Weise. Endlich, im Jahre 1814, zogen die Franzosen ab, und Hamburg war wieder eine freie Hansestadt.

Der alte Meyer erholte sich nun glücklicherweise und wurde wieder gesund.

Um etwas Apartes in seinem Handwerk zu liefern, erfand er eine neue Art von Spazierstöcken, die mit Fischbeinstreifen umwunden und umflochten waren.

Christian half dem Vater beim Fischbeinreißen, und er mußte hart arbeiten von der frühen Morgenstunde bis in die späte Nacht.

Das Geschäft ging eine Zeit lang so gut, daß der alte Meyer schließlich jeden Tag eine Flasche Rotspohn trinken konnte.

Da sollte endlich ein Familienzwist eintreten, der Vater und Sohn vorläufig von einander trennte.

Im Frühling des Jahres 1816 beanspruchte der neunzehnjährige Meyer einen festen Wochenlohn von zwölf Mark Courant, denn er hatte ein hübsches, braves Mädchen kennen und lieben gelernt, und es war nun seine Absicht, sich zu verheiraten.

Damit war der Alte aber nicht einverstanden. Er wollte nicht mit den zwölf Mark herausrücken und behauptete, daß Christian noch zu jung zum Heiraten sei, was letzteres freilich nicht ganz ohne Grund war.

Der Jüngling beharrte eigensinnig bei seinem Willen und sagte: „Wenn dem so ist, dann will ich nicht länger in Deinem Geschäft arbeiten."

„Dann kannst Du gehen", brummte der alte Meyer verdrießlich. „In vier Wochen kann ich mir einen besseren Gehilfen abrichten, als Du einer bist."

Damit war dem Topf der Boden ausgeschlagen. Christian verließ sofort verdrießlich die väterliche Werkstätte und nahm eine Werkführerstelle in einer Fischbein-Bearbeitungsfabrik zu Bremen an.

In Bremen verheiratete er sich mit seiner hübschen Hamburgerin und lebte eine Zeit lang ganz glücklich.

Doch vor Ablauf eines Jahres hatte das Glück ein Ende. Die Fischbeinfabrik machte Bankerott, und Christian wurde dadurch brotlos.

Unter solchen Umständen verlegte er sich von Neuem auf den zuerst erlernten Erwerbszweig. Er fing an, fischbeinumflochtene und andere Stöcke zu fabriziren, hatte aber vorläufig nur sehr geringen Absatz.

Da entschloß er sich, auswärts bessere Kundschaft zu suchen, und wanderte im Oktober 1817, mit einem großen Bündel selbstgefertigter Stöcke auf dem Rücken, zu Fuß nach Leipzig zur Messe.

Er langte dort wohlbehalten, wenn auch mit müde gelaufenen Beinen, an, und nahm Quartier in einem bescheidenen Wirtshause.

Am Tage nach seiner Ankunft stürzte er sich in das bunte bewegte Meßtreiben, um seine Stöcke zu verkaufen und vorteilhafte Handelsverbindungen anzuknüpfen.

Aber er hatte anfänglich nur wenig Glück. Die fischbeinumflochtenen Stöcke kannte man in Leipzig noch nicht. Alle Händler, denen der junge Mann seine Waare anbot, betrachteten das Fabrikat mit Mißtrauen.

Im Laufe von drei Tagen verkaufte er nur sechs Stöcke, und der Ertrag reichte gerade hin für die Wirtshausrechnung.

Traurig betrachtete Meyer oft sein großes schweres Bündel, welches noch mehr als einhundertundzwanzig Stöcke enthielt, und es erfüllte ihn mit Angst, daß er sie vielleicht zum größten Teil wieder nach Bremen heimschleppen müsse.

Doch unverdrossen, mit Hamburger Mut und Beharrlichkeit, machte er sich am vierten Tage von Neuem auf den Weg.

Am Vormittag verkaufte er drei Stöcke. Das war ein recht guter Anfang.

Am Nachmittag aber fing es an zu regnen. Die Leute gingen mit Regenschirmen und brauchten also keine Stöcke. Der arme Christian konnte keinen Handel mehr zu Stande bringen.

Die Dämmerung brach schon herein, als er mit seiner Last von Spazierstöcken in die Nähe des Theaters gelangte. Die hell erleuchteten Fenster eines benachbarten Kaffeehauses lockten ihn, und er trat ein, um eine Tasse heißen Kaffee zu trinken.

Bescheiden nahm er in einer Ecke des eleganten Lokals Platz, machte seine Bestellung, die sogleich von dem Kellner besorgt wurde, und musterte dann die neue Umgebung.

Der gütige Zufall hatte es so gewollt, daß der junge Hamburger Stockhändler gerade in jenes Kaffeehaus geraten war, welches damals den gewöhnlichen Versammlungsort der Leipziger Schöngeister, Schauspieler und Theaterbesucher bildete.

Und wie der Zufall oft wunderlich spielt, so sollte er auch diesmal etwas Gutes zu Wege bringen.

Um einen langen Tisch an der einen Seitenwand saßen etwa zwölf Herren und führten eine lebhafte und geistreiche Unterhaltung. Dazu tranken sie Kaffee, Glühwein und Punsch, die Einen dies, die anderen das.

An den intelligenten Physiognomien, der Gewandtheit der Rede und Gegenrede und den hie und da etwas abenteuerlich und verwogen frisirten Köpfen konnte man leicht erkennen, daß die Gesellschaft aus Schriftstellern und Schauspielern bestand.

Den Gegenstand ihrer Unterhaltung bildete das Gastspiel mehrerer fremden, berühmten Schauspieler und Schauspielerinnen, die zur Messe nach Leipzig gekommen waren. Da wurde nach Herzenslust kritisirt und heruntergerissen, wie das damals schon so Mode war und zum guten Ton gehörte.

Der angenehmste Sprecher unter Allen war ein Herr von mittlerem Alter, groß, fleischig, stark und kräftig wie ein Riese gebaut, mit einem geistreichen Beethovenkopfe, genial und wild fliegendem Haupthaar und kurzsichtigen blauen Augen. Er trug eine goldene Brille.

Dieser Mann war der Schriftsteller und Dichter Siegfried August Mahlmann, damals achtunddreißig Jahre alt und einer der berühmtesten unter den Leipziger Schöngeistern, seitdem er die vortreffliche dramatische Parodie „Herodes vor Bethlehem" hatte erscheinen lassen, durch welche Kotzebues tränenseliges Rührdrama „Die Hussiten vor Naumburg" und die ganze hypersentimentale Geistesrichtung jener Zeit so lustig verhöhnt wurde.

Mahlmann war Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt", welches gehaltvolle Journal damals zu den tonangebendsten in Deutschland gehörte.

Meyer saß gerade hinter dem Dichter und lauschte mit großem Vergnügen der geistreichen Unterhaltung, die er gratis genießen konnte. Er war ja ein aufgeweckter Jüngling und stets für Belehrung empfänglich. Uebrigens verhielt er sich ganz stille in seiner Ecke und wurde von der munteren Gesellschaft anfänglich gar nicht beachtet.

Aber er sollte noch von ihr bemerkt werden und die Stunde des Triumphes und des Glückes für ihn kommen!

Denn nach Verlauf einer halben Stunde etwa wurde die Türe aufgemacht und ein Herr kam herein, der schon anderwärts dem Punschglase etwas übermäßig zugesprochen haben mochte, denn er sah sehr aufgeregt aus und schien nicht ganz sicher auf den Beinen zu sein.

Die Kleidung dieses Menschen war von schäbiger Eleganz, sein Blick frech, ebenso sein Auftreten, und seine Physiognomie hatte etwas Zigeunerhaftes.

Man nannte ihn „Doktor" Scherling, obgleich Niemand sein Doktordiplom je gesehen hatte. Er war ebenfalls „Literat", aber er gehörte zum Sumpfgeschlechte des Literatentums, zu jenem Gestrüpp und Unkraut, welches im Garten der Literatur oftmals die besten und edelsten Pflanzen überwuchert und erstickt.

Er setzte sich dem Doktor Mahlmann gerade gegenüber an den Tisch und schrie nach einem Glase Rotwein, welches ihm sogleich gebracht wurde. Der „Doktor" stierte dann Mahlmann unverschämt an und lächelte dabei höhnisch.

(Fortsetzung auf der 16. Seite.)

Wichtig für Männer.

Wenn Aerzte od. Arzneien Euch nicht helfen, versucht unsere erprobten Heilmittel, die selten fehlschlagen, bei folgenden geheimen Krankheiten: Formulare Nr. 1 und 2 heilen die meisten noch so hartnäckigen Fälle von geheimen Krankheiten und Urinleiden, wie Katarrh-Auswürfe und Satz im Urin. Preis $1.00 die Flasche.— Doktor Tuckers Blut-Spezific für Blutvergiftung in allen Stadien. Preis $2.00 die Flasche. —Prof. Dr. Bois Stärkungs-Pastillen für Männerschwäche, schlaflose Nächte, Nervosität, Melancholie und nicht zufriedenstellendes Eheleben. Preis $1.00 die Schachtel, 3 für $2.50. Die obigen Heilmittel sind nur bei uns zu haben.

Behlkes Deutsche Apotheke,
775 Süd State Straße, Chicago, Ill.
[illegible]

Die Sendung des heiligen Petrus.

Von Haus Fraungruber.

Däs hätt sih der heilige Petrus gwiß nia tramen (träumen) lassen, daß er amol für'n Boanstingl sollt Botengäng verrichten!

Wia der Boanstingl in Sterben glegen is, sagt er zu sein Weib: „Thresl," sagt er, „hintern Schubladenkasten liegt a Strumpfsäckel — is a Sparkassabüchl drein — wird dr groß taugen. Brauchst eppa an guaten Rat — aft fragst 'n Birnegger Jagl, däs is der Pfiffigste im ganzen Ort. Aber sag beilei (beileibe) nit von Geld — daß d' oans hast!"

Wie eahm der Strumpfsäckel von Herzen gfallen war, is der Boanstingl weiterg'storben.

Drei Täg drauf haben s' 'n eingraben.

Bei'n Hoamgehn von Freidhof trappelt der Birnegger Jagl neben der Bäurin her und sie sagt zan eahm: „Auf'n Totenbett hat 'r noh auf dih denkt, der Boanstingl. Und ih sollts belei neamd sagen, daß mr a Geld haben. Versteht sih, ih sag's neamd, koan Menschen nit und sist ah neamd, aber 's i glei, daß mr redt davon."

Der Jagl spitzt seine Oehrl. „Eh wohl," moant 'r und huast a Weil, „auf mih kannst dih verlassen, ih woaß von nix. Bal's d' aber wen brauchst, ih hilf dr schon."

Aft san s' zu der Totenzehrung. Dö is soweit ganz lusti wen, wie's halt schon der Brauch is, und hat andauert bis auf d' Nacht — mein, in Winter san die Täg alle kurz. Nacher haben die Leut noh a Weil gstritten und aft san s' ausanand.

Die Boanstinglin roat (sinnt) a weng, legt sih aft hin und möcht schlafen.

Um Mitternacht klockt (klopft) gach wer bei'n Fenster an.

Dirndl is koans ins Haus, daß eppa wer fensterln kam, muaß aft was anders sein. „Was hats denn?" fragt die Bäurin und lost: Da klockt's noh amol. Steht s' auf und schliaft in Kittel. Derweil tuscht's ah drittsmal.

„Na ja, is 'n a Hasenjagd! Ih kim eh schon!"

Sie macht's Fensterl auf und is schreckbar dakemma (erschrocken).

Steht a weiße G'stalt in Schnee, hat an weißen Goaßbart und sagt: „Weib mach auf! Ih bin der heilige Petrus und han dr was zan verkünden."

Der Boanstinglin zittern d' Füaß vor lauter Schrocken; sie geht aufsperren und denkt ihr noh g'schwind: Guat, daß 'r d' Schlüsseln nit mit hat, sist war 'r glei einatappt ah — und ih in Bett!

Der Petrus hat's gnädi. Er riegelt die Tür zua, aft schlupft 'r in d' Stuben eina, broat d' Händ aus und predigt: „Weib, ih sage dir — gib 's Geld her! Mich schickt der Boanstingl —"

„Aus is's — so war' 'r schon droben in Himmel, mein Mann? O Spetakl, sein Lebta war er koana von die G'schwinden."

Und hiaz is ihr frei, als wa' die ganze Stuben volla Liacht und sie sah 'n Boanstingl als a glanzada mit an Heiligenschein und guldane Flügeln umananddaschnebeln (umflatern).

„Oha," moant aber der Petrus, „so husi (schnell) geht's bei uns nit: dein Mann brat' in Fegfeuer."

Hiaz habt die Bäurin d' Händ z'samm. „Siachst es, ih han mir's allweil denkt, daß 's ah so kemma wird! Er is die längste Zeit bei'm Gmoanwirt gsessen und hat kartelt und vor acht Tägen hat 'r noh 'n Birnegger Jagl mit an blinden Schimmel ang'schmiert."

„Was," schreit der Petrus, „blind is däs Rabenviech?"

„A so, kennt's der heili Petrus?"

„Na ja," huast 'r und zupft sih bei'n Bart, „ih han just von Himmelfenster ohag'schaut. Aber daß ih mein Botschaft meld: — Dein Mann laßt dr sagen, sollst eahm 's Geld schicken. Davon ließ 'r z' Jerusalem an etla hundert Messen opfern für sein arme Seel."

„Hau," wackelt die Bäurin, „freili ah no! Kunt das nit bei uns dahoam g'schehen? Da san s' dena wohlfeiler."

„Weib, däs verstehst nit. Wohlfeiler können s' schon sein, aber aft san s' ah darnach. Gib 's Geld her, ih han nit der Weil!" Und hiaz hebt 'r wieder an zan huasten.

„So a Huasten is was Schlechts," jammert die Boanstinglin, „ih tat eppa 'n heilinga Petrus schleuni a Laterl Hollertee obsiaden?"

„'s Geld will ih haben!" schreit der Himmelsbot.

„Seg han ih nit. Drei in der Stadt, in der Sparkassa —"

„Sakra," schimpft der Petrus, „däs ah noh! Freili, für den blinden Schimmel soll der Boanstingl röften bis zan jüngsten Tag!"

„Aus is's," ribaliert 's Weib, „kunnt's nit der heili Petrus derweil herleihen? Morgen fruah hol ih's, auf d' Nacht hätt ih's —"

„Magst nix machen," sinniert der Weißbartl und huast wieder, „wann ih nur glei nit so viel z'toan hätt! Wolken soll ih schiaben, Schnee soll ih ohabeuteln, die kloan Engel soll ih kampeln — na alsdann, die nächst Mitternacht kim ih wieder. Schau, daß alls richti is!"

Der Petrus spächt a Weil bei'n Fenster außi, aft geht 'r, schiabt 'n Reiber zruck und is dahin.

Der Boanstinglin is aller Schlaf verganga.

In der Fruah legt sie vier g'stärkte Unteröck an, an schwarzen Kittel und an Spenser (Joppe) drüber, bindet aufs Kopftüachl noh a dicke Gugl (Umhängetuch), schiabt 'n Strumpfsäckel mit 'n Sparkassabüachl fest ins Miaderleibl und geht in d' Stadt.

„Aha," rat der Beamte, „die Bäuerin kauft eppa an schön Grund oder tuat leicht gar a wenig bauen?"

„Belei," sagt s', „zu so dumme Sachen han ih koa Geld nit," und verzählt die Botschaft von Fegfeuer. Der Beamte laßt vor lauter Wunder die Pfeifn fallen, sagt aber weiter nix. Wie die Boanstinglin mit'n Geld dahin is, geht 'r umi zan Burgamoasta und meldt die Historie. —

Mitternachts kockt richti der Petrus wieder bei der Bäurin an.

„Hast 's Geld?" fragt er, „dein Mann wuiselt (winselt) vor lauter Gluat und Hitzn; soviel greuen tuat 'n der blind Schimmel."

Die Boanstinglin ziacht 'n Geldbeutel aus 'n Miaderleibl und extra noh a kloans Packl. „San Spitzwegerizeltln drei," sagt s', „dö san soviel heilsam für d' Huasten."

Der Petrus fallt übers Geld her. Eilig hat 'r's, er redt nix und deut nix —

Auf amol klockt noh wer bei'n Fenster . . . .

„He," ruaft a grobe Stimm, „machts auf! Der Erzengel Michel is da und hätt a Post für'n heiligna Petrus."

Die Bäurin schlagt d' Händ übern Kopf z'samme. „Hiaz kimmt der ah noh! 'leicht is der Boanstingl gar schon in Himmel?"

„Stad sei!" wispert der Petrus, tuat an Schnaufer und blast 's Licht aus.

Derweil tummelt's ah drent bei'n Tor.

„He, aufmachen! Der Erzengel Gabriel is ah da und bringt an Gruaß von Bauern."

„Siachst es, in Himmel is er!" schreit die Bäuerin, und ehwenn s' der Weißbartl daglängt (erlangt), is sie bei der Tür und sperrt auf. Maria und Josef — rumpeln zwoa Landjager eina mit scheppernde Gewehr und langmächtige Banganett (Bajonette) dran.

„An schön Gruaß von Boanstingl! schreit der oan und leucht mit a Latern in der Stuben umanand.

„Der Petrus is eahm austemma!" lacht der ander und fangt 'n himmlischen Torwartl bei der Flüg.

Der Bäurin bleibt der Verstand stehn.

„Des seids ja gar nit an —" fibbert s' vor lauter Unwillen, „wer wird mit'n heiligen Petrus so schiach umgehn?"

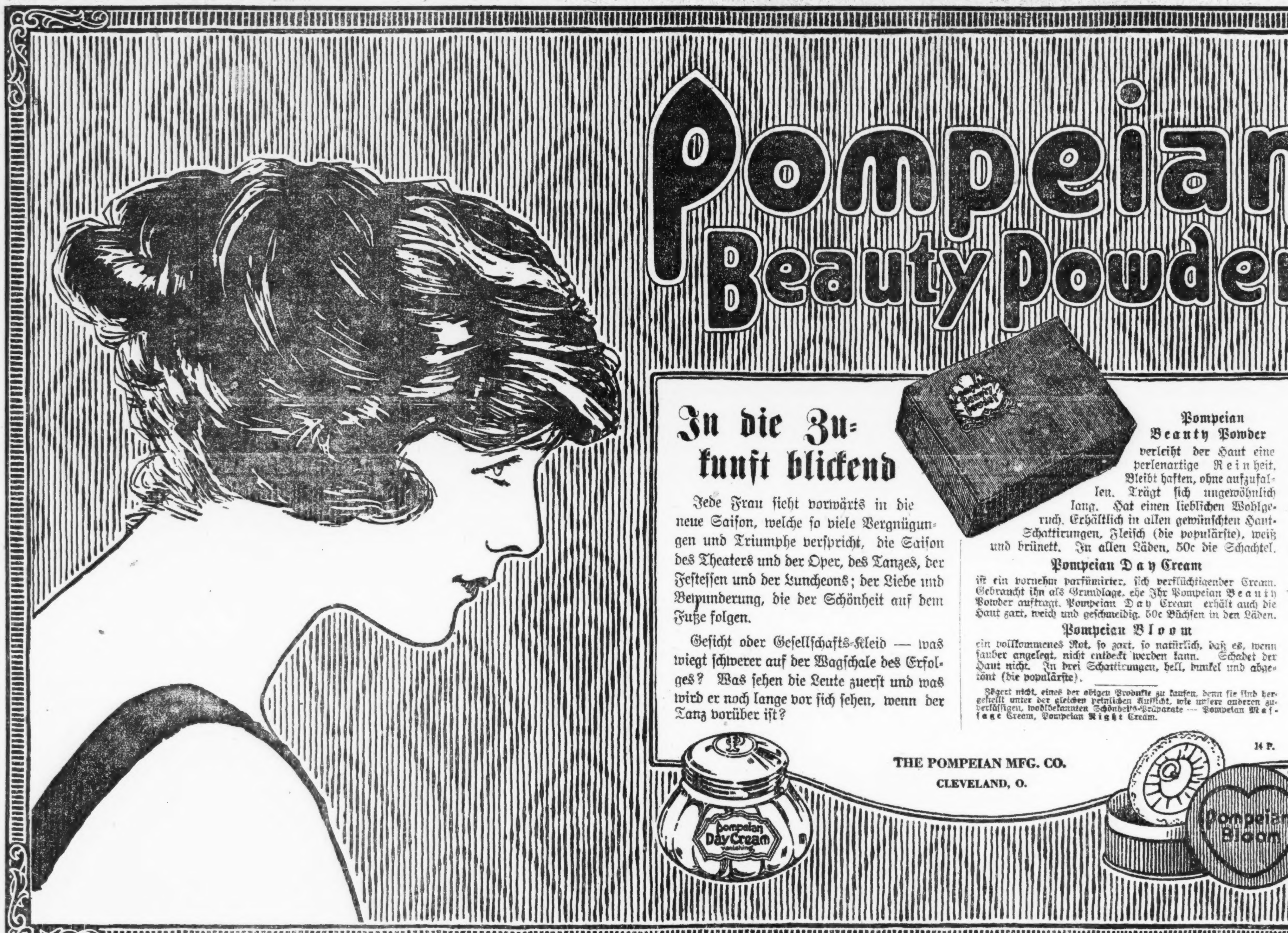
„Denk dr's," sagt wieder der van Landjager „der Schlankel will durchbrenna und brauchet a Roasgeld von dir."

„Ah Spetakl," schreit hiaz die Boanstinglin, wie gach hinter den losgrissna Goaßbart von Petrus a bekanntes G'sicht füraschaut, „däs is ja gar der heilige—Birnegger Jagl!"

„So moan ih ah," bedeut der ander Landjäger, „und hiaz wird der heilige Mann a Oansiedler drein in Landesgricht. Durt kriagt ah die Bäurin ihr Geld wieder z'ruck. — Allo marsch, Lump!"

Sie stößen 'n Jagl außi und treiben den Spitzbuabn durch'n Schnee fort, eini in d' Stadt . . .

Und hiaz, mein liaben Leut, probierts es und kommts zu der Boanstinglin fensterln — werden mr sehn, ob s' noh oan aufmacht, und wann er der hili Geist wa'!



Stock-Meyer.

(Fortsetzung von Seite 15.)

„Es scheint, Sie wünschen etwas von mir?" fragte der Dichter mit verächtlicher Miene.

„Ja, da haben Sie Recht", versetzte Doktor Schierling.

„Ich meine, Sie haben Ihr Teil bekommen, und es wäre am besten für Sie, wenn Sie Ihr Bündel schnürten und aus Leipzig verschwänden."

„Nimmermehr!" schrie Doktor Schierling emphatisch. „Ich weiche nicht vor Herodes dem Eleganten! Sie haben mich in Ihrer Zeitung schmählich heruntergerissen, meine Ehre verletzt und meine Existenz gefährdet! Wie können Sie das wieder gut machen und repariren?"

„Ihre Existenz war allezeit gefährdet durch die Justiz, welche Sie zuverlässig noch beim Kragen nehmen wird, und Ihre Ehre ist längst verrostet unter dem Panzer von Schlechtigkeiten, der Ihre Brust umgibt. Ich habe in meiner Zeitung die Wahrheit über Sie ausgesprochen. In dem Skandalblatte, welches Sie hier gründeten, haben Sie von jeher nichts als Lügen und Verleumdungen und die Drachensaat einer schlechten Denkungsart ausgesäet. Sie mußten erdrückt werden, wie ein giftiges Gewürm, und ich glaubte diese kleine Mühe übernehmen zu müssen. Es war dem Publikum gegenüber meine Pflicht."

„Was ich tat und trieb, ging Sie gar nichts an. Sie haben mich durch Ihre schändlichen Artikel ruinirt, und ich beanspruche von Ihnen einen Schadenersatz!"

„So? Das ist ja recht drollig. Und wie viel beanspruchen Sie denn?"

„Ich würde mich mit der Lumperei von fünfhundert Thalern begnügen."

„Fünfhundert Thaler würden zu Ihrer Besserung nicht viel beitragen können, aber fünfhundert Stockprügel vielleicht. . . ."

„Ha!" schrie Doktor Schierling, in voller Wut aufspringend und sein noch halb gefülltes Glas Wein dem Dichter ins Gesicht schleudernd, „nimm dies kleine Geschenk, Du eleganter Herodes!"

Blitzschnell neigte sich die große Gestalt Mahlmanns über den Tisch und erwischte den Doktor beim Kragen. Er zog ihn nun zu sich herüber, so daß Doktor Schierling mit dem Oberleibe platt auf den Tisch zu liegen kam, und schrie dabei, Richards des Dritten wilden heiseren Aufschrei parodirend: „Einen Stock! Einen Stock! Ein Königreich für'n Stock!"

Sobald Christian Meyer, der mit dem größten Erstaunen und Interesse die bisherige Entwicklung der sonderbaren Szene beobachtet hatte, so energisch nach einem Stocke schreien hörte, da erwachte in ihm augenblicklich der angeborene Geschäftsgeist.

Er riß hurtig aus seinem großen Bündel den dicksten fischbeinumflochtenen Stock heraus.

„Hier, Herr Doktor!" rief er eifrig. „Hier ist ein passender Stock!"

Mahlmann ergriff den dargereichten Stock, ohne den Geber weiter zu beachten, da er genug zu'tun hatte, seinen zappelnden Gegner niederzuhalten.

Er versetzte geschwind dem Doktor Schierling drei schwunghafte Hiebe aus dem ff. Dann riß er ihn empor und schleuderte ihn vom Tisch weg.

„Werft das Scheusal in die Wolfsschlucht!" schrie er gebietend mit Donnerstimme.

Flugs ergriffen die drei Kellner des Etablissements den Doktor Schierling beim Rockkragen und warfen das in ganz Leipzig übelberüchtigte Subjekt mit wahrer Wonne zur Türe hinaus.

„Wem gehört der Stock?" fragte der Dichter.

„Mir", versetzte Christian, auf sein Bündel zeigend.

„Es scheint, Sie sind Stockhändler?"

„Ja, ich bin von Bremen zur Messe nach Leipzig gekommen."

„Wie heißen Sie, junger Mann?"

„Christian Meyer."

„Nun, gehen die Geschäfte gut?"

„Leider nicht!" entgegnete der junge Hamburger traurig und mit tiefem Seufzer. „Diese neue Art mit Fischbein umflochtener Stöcke, welche mein Vater erfunden hat, wollen hier in Leipzig keinen rechten Absatz finden. Ich glaube, ich habe mich in meiner Spekulation gründlich getäuscht. Denn ich hoffte auf gute Handelsverbindungen und spätere vorteilhafte Absatzwege nach Sachsen."

„Nun, nun", sprach der Dichter, den Stock schwingend, „man muß nicht gleich verzagen, wenn's ein bischen schief geht im Leben. Ich habe den Stock ja eben probirt, und ich finde, daß er ganz vortrefflich ist. Da sitzt bei aller Leichtigkeit noch Wucht und Schwung darin, und auch das Aeußere ist sehr hübsch und eigentümlich in seiner Art. Sehen Sie doch, meine Herren! Was kostet ein solcher Stock?"

„Einen Thaler und vier Gute. Das ist der genaueste Preis."

„Ein sehr mäßiger Preis für solche treffliche Arbeit! Ich wünsche diesen Stock zu behalten. Hier das Geld, junger Mann! Auch wünsche ich Ihnen in Ihren Geschäften den besten Erfolg. Vielleicht werde ich im Stande sein, noch sonst etwas für Sie zu tun!"

Die übrigen Herren von der Tafelrunde betrachteten unterdessen Mahlmanns neuen Stock und dann die anderen Stöcke, welche Christian ihnen nun geschäftig zur Ansicht vorlegte.

Das Resultat war, daß er in einer halben Stunde sieben Stöcke verkaufte. Mahlmanns anerkennende Worte hatten das Interesse für diese Neuheit erweckt.

Ganz vergnügt verließ Meyer das Kaffeehaus, wo es ihm so gut ergangen war.

Aber es sollte noch viel besser kommen! . . . .

Freilich, am nächsten Tage war kein Geschäft zu machen, denn der Regen goß in Strömen nieder, und kein Mensch fragte nach Spazierstöcken. Nur die Regenschirme florirten an diesem Tage als guter Handelsartikel.

Doch am darauffolgenden Tage herrschte das prächtigste Frühlingswetter. Die goldene Sonnenkugel funkelte hoch am azurnen wolkenlosen Himmel und warf ihre freundlichen Strahlen über das bunte Gewimmel der Leipziger Ostermesse.

Und an diesem schönen Ostertage ging auch Christian Meyers Glücksstern glänzend auf.

Er langte mit seinem Bündel von Spazierstöcken nach einigem Umherwandern vor der Börse an und blieb vor dem Portal stehen, um die gerade herausströmende Schaar von einheimischen und fremden Kaufleuten zu betrachten.

„Werde ich wohl auch einmal ein solcher großer Kaufmann sein?" war sein stiller Gedanke.

Er ahnte nicht, daß er diesem stolzen Ziele gar nicht mehr so ferne war.

Da stutzten plötzlich zwei junge Herren bei seinem Anblick. Sie blieben stehen, und der eine fragte: „Sind Sie der Stockhändler aus Bremen?"

„Ja," versetzte Meyer.

„Sie haben diese neue Art fischbeinumflochtener Stöcke zu verkaufen?"

„Hier sind solche Stöcke", antwortete Meyer und nahm sein Bündel vom Rücken.

Die beiden Herren kauften jeder einen Stock.

Dies wurde von anderen Personen bemerkt, und es näherten sich mehrere. In einer halben Stunde verkaufte Meyer zu seiner angenehmen Ueberraschung fünfzehn Stöcke.

Da näherte sich ein Herr und zog den jungen Mann beiseite. Dieser erkannte einen Engroshändler, bei dem er schon gewesen war, der ihn aber abgewiesen hatte.

„Wie viele fischbeinumflochtene Stöcke haben Sie noch?" fragte der Leipziger Kaufmann hastig.

„Reichlich neunzig."

„Ich kaufe sie alle!"

„Aber. . . ."

„Ich mache eine Bestellung auf vierhundert Stöcke von dieser Art."

Christian glaubte zu träumen. Auf einmal schien sich eine wahre Wut der Leipziger bemächtigt zu haben, seine Stöcke zu kaufen!

„Meine Stöcke werden jetzt gut gekauft", sagte er vorsichtig. „Neulich bot ich Ihnen diese hier mit einem bedeutenden Rabatt an, jetzt kann ich sie nur zum vollen Preis verkaufen."

„Einerlei! Ich nehme die Partie zum vollen Preis! Kommen Sie jetzt mit mir, damit wir in Ruhe über die ferneren Lieferungsgeschäfte reden können. Ich wohne ja ganz in der Nähe."

Meyer folgte dem Kaufmann in dessen Wohnung, wo dieser ihn mit Wein und Butterbrot regalirte.

„Ich kann nicht recht begreifen," sagte der junge Mann, „wie auf einmal eine solche große Nachfrage nach meinen Stöcken entstehen konnte. Vor einigen Tagen noch machte es mir viele Mühe, meine Waare an den Mann zu bringen."

„Ich will Ihnen das Geheimniß erklären", versetzte der Leipziger lachend. „Da lesen Sie, und Sie werden erkennen, welches Glückskind Sie sind!"

Er reichte ihm ein Zeitungsblatt und zeigte ihm einen Artikel.

Es war die neueste Nummer der „Zeitung für die elegante Welt."

Meyer las den bezeichneten Artikel, und er begriff sofort, was er vorher nicht hatte fassen können.

Mahlmann hatte in sehr guter Laune einen äußerst humoristischen und trefflich gelungenen Aufsatz über den Kaffeehausvorfall veröffentlicht; erstlich in seinem eigenen Interesse, um Entstellungen, die sich im Publikum hätten verbreiten können, vorzubeugen, dann aber auch, um seine Leser zu erheitern.

Doktor Schierling wurde durch diesen Artikel gänzlich zu Boden geschmettert. In der Tat verschwand er einige Tage später aus Leipzig und ward nicht mehr gesehen.

Für Christian war das Wichtigste der Abschnitt, der ihn selbst betraf. Der Dichter hatte in seiner Schilderung des Vorfalls die Geistesgegenwart des Stockhändlers gepriesen, der so rasch mit dem nötigen Apparat bei der Hand gewesen war, und dann eine ausführliche Beschreibung des neuen fischbeinumflochtenen Stockes geliefert, den er als etwas unvergleichlich Praktisches, Schönes und Handfestes lobte und seinen Lesern dringend zur Anschaffung empfahl.

Diese drollige Reklame veranlaßte die plötzliche große Nachfrage nach Meyers fischbeinumflochtenen Stöcken.

Auch andere Händler suchten den jungen Mann auf, die sehr bedauerten, daß sie leer ausgehen mußten, aber sie machten beträchtliche Bestellungen.

Einige Tage später reiste Christian mit der Post nach Hause zurück, mit einem hübschen Sümmchen Geld in der Tasche und einer Brieftasche voll Bestellungen.

Die Reise zur Messe war also so glänzend ausgefallen, wie er es selbst in seinen kühnsten Träumen nicht gehofft hatte.

Christian Meyer übersiedelte mit seiner Fabrik von Bremen nach Hamburg, wo dieselbe sich rasch aufs Großartigste entwickelte.

Außer der Herstellung von Spazierstöcken betrieb er die Bearbeitung von Fischbein und Elfenbein und fing auch einen Mahagoniholzhandel an.

Im Jahre 1836 baute er ein schönes großes Fabrikgebäude und bezog dasselbe mit einhundertsechsundsiebzig Arbeitern. Die Zahl der Arbeiter stieg bis zu seinem Tode auf zweihundertundachtzig und unter seinen Nachfolgern auf siebenhundert.

Der brave tätige Mann starb im Jahre 1848 und hinterließ ein großes Vermögen. In Hamburg wurde ihm eine Granitsäule als Denkmal gesetzt mit der einfachen Inschrift:

„H. C. Meyer.
Von seinen Freunden."

Die Stufenleiter.

Ein Reisender kommt zu einem Geschäftsmanne in Tennessee, den er gern als Kunden gewinnen möchte. Er preist ihm seine Waaren in allen Tonarten und mit jener Ueberredungskunst an, die die höchste Tugend eines guten Reisenden ist — — umsonst.

„Ich brauche nichts."

Damit gibt sich der Reisende nicht zufrieden, er wäre ein herzlich schlechter Geschäftsmann, wenn er's täte. Aber weil er ein guter Geschäftsmann ist, lenkt er das Gespräch auf allgemeine Dinge; er erzählt Witze, erzählt Abenteuer aus seinem Reiseleben und erwähnt dabei zufällig, daß er viel in Texas gereist sei.

„In Texas?" fragt der Mann von Tennessee. „In welchem Teile von Texas?"

„In Kaufman County."

„Was Sie nicht sagen! Kennen Sie dort vielleicht einen gewissen John Williams?"

„Na, hören Sie, ich werde meinen alten Freund John nicht kennen! Das ist ja mein ältester und bester Freund."

„So?! Wie klein doch die Welt ist: der John ist mein Bruder."

„Nicht die Möglichkeit!" rief entzückt der Reisende. „Sie, da müssen wir sofort darauf trinken." Die Aufforderung fand bei dem Tennesseer vollstes Verständniß und ungeteilten Beifall. Und sie gingen und tranken eins.

„Wie geht's denn dem John? Habe lange nichts von ihm gehört."

„Ach, es geht ihm soweit ganz gut."

„Richten Sie ihm einen Gruß von mir aus, wenn Sie wieder nach Kaufman County kommen. Sagen Sie ihm, daß wir hier miserable Zeiten haben, daß ich bis über die Ohren in Schulden stecke und nicht ein noch aus weiß. Wenn er mir helfen will, soll er sich nicht lange besinnen, ich kann's gerade jetzt gut brauchen."

Und sie tranken noch eins und noch eins, und beim fünften Glase fing der Mann wieder von seinem Bruder an: „Lieber Freund, wenn Sie wieder nach Kaufman County kommen, sagen Sie meinem Bruder, es gehe mir ganz leidlich, und die Verhältnisse besserten sich nach und nach, wenn auch noch manches zu wünschen übrig sei."

Beim zehnten Glase umarmte er den Reisenden ein über das andere Mal und bemerkte:

„Bruderherz, grüße mir den John recht herzlich und sag' ihm, wenn er was braucht, soll er mich's wissen lassen . . . auf etliche Tausende kommt mir's nicht an: ich hab's ja dazu, und schließlich ist er doch mein Bruder."

Der Reisende zog natürlich mit einem sehr ansehnlichen Auftrag ab und segnete im Stillen den Bruder John in Kaufman County . . . den er in seinem ganzen Leben nie gesehen hatte. Aber das nächste Mal wird er ihn besuchen und als bester Freund des Bruders in Tennessee auch ihn als Kunden gewinnen.

— Anzeige. — „Für den Vertrieb von Oelen und Lacken werden Provisionsreisende gesucht. Letztere sind im trockenen Zustande glänzend und hart wie Glas, zerspringen nicht, kriegen keine Risse und sind in dem Handel in Flaschen und Kruken auf dem Bauche mit unserer Firma versehen."